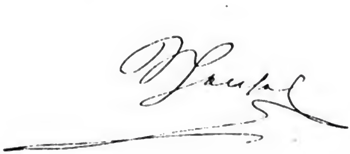


Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren

Sebastian Hensel, Paul Hensel

Sebastian Hensel.





Sebastian Hensel

Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren

mit einem Vorwort
von Prof. Paul Hensel

---

2. Auflage.

B. BEHR's VERLAG
BERLIN W. 35
1904.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Noch vor wenigen Jahren hätte das Erscheinen einer Autobiographie eines Deutschen keiner Rechtfertigung bedurft. Konnte man doch auf die reichhaltige Memoirenliteratur in Frankreich und England hinweisen, der gegenüber die Spärlichkeit der Selbstzeugnisse in deutscher Sprache einen nur allzukläglichen Kontrast bildete. Diese Zeiten sind vorbei. Alle Ereignisse in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts können wir in der Art und Weise, wie sie auf die Mitlebenden eingewirkt haben, genau verfolgen; auch die Männer, welche diese Ereignisse selber herbeigeführt haben, die mit dem Schwert und der Feder tätig gewesen sind, haben nicht geschwiegen; dem Geschichtsforscher, dem Kulturhistoriker und dem Literaturforscher ist ein fast überreiches Material erwachsen.

So musste denn nach dem Tode meines Vaters die Frage an uns Überlebende herantreten, ob wir die hinterlassene, umfangreiche Autobiographie lediglich als einen Familienschatz ansehen, wie er selbst sie angesehen haben wollte, und als Hausgut bewahren wollten, oder ob der Versuch zu machen sei, einzelne Teile dieser Biographie einem grösseren Publikum zugänglich zu machen. Wenn wir uns zur Publikation entschlossen haben, so fühlen wir uns auch verpflichtet, über die Gesichtspunkte, die uns dabei geleitet haben, kurze Rechenschaft zu geben, da diese Gesichtspunkte zu gleicher Zeit die Auswahl aus dem vorhandenen überreichen Stoff bestimmten, und

die Gründe angeben, weshalb wir glauben, für diese Aufzeichnungen ein mehr als nur privates Interesse in Anspruch nehmen zu können.

Zwei Gesichtspunkte sind es namentlich, die hier massgebend wurden. Das Buch meines Vaters: die Familie Mendelssohn, welches zuerst im Jahre 1879 erschien, hat einen grossen Kreis von Lesern und Freunden gefunden. Aus zahlreichen Zuschriften, die immer wieder und wieder ihren Weg auf den Schreibtisch meines Vaters fanden, vermochten wir aber zu ersehen, dass der für meinen Vater subjektiv geforderte Abschluss des Buches mit dem Tode seiner Mutter 1847 viele Leser nicht befriedigt hatte. Immer wieder wurden Fragen laut: Was wurde aus den andern Geschwistern, Rebecka und Paul, wie hat sich ihr Leben weiter gestaltet, warum bricht das Buch so unvermittelt ab?

War es doch kein Roman, in dessen Mittelpunkt ein einzelner Mensch steht, war es doch eine „Familienbiographie", die uns mit einem Kreise wirklicher Menschen bekannt machte, und es erschien wie eine schrille Dissonanz, diese uns lieb gewordenen Menschen unter dem Eindruck eines schweren Unglücks stehend zu verlassen, ohne dass wir weitere Kunde von ihnen erhielten. Auch die wenigen Worte, die mein Vater in den folgenden Auflagen hinzufügte, konnten diese berechtigten Vorwürfe nur zum Teil entkräften.

Da schien nun in dem ersten Teil der Autobiographie meines Vaters alles das gegeben zu sein, was so viele anteilnehmende Stimmen gewünscht hatten. Gerade der Umstand, dass die Wahl seines Berufs meinen Vater zwang, aus dem Berliner Familienkreise auszuscheiden, hatte einen regen brieflichen Verkehr mit den übrigen Familienmitgliedern zur Folge, und die mit Sorgfalt gepflegte Vorliebe für die Kunstform des Briefes konnte sich hier so recht nach Herzenslust ergehen. Namentlich ist es die eigenartige Gestalt Rebeckas, die in diesen Briefen in voller Deutlichkeit uns vor Augen tritt mit

ihrem scharfen, oft ätzenden Verstande und ihrer weichen, überströmenden Liebe, mit der sie den verwaisten Sohn ihrer geliebten Schwester in alle Rechte eines eigenen Kindes einzusetzen nicht zögerte.

So konnten wir denn hoffen, durch diesen ersten Teil der Autobiographie eine Ergänzung und einen Abschluss des in der „Familie Mendelssohn“ unvollendet Gelassenen zu geben. Es drängte sich nunmehr die Frage auf, ob auch die anderen Aufzeichnungen, namentlich also die nach dem Tode Rebecka Dirichlets, ein selbständiges Interesse in Anspruch nehmen könnten, oder mit andern Worten, die Frage, ob mein Vater nur als Mitglied der Familie Mendelssohn Anspruch auf Beachtung habe, oder ob sein individuelles Leben Wert habe, kennen gelernt und gewusst zu werden. Dass die Entscheidung dieser Frage gerade für uns, die dem Leben des Vaters naturgemäss nicht völlig objektiv gegenüber stehn können, erhebliche Schwierigkeiten hatte, ist deutlich; die Gründe, die für ihre Bejahung entschieden, möchte ich noch kurz zusammenfassen.

Bei aller schon erwähnten Reichhaltigkeit unserer Memoirenliteratur aus dem letzten Jahrhundert lässt es sich doch nicht verkennen, dass vorwiegend, wie auch billig, die Männer zu Worte gekommen sind, die in der grossen politischen Umwälzung selber handelnd am Werk gewesen sind. Allen voran Bismarck, aber auch andere bedeutende Staatsmänner und Militairs haben nicht geschwiegen. Neben dieser politischen Entwicklung geht aber eine andere sich teilweise mit ihr verbindend, teilweise sie durchkreuzend einher, eine weitgehende Umgestaltung der Lebensgewohnheiten und der Denkrichtung des deutschen Bürgertums. Wenn wir auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts sehen, so trifft die Einteilung in Lehrstand, Wehrstand und Nährstand für unser Volk noch im Wesentlichen zu. Dann führte die Periode unserer klassischen Dichtung und der Romantik zu einer starken Betonung der ästhetischen Interessen als

bestimmender Momente für die Lebensführung, und in dieser geistigen Atmosphäre, die in dem Hause meiner Grosseltern sich so entscheidend geltend machte, ist mein Vater erwachsen; dass er Künstler werden sollte, war für seine Eltern nahezu selbstverständlich.

Es ist überraschend, zu sehen, wie typisch auch diese Entwickelung für eine ganze Reihe der um 1830 geborenen Deutschen sich ausweist. Und es war nicht nur früh erwachte Selbstkritik, welche meinen Vater an seiner Fähigkeit, ein Künstler zu werden, zweifeln liess, es waren auch grosse Zeitströmungen, die ihn erfassten und ihn anderen Zielen zuführten. Der Vorzug und die Gefahr des künstlerischen wie des wissenschaftlichen Lebens liegt in ihrer Unzeitlichkeit, ihrer den augenblicklichen praktischen Forderungen des Lebens abgewendeten Richtung. Gerade damals aber begannen die Deutschen, sich auf diese Aufgaben zu besinnen, und der Appell, in das tätige Leben mit einzugreifen, sei es auch in noch so bescheidener Sphäre, mit welchem der Wilhelm Meister abschliesst, war nicht wirkungslos verhallt. Gerade die Rückkehr zu den einfachsten Betätigungen musste aber den in feinster ästhetischer Bildung Aufgewachsenen besonders lockend erscheinen; wieder einmal trat die Natur der Kultur gegenüber; es trat freilich nicht als ökonomische Massenbewegung, doch aber typisch bei einer ganzen Anzahl begabter Einzelner ein „Zug aufs Land“ ein, dessen Wirkung auf die Entwickelung der deutschen Landwirtschaft dem schärfer Zusehenden nicht verborgen bleiben kann.

Leichter erkennbar, weil auch bei den Mächtigen der Zeit vielfach hervortretend, ist das starke Interesse an politischen Dingen, das uns vielfach in diesen Aufzeichnungen entgegentritt. So unfertig und haltlos uns auch heute die jugendlichen Auslassungen eines hauptsächlich an Heine und Börne orientierten politischen Denkens erscheinen mögen, so bezeichnend sind sie für die Stationen des Leidensweges, auf denen viele aus der Generation

unserer Väter den Weg politischer Einsicht wandeln mussten. Diese Aufzeichnungen durften nicht fehlen, wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, was diese Männer alles zu lernen und zu vergessen hatten, damit sie sich endlich an dem zu freuen vermochten, was wir heute vielfach gedankenlos als etwas Selbstverständliches hinzunehmen gewohnt sind.

Auch die letzte Wandlung im Leben meines Vaters, die Übernahme der Direktion einer Aktiengesellschaft in Berlin, erschien uns als bedeutungsvoll genug, um in seinen Worten gegeben zu werden. Von Jean Paul zur Leitung eines Hotels — darin mag mancher einen Abfall sehen — einen Lebenslauf in absteigender Linie. Gerade dieser Weg ist aber typisch für eine grosse Anzahl tüchtiger Männer geworden, und trügt nicht alles, so liegt gerade darin ein Teil der Erklärung für die oft aufgeworfene Frage, wie es möglich war, dass die unpraktischen Deutschen so rasch auf dem Gebiete industriellen Wettbewerbs es mit ihren geschulten Konkurrenten aufnehmen konnten. Männer von der Art meines Vaters bewahrten die Anschauungen, die sie durch eine vorwiegend geistige Lebensführung ausgebildet hatten; sie sonderten ihre Tätigkeit nie aus dem Zusammenhang allgemeiner Interessen aus und waren auch in fremden und verwirrenden Verhältnissen der Richtung sicher. Der zweite Teil von meines Vaters Lebensarbeit, der ihn aus der Stille seines landwirtschaftlichen Berufes in das Berlin der Gründerjahre führte, ergänzt das Gesamtbild der Zeit, wie es sich in einem Menschenschicksal spiegelt. Die Aufgabe, die damals der ganzen Nation gestellt wurde, sich mit allen Fährlichkeiten der modernen Wirtschaftsentwicklung auseinanderzusetzen, hat mein Vater auch in der Gestaltung des eigenen Lebens und der eigenen Arbeit lösen müssen.

So treten wir denn mit diesem Buch vor die Öffentlichkeit, obwohl der Mann, der hier spricht, nie in der Öffentlichkeit hervorgetreten ist; wir glauben damit doch

nicht, das „diary of a nobody“ zu geben. Ob jemand und wie viele es freuen wird, mit diesem Buche geheime Seelenzwiesprache zu pflegen, das muss der Zukunft überlassen bleiben, was mir oblag, war, Rechenschaft davon zu geben, dass es pflichtmässige Motive gewesen sind, die uns zur Herausgabe des Buches veranlasst haben.

Noch einige Worte über die redaktionelle Arbeit, die an dem sehr umfangreichen Manuskript vorgenommen werden musste. Meine Schwester, Frau Lili du Bois-Reymond und ich haben das Manuskript so benutzt, dass wir lediglich Kürzungen und Streichungen vornahmen, und dass alsdann bei der endgültigen Redaktion meine Schwester nur diejenigen Zusätze gemacht hat, die notwendig waren, damit aus den Fortlassungen keine Lücken entständen.

Erlangen, 19. Juli 1903.

Paul Hensel.

„The Life of every man is a diary
in which he means to write one
story, and writes another; and
his humblest hour is, when he
compares the volume as it is,
with what he voved to make it.“

The little minister
by
I. M. Barrie.

I. Berlin. Lehr- und Wanderjahre.

Berlin war um das Jahr 1830 eine ganz andere Stadt als heute, und nicht die allerkühnste Phantasie hätte damals die Veränderung geahnt, die in den nächsten 60 Jahren eintrat. Aber man kann weiter gehen: Preussen, Deutschland, Europa befanden sich in einem Zustand, himmelweit von dem jetzigen verschieden. Es ist ein für mich unschätzbarer Glücksfall gewesen, mit vollkommenem Bewusstsein die alte Welt gekannt zu haben und mit frischen Kräften das Neue und Neuste miterleben zu dürfen. Wer 10 Jahre später geboren wurde, kannte die alte Zeit nur von Hörensagen, wer um eben so viel früher das Licht der Welt erblickte, stand der neuen Zeit oft schon zu fremd gegenüber, um ihre grossen Veränderungen freudig mitzumachen. Um nur von einem Gebiete ungeheurer Wandlungen und Fortschritte zu sprechen: Ich bin auf der ersten kontinentalen Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln bald nach ihrer Eröffnung 1835 gefahren und erinnere mich der wunderlichen und phantastischen Fragen, die an uns in Berlin gerichtet wurden: ob man nicht die Luft verliere, ob man nicht verbrenne, und was dergleichen Ausgeburten der aufgeregten und besorgten Phantasie mehr waren.

Europa war ruhig; die, welche die Stürme der napoleonischen Kriege mitgemacht hatten, waren schon alt, die jungen Leute waren im Frieden herangewachsen und kannten nichts anderes. Und namentlich Deutschland war ruhig; es hatte unter den Gräueln und Verwüstungen

der langen Kriegszeit am schwersten gelitten, und alle Menschen hatten zu tun, ihr Leben zuerst sehr notdürftig wieder neu zu zimmern. Die Politik spielte die denkbar kleinste Rolle im Leben der Nation. Der Bundestag sorgte dafür, dass diese friedliche Stille nicht gestört würde, dass Deutschland nach dem damals beliebten Ausdruck „ein geographischer Begriff" blieb; die deutschen Einzelregierungen sorgten dafür, dass auch in ihren engeren Grenzen die Ruhe durch nichts gestört wurde. Von dem, was die preussische Regierung im Stillen tat, eine bessere Zukunft anzubahnen, erfuhr das Publikum nichts und bekümmerte sich nicht darum. Wer Sinn hatte, sich mit Politik zu beschäftigen, lauschte den Nachrichten, die von jenseits der Grenzen kamen; so eröffnet, charakteristisch genug, das Tagebuch meiner Mutter den 4. Januar 1829 mit folgenden Worten:

„Dieses Jahr wird einen wichtigen Abschnitt in unserem Familienleben bilden: Felix, unsere Seele, geht fort, mir steht der Anfang meiner zweiten Lebenshälfte bevor, Paul tritt ins Leben; wie sich bei uns alles rührt und rückt, so auch in den meisten Kreisen unserer Bekannten, so in der Welt. — Griechenland frei, d. h. in der Gewalt der europäischen Mächte, denen es anheimgestellt ist, seine Stellung zu bestimmen, die Türkei in Waffen, Russland nach einem bedeutenden Feldzug auf dem Rückmarsch in die Winterquartiere. England in schiefer Stellung gegen Irland, welches mit der Gewalt der Verzweiflung seine Menschen- und Bürgerrechte fordert, in zweideutiger Politik gegen Portugal als Schützer der Donna Maria Gloria, Frankreich als Vermittler der griechischen Freiheit in Morea (seine Gelehrten in Egypten, Champollion) in beständigem inneren Kampf gegen Jesuitismus und Ultraismus (Béranger), Spanien durch Faktionen zerrüttet, durch das gelbe Fieber verwüstet; Portugal in dem bedauerswertesten Zustande der Anarchie, Don Miguel krank, vielleicht tot, seine Mutter als seine Feindin, Don Pedro lau und unentschlossen.

Ich kehre zurück nach der Leipzigerstrasse Nr. 3."

Es ist charakteristisch für die Zeit, wie meine Mutter nach dieser Umschau in alle Staaten Europas, selbst die kleinsten, mit einem salto mortale, ohne Deutschland, Preussen, die Stadt Berlin auch nur mit einem Wort zu erwähnen, in das Vaterhaus springt. So dachten, so empfanden alle — das Vaterland existierte nicht, sondern das Ausland, und dann, unvermittelt, das Vaterhaus.

Ehe ich aber meiner Mutter nach der Leipzigerstrasse Nr. 3 folge, möchte ich das Bild der Vaterstadt etwas genauer ausführen, wie sie 1830 aussah, als ich in ihr geboren wurde.

Berlin war eine Kleinstadt mit 240000 Einwohnern. Von all den schönen modernen Bauten, die Berlin im Jahre 1890, wo ich dies schreibe, zieren, war nichts vorhanden. Nur die alten Schlüter'schen Schöpfungen, das Zeughaus, die reizende kleine Loge in der Dorotheenstraße, damals umgeben von einem herrlichen Garten und nicht erdrückt durch die beiden abscheulichen Seitengebäude, dann das Schloss, das Brandenburger Tor und weniges andere aus der früheren Zeit war vorhanden. Sonst fast ausschliesslich dürftige Privathäuser ein- und zweistöckig. Kein edles Material, nur Putz, sehr viel Fachwerkbauten. Kein Erker noch Balkon geduldet. Die Stadtmauer umgab noch das ganze damalige Weichbild, das aber noch lange nicht vollgebaut, weite Korn- und Kartoffelfelder und wüste öde Sandplätze, namentlich im Osten, enthielt. Vor den Toren begann fast unvermittelt das Land. Von den reizenden Villenanlagen der Tiergartenstrasse war nichts vorhanden; wo heute die Viktoriastrasse und ihre Nebenstrassen sich ausbreiten, war ein Kaffeegarten Kemperhof. Der Kanal existierte nicht, dagegen schlich weiter hinaus durch endlose Sandflächen der „Schafgraben", den die Berliner, als die „Lucia" von einer italiänischen Truppe aufgeführt worden war, den Lämmermoor nannten, in dem die Jungen auf Exkursionen ungeniert badeten, ohne davon reiner zu

werden. Trottoir lag nur sehr sporadisch, selbst in den Hauptstrassen, das Pflaster bestand durchweg aus unbehauenen, runden Granitfindlingen. Kanalisation kannte noch keine Stadt Europas, Wasserleitung existierte nicht. Daher litt Berlin im Sommer unter unerträglichem Staub, und die Rasenplätze verdorrten schon Anfangs der heissen Jahreszeit. Nur in einem Garten, dem der Wasserfreunde, wurde der Rasen nachts mit feuchten Tüchern bedeckt; dieser erhielt sich daher halbwegs grün, wenn alles andere längst wie Taback aussah, und dorthin wallfahrtete Berlin im August und freute sich an dem schönen Anblick. Von öffentlichen Gartenanlagen existierte garnichts als der Tiergarten; aber auch dieser war durch den Staub häufig ungeniessbar und bestand im wesentlichen aus Kiefern; das Überwuchern des Laubholzes fällt in meine Erinnerungszeit. Von öffentlichen Denkmälern besass Berlin das freilich herrlichste des grossen Kurfürsten, die Feldherren Friedrichs des Grossen auf dem Wilhelmsplatz, damals in schon sehr durch das Klima geschädigtem Marmor. Der Wilhelmsplatz selbst war knietiefer Sand, auf ihm eine Reitbahn, die viel benutzt wurde, weil Prinz Karl dem Zureiten der Pferde gern zusah. Die Bildsäulen der Feldherren aus den Freiheitskriegen wurden allmählich aufgestellt ohne viel Teilnahme des Publikums: als Rauchs Standbild Blüchers an einem Frühmorgen geräuschlos enthüllt wurde, standen nur drei Zuschauer auf dem weiten Platze: Gneisenau, Hegel und der Meister Rauch selbst. Preussens Heer, Wissenschaft und Kunst huldigten dem Helden des heiligen Völkerzornes, das Volk und selbst die Gebildeten glänzten durch Abwesenheit. — Der Wilhelmsplatz eine Sandwüste, der Belle-Alliance-Platz ein Sumpf, der Dönhoffsplatz ungepflastert und öde, mit Wochenmarktsüberbleibseln überstreut. Der Königsplatz ein unpassierbarer sandiger Exerzierplatz. Nur der Leipziger Platz bot ungefähr den jetzigen Anblick, aber kleine, unansehnliche Häuser.

Strassenreinigung in dem Sinne, wie wir sie heute verstehen, gab es überhaupt nicht. Dazu fehlten die unerlässlichen Vorbedingungen: Gutes Pflaster, Wasser und sehr viel Geld; denn reine Strassen sind zwar eine äusserst angenehme, aber auch äusserst teuere Sache. Ich weiss nicht, was unangenehmer zu ertragen war, der Staub im Sommer, der Schmutz im Winter, oder der Geruch der Rinnsteine oder „Rennen“, wie der Berliner sagte, die, ohne genügendes Gefälle angelegt, allen Unrat aufnehmen mussten. Ein Erlebnis, wie es Onkel Dirichlet als junger Bräutigam in Berlin hatte, wäre heute unmöglich, da es zu hell und zu rein dazu ist. Nach einem Balle bei Mendelssohns geleitete er eine Freundin von Rebekka, deren Abholung nicht erschienen war, nach Hause. Kurzsichtig, wie er war, trat er beim Überschreiten des Dammes in einen ungeheuren zusammengekehrten Haufen Strassenschmutz, der abwarten sollte, dass er abtrocknete und als Staub in die Augen und Lungen der Berliner befördert würde. So beförderte ihn Onkel im nassen Zustande und in ausgiebiger Fülle über die Balltoilette seiner Begleiterin. Entschuldigungen seinerseits, Versicherungen ihrerseits, es habe ja gar nichts zu sagen, dauerten, bis ihr Haus erreicht, sie hinaufbegleitet und Dirichlet huldvollst und mit vielem Danke für die liebenswürdige Eskorte entlassen war. Unten angekommen, fand er die Haustür verschlossen, musste daher noch einmal hinauf, sich den Hausschlüssel ausbitten (Portiers gab es damals nur in Minister- und anderen Hotels), trat in die Tür. Die Dame sass mit dem Rücken gegen die Tür, hatte das zerstörte Kleid vor sich ausgebreitet, glaubte, es sei ihr Bruder, mit dem sie zusammen lebte, der herein komme und sagte: „Nu sieh mal, wie der lange Saumagen mich beplanscht hat.“ —

Noch schlechter wurde freilich der Zustand der Berliner Strassen, als 1841 die Wasserleitung eingeführt wurde ohne Kanalisation, und die Rinnsteine alle Abwässer der Häuser aufzunehmen hatten, ohne zu wissen, wo sie damit bleiben sollten.

Die Gasbeleuchtung wurde allmählich in den Hauptstrassen eingeführt. In den Häusern verbreitete sich die Gasbeleuchtung noch viel allmählicher. 1827 fragte meine Mutter Klingemann, in London habe man wohl schon in den Häusern Gas. Damals existierte in Berlin ein öffentlicher Saal mit Gasbeleuchtung. In den Häusern brannte man recht mangelhaft konstruierte Öllampen, in luxustreibenden Familien Wachslichter (Stearinkerzen sind eine Erfindung neuerer Zeit) und bei dem Bürgerstand, in den Küchen und Schlafzimmern — Talglichter. Daher war die Lichtputzschere ein unentbehrliches Möbel und in feiner Ausführung aus damasciertem Stahl — salonfähig. Zum Feueranmachen bediente man sich des Schwefelfadens in der Küche, des Stippfeuerzeuges im Zimmer. Ich weiss nicht, ob das Märkische Museum etwa noch ein solches unter seinen prähistorischen Schätzen aufbewahrt. Onkel Dirichlet besass und benutzte sie bis an sein Lebensende, — weiss Gott, wo er sie noch immer herbekam und wehrte sich energisch gegen die neue Erfindung der Schwefelhölzer aus Zündmasse, die gerieben wurden. Das Stippfeuerzeug bestand aus einer Flasche, mit Asbest gefüllt, auf den Schwefelsäure geträufelt war. Das Schwefelholz wurde hineingestippt und entzündete sich mit prasselndem Geräusch, Schwefelsäureteilchen und Funken umherspritzend und nicht selten Löcher in Möbel und Kleider brennend — — eine sehr unvollkommene Einrichtung, gegen die Tändstickers gehalten, die seitdem ihren Triumphzug um den Erdball bis auf die entferntesten Inseln der Südsee angetreten haben, ebenso wie die Petroleumlampe.

Und wie diese das Wachslicht und die Öllampe, wie die Tändstickers den Schwefelfaden und das Stippfeuerzeug verdrängt haben, so die Wiener Cafés und Bierpaläste die damalige Konditorei. Die Wiener Cafés habe ich in Berlin eingeführt. Als ich den Kaiserhof einrichtete, war ich in Wien behufs Ankaufs des Mobiliars eines grossen, nach der Wiener Weltausstellung verkrachten

Hotels. Hier fand ich im Café Donau, gleichfalls verkracht, den Cafetier Bauer. Der Mann gefiel mir, und ich zog ihn nach Berlin, wo er im Kaiserhof das erste Wiener Café mit dem glänzendsten Erfolge eröffnete, und in wenigen Jahren gab es kaum einen Eckladen, der nicht mit einem solchen besetzt war. Die Konditoreien, die Jostys, Spargnapanis, Stehelys, in denen in den 30er und 40er Jahren die Menschen sich trafen und Zeitungen lasen, waren weggefegt, wie die Hausratten durch die Wanderratten. Alle diese Konditoren waren Schweizer, wie noch zu meiner Zeit die Pomatti's, Zappas und Bucellas in Königsberg. — — Jetzt werden auch diese wohl den Wiener Cafés haben weichen müssen. Jeder hatte seine besondere Spezialität in Leckereien; so machte Spargnapani die berühmtesten Reistörtchen, die Onkel Felix uns immer zu schmecken gab, wenn er in Berlin war; jeder hatte auch sein bestimmtes Stammpublikum, das alle Besucher kannten, und so konnte es sich denn ereignen, dass, als der berühmte Egyptologe Lepsius, am Ziel seiner Wünsche angelangt, im Schatten der Cheopspyramide lagerte, ein Mann, um die Ecke biegend, überrascht vor ihm stehen blieb und fragte: „Habe ich nicht das Vergnügen gehabt, Sie bei Stehely zu sehen?“ Hier hatte allnachmittaglich Lepsius Kaffee getrunken und war dadurch eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden.

Und wie die Café's von Wien, so hielten die Kneiplokale von München aus ihren Einzug. In meiner Jugend war Bier ein verachtetes und gemeines Getränk. Das ist es ja meiner Meinung nach auch heute noch; aber die Menschheit ist zu ihm herabgestiegen. Bier wäre auf einem anständigen Tische einer Familie und gar einer Gesellschaft früher eine Unmöglichkeit gewesen, — auf dem ersten Balle, den ich meinen Kindern in Berlin gab, wurden auf 10 Flaschen Wein — 120 Flaschen Bier getrunken.

Mit Café's und Kneipen bürgerte sich auch das Nachtleben und Treiben ein. In meiner Jugend waren

um 10 Uhr alle Strassen still und leer, heut wimmeln Linden und Friedrichstrasse die ganze Nacht durch von Menschen.

Eine meiner glänzendsten Kindererinnerungen war der Weihnachtsmarkt auf dem Schlossplatz; er liegt jetzt in den letzten Zügen. Die 50 Pfennig-Bazare haben ihm den Rest gegeben. Aber er war sehr schön, und meine Seligkeit, als Vater ihn einmal mit mir besuchte und mir sagte: „Das schenke ich Dir alles, aber Du darfst es nicht anfassen,“ war grenzenlos. Der Weihnachtsmarkt war damals selbst in den besten Kreisen populär; der König und die Prinzen besuchten ihn, und es wird kaum eine Familie gegeben haben, die ihren Kindern nicht seinen Anblick verschafft hätte. Von Weihnachtsausstellungen gab es wenig; der Konditor Fuchs Unter den Linden veranstaltete eine solche, die uns damals höchst glänzend vorkam, mit ihrem Spiegelkabinet und den Draperien des „genialen“ Hoftapezierers Hiltl; heute würde sie kaum den anspruchslosesten Besucher locken. Ausserdem waren die Dioramen von Gropius, die bescheidenen Vorläufer der heutigen Riesenpanoramen, der Zielpunkt der Weihnachtswanderungen.

Der Adresskalender, heute aus zwei dicken Bänden bestehend, war 1830 ein dünnes Heftchen, das, um einen einigermassen stattlichen Leibesumfang zu haben, von Sonnen- und Mondfinsternissen, Nordlichten und anderen Dingen berichtete, die denn doch zu Berlin in etwas losem Zusammenhange standen. Er erinnerte darin etwas an die Karte Afrikas in meinem alten Stielerschen Atlas, in dem, um die absolute geographische Leere mancher Stellen zu füllen, sich Notizen finden wie folgende: „Grosse Herden von Elephanten, Rhinoceros, Büffeln u. s. w.“ oder „die Talebene des Barotselandes, in welcher Zuckerrohr, Bananen etc. kultiviert werden, ist, wie Egypten, alljährlichen Überschwemmungen ausgesetzt; das Wasser steigt 60 engl. Fuß hoch.“ Für die Menschenleerheit und Verkehrslosigkeit der Köpenickerstrasse in meiner

Jugend spricht das Urteil Hermann Muhrs über den Unfall, der seine Nichte betraf: sie war überfahren worden, was Hermann als unmöglich und unbegreiflich in einer Strasse erklärte, wo nur alle Stunde ein Wagen im Schritt durchfahre. Er hatte die Strasse eben seit 20 Jahren nicht gesehen und war ohne jede Ahnung von dem Verkehr, der sich da entwickelt hatte. — Wie einsam z. B. die Leipzigerstrasse war, sehen wir daraus, dass Felix Mendelssohn mit einigen Freunden die Wette einging, er wolle mit einem Rosenkranz auf dem blossen Kopfe von Leipzigerstrasse 3 bis zum Dönhoffsplatz gehen. Er gewann die Wette, — es begegnete ihm eben kein Mensch.

Von öffentlichen Fuhrwerken gab es nur wenige Droschken zweiter, damals einziger Klasse, die natürlich bei Unwetter schnell vergriffen waren, sonst aber schlechte Geschäfte machten; denn gefahren wurde damals in Berlin äusserst wenig. Im sogenannten Bullenwinkel, da, wo heute die Taubenstrasse nach dem Hausvogteiplatz durchgelegt ist, wohnte der Fuhrmann Erdmann, der gute Wagen für Festlichkeiten etc. verlieh, daher man solchen Mietswagen einen „Erdmann“ nannte. Dieser versorgte fast ausschliesslich die bessere Gesellschaft. Noch im Jahre 1848 verwundete Paul Mendelssohn, als er Posten stand, mit dem Bajonett einen Gaul, auf dem ein Kerl johlend durch die Strassen sprengte, mit dem Ruf: „Die Russen kommen, die Russen kommen!“ Als er aber am anderen Morgen einen „Erdmann“ bestellte, liess dieser sagen, Herr Mendelssohn könne zu Fuss gehen, warum habe er ihm die Nacht sein bestes Pferd „gespickt“. Berlin war so klein, dass Erdmann gleich wusste, wer das Attentat auf seinen Gaul begangen, und dass Herr Mendelssohn, weil Erdmann zürnte und ihm den Wagen verweigerte, zu Fuss gehen musste. — Heute giebt es in Berlin über 800 Fuhrwerksverleiher, darunter 60 ausschliesslich für Equipagen, ungerechnet natürlich Droschkenbesitzer, Leichenwagen, Krankenwagen etc. Von Omnibussen, Pferdebahnen, Eisenbahnen war natürlich keine Rede. Die Verbindung

mit Charlottenburg besorgten Kremser, die in langen Reihen am Brandenburger Tor standen und nicht eher abgingen, bis der ganze Wagen voll war, so dass man an gewöhnlichen Tagen oft stundenlang auf eine letzte „lumpige“ Person warten musste und daher meistenteils lieber zu Fuss ging. Dass es bei der Armut der Zeit sehr wenige Privatequipagen gab, versteht sich von selbst. So war denn die Belebtheit der Fahrdämme gering. Aber auch das Fussgängergewühl heutiger Zeit würde man vergeblich gesucht haben; höchstens die enge Königstrasse war zu gewissen Tageszeiten belebt und an schönen Sonntagnachmittagen die Südseite der Linden. Von der Pracht und Eleganz der heutigen Läden gab es nichts. Die einzige Spiegelscheibe Berlins war im Eckfenster des Königlichen Schlosses, ein Geschenk des Kaisers von Russland an den König, und ganz Berlin pilgerte dorthin, das unerhörte Wunder anzuschauen. Überhaupt war die Einfachheit der Lebensführung, die Sparsamkeit des Haushalts, die Prunklosigkeit und Nüchternheit der Einrichtungen, der Toiletten, der Bewirtung, und die Ärmlichkeit des äusseren Anblicks der Stadt ausserordentlich gross. Dazu kam die Dürftigkeit der Natur, die damals noch viel auffallender war als heute, wo durch das Sprengen namentlich eine künstliche Vegetation erzeugt wird, die damals ganz fehlte.

Aber das war doch nur die Aussenseite. Ich glaube, nicht etwa nur, weil alle alten Menschen glauben, dass es in ihrer Jugend viel schöner, die Kirschen viel süsser, der Sommer viel farbenreicher, dass wirkliche Heiterkeit und gebildeter Umgang damals häufiger war als jetzt. Man lebte auf sehr bescheidener, aber auf für lange Zeit hinaus gesicherter Grundlage, an eine Umwälzung, einen Krieg, eine Krisis, einen Klassenkampf, eine soziale Revolution und dergleichen Schreckbilder der Jetztzeit dachte niemand. Man hatte viele geistige, wissenschaftliche und künstlerische Interessen. Die schwerste Zeit war überwunden, man sah unermesslichen Fortschritten auf allen

Gebieten des menschlichen Lebens entgegen, von denen man viel Beglückendes und Erspriessliches erwartete, ohne die Schäden zu ahnen, die solche Fortschritte unausbleiblich im Gefolge haben mussten. Man lebte langsamer, ruhiger, ohne Hast und Hetze. Die Geschäftsleute hatten zweimal wöchentlich „Posttag“. Da war viel zu tun; aber die übrigen Tage hatten sie Musse und konnten sich auch mit anderen Dingen beschäftigen, und sie beschäftigten sich sehr ernsthaft mit anderen Dingen. Die Entfernungen waren nicht so gross; man hatte Zeit und Lust und geistige Spannkraft zu anregendem geselligen Umgang und klugem Menschengespräch. Kein Telephon klingelte, keine Depesche störte die Nachtruhe, kein Zug ging zu unwahrscheinlich früher Zeit ab. Die Zeitung spielte keine Rolle; man las die Vossische oder die Spenersche, die sich wesentlich nur durch den Namen unterschieden und in denen es ungefähr so zuging, wie in Mutters politischer Übersicht: sehr viel England, Frankreich, Spanien, Griechenland, dann mit einem Ruck in die allerengsten vier Pfähle, in eines jeden Leipziger Straße No. 3.

In diesem so anders gearteten Berlin besassen meine Grosseltern ein Grundstück, wie es in der heutigen Grossstadt mit den unerschwinglich hohen Bodenpreisen nur noch wenige in den Händen von Privatleuten giebt. Eins nach dem andern sind sie der Bauspekulation zum Opfer gefallen oder in den Besitz des Staates übergegangen. Das Grundstück lag am Ende der Leipzigerstraße, dicht am Leipzigerplatz. Es grenzte hinten an den Garten des Prinzen Albrecht und hatte seitwärts einen Küchengarten mit einem Ausgang nach der Kommunikation hinter der damaligen Stadtmauer, die im Zuge der heutigen Königgrätzerstrasse vom Brandenburger- bis zum Hallischen Thor die Stadt schloss. Diese Kommunikation war für alle daran angrenzenden Grundstücke, die sämtlich Thüren auf dieselbe hatten, Ablagerungsplatz für alles Gerümpel, zerbrochene Töpfe, Müll, tote Katzen und andere Rari-

täten. Für uns Jungen war dieser Verbindungsgang aber unschätzbar. Es war eine erwünschte Erweiterung des Gartens, wegen der Wildheit und Liederlichkeit, die dort herrschte, mit einem Anstrich von Romantik. Jeder verfolgte „Räuber“ flüchtete dorthin, ja, der Hauptvorteil war, dass man, die Kommunikation schnell durchlaufend, über den Leipzigerplatz, wo sie mündete, die Leipzigerstrasse, unser Vorderhaus, den Hof, das Hinterhaus, wieder den Garten erreichen und den Feinden, den Stadtsoldaten, Trojanern, Mingos, Franzosen oder was die Gegenpartei nun gerade darstellte, in den Rücken fallen konnte, wenn diese Gegenpartei nicht etwa auf den scheusslichen Gedanken gekommen war, ein anderes herrliches Versteck aufzusuchen. Zwischen den Seitenflügeln von Leipzigerstrasse 2 und 3 nämlich befand sich ein sogenannter Traufgang, wie er bei vielen Grundstücken des alten Berlins üblich war, d. h. die Brandmauern stiessen nicht hart zusammen, sondern es war zwischen ihnen ein ganz enger Gang, in den die Dachtraufen beider Grundstücke ihr Wasser fallen liessen, daher der Name. Dieser Gang war so eng, dass selbst ein schmächtiger Junge nur quer sich durchschieben konnte, wobei Jacke und Hose bedenkliche Spuren der schimmeligen und moosbewachsenen Wände davontrugen. Kellerasseln Tausendfüsse, Regenwürmer bevölkerten ihn, Spinneweben zogen sich von Wand zu Wand, und es war für ein Jungensgemüt einfach himmlisch. Das schönste aber war eine Fledermauskolonie, die ich schwärmerisch liebte. Hier nun im Hinterhalt zu liegen und auf den nichtsahnenden Mingo mit Delawarengeheul vorzuspringen, war eine Wollust. Dann gab es noch ein Versteck: der Zugang zum Garten war entweder über einen Balkon in unserer Wohnung; diesen verachtete ich als zu gewöhnlich, höchstens, dass ich über das Geländer des Balkons in den Garten sprang; die Treppe zu benutzen, verschmähte ich beharrlich, oder auf dem anderen Seitenflügel an Vaters Atelier durch einen Korridor, auch über eine Treppe. Nicht ganz so verächtlich

wie der Balkon, denn es wurde eigentlich von den Autoritäten nicht gern gesehen. wenn man diesen Zugang benutzte, der von rechtswegen verschlossen sein sollte, aber immer offen war. Aber der beliebteste Zugang war unter diesem Korridor durch den Keller. Gänzlich dunkel, mit vermoderter Treppe, war derselbe angefüllt mit allem möglichen Gartengerät, alten Blumentöpfen, Stangen, Stroh, Heu, zerbrochenen Kisten und bot hundert Verstecke. Dies war natürlich mein steter Weg in den Garten, und jedes Jungenherz wird das verstehen. Und es war nicht blos der beliebteste Zugang, sondern auch unser stundenlanger Aufenthalt, wo wir lagerten, uns Schauergeschichten erzählten, aus dem Garten erbeutetes Obst versteckten und verzehrten (eine herrliche Weinwand war gleich neben der Tür von der Atelierwand) und endlich die letzte Zuflucht eines verfolgten „Räubers", der, wenn er sich in irgend einer Ecke des sich unter dem ganzen Flügel hinziehenden Kellers versteckt hatte, unmöglich zu finden war; wie oft habe ich da unter einer Strohmatte gelegen, bekrochen von allerlei Getier, und mich über die vergeblichen Versuche meiner Verfolger, mich aufzuspüren, gefreut. Endlich aber hatte ich noch ein Versteck, das nur ich kannte und von dem die Welt heute zum ersten Male erfährt: eine herrliche dichtbelaubte alte Linde, die einen so glücklichen Astbau hatte, dass man mit ziemlicher Leichtigkeit bis weit in ihre Krone klettern und oben, vollkommen unsichtbar für alle von unten spähenden Augen, sitzen konnte.

Aber ich greife weit vor; fürs Erste bin ich noch garnicht geboren, werde mich aber jetzt sofort zur Welt kommen lassen.

Am 16. Juni 1830 war der erste wichtige Tag in meinem Leben: ich kam auf die Welt, in der ich mich seitdem über 60 Jahre ununterbrochen aufgehalten habe.

Meine Paten waren u. A.: Zelter und Rauch. Rauch hat mir später die Originalskizze der Mässigung, einer

Sockelfigur des Denkmals Friedrichs des Grossen geschenkt. Wahrscheinlich meinte er, dass die Mässigung ein nützliches Patengeschenk für mich sein würde, und er hat Recht gehabt. Bald nach meiner Geburt brach die Julirevolution in Paris aus, und meine Mutter, die eine eifrige und freisinnige Politikerin war, schmückte mein Steckkissen mit dreifarbigen Schleifen und zeigte mich so meinem Vater, der nicht sehr erbaut von dieser Überraschung gewesen sein soll, denn er war ein wütender Franzosenfeind und jeder Revolution abhold, möglich, dass von dieser Beflaggung die Politik in mich gefahren ist, die mich viele dumme und törichte Streiche im Leben verüben liess.

Es kamen keine weiteren Kinder, und ich wuchs ohne Geschwister und Spielgefährten, in stetem Verkehr mit Erwachsenen, ja sogar ohne Kinderstube auf, da ich mich stets im Atelier des Vaters oder im Musikzimmer der Mutter befand. Dieses Leben hat seine Vorzüge und seine Nachteile: ich war dem ständigen Umgang mit ungebildeten Kinderwärterinnen entzogen, eine ideale Kunstatmosphäre umgab mich, und ich halte es für durchaus nicht gleichgültig, ob das Kinderauge sich an den Anblick des Struwelpeters oder der Raphael'schen Loggien gewöhnt, ob das Kinderohr Leierkastengassenhauer oder Bach'sche Fugen sich einprägt. Aber freilich, das Leben mit Kindern war mir versagt, und als mir später in meinem Vetter Walter Dirichlet ein Spielgefährte erwuchs, war ich drei Jahre älter und ihm unzweifelhaft überlegen. Einen Autoritätsfreund habe ich erst erhalten als 17jähriger Mensch in Roby von Keudell und da erst erfahren, was ich meine ganze Jugend hindurch hatte entbehren müssen. Allen meinen übrigen Spielkameraden war ich mindestens gewachsen, meistens sogar, wie Bräsig sagt, über.

Infolgedessen war ich auch ein erstaunlich frühreifes Kind, von den zahlreichen dafür sprechenden Geschichten soll hier nur eine stehen, weil sie die Tante Luise Hensel

in ihrer verständigen Art und das verzogene „Wunderkind" in seiner gekränkten Eitelkeit hübsch zeigt:

Ich hatte „Ein Veilchen auf der Wiese stand" gelernt und muss wohl von meiner Mutter gelobt worden sein, weil ich Rührung über das arme Veilchen empfand, und ging geschwollen zu Tante Luise — von der gleich mehr zu sagen sein wird — und erzählte ihr, ich hätte über das arme Veilchen geweint. Sie, die eine grundgescheute Natur und jeder Affektation abgesagte Feindin war, sagte ganz trocken: „Ja, Kinder weinen manchmal über alles mögliche dumme Zeug." — „Olle Hexe", entgegnete ich tief entrüstet und gekränkt und verliess das Lokal, wo mein sanftes Herz so wenig Gegenliebe fand. Die beiden Schwestern meines Vaters, Luise und Minna, lebten, erstere zeitweise, letztere beständig, in unserem Hause. Luise, die Tochter eines protestantischen Predigers, war, dem Zuge der Zeit folgend, nach schweren inneren Kämpfen und langem Widerstreben der Familie katholisch geworden; es war bitterer Ernst und heilige Überzeugung, die sie zu diesem Religionswechsel trieb, und es wäre nichts dagegen zu sagen gewesen, wenn sie wenigstens für die vielen Opfer, die sie gebracht, inneren Frieden und Freudigkeit der Seele errungen hätte. Leider war das nicht der Fall, und noch auf dem Totenbett quälte sie, die nie ein Fehl begangen, nie auch nur einer Fliege ein Haar gekrümmt hatte, eine namenlose Angst vor dem Fegefeuer und den Höllenstrafen, eine Angst, die geflissentlich von fanatischen Priestern geschürt und gesteigert wurde.

Den ersten Unterricht hatte mir natürlich meine Mutter erteilt. Dann kam ich auf die Liebesche Schule. Diese muss ein etwas zweifelhaftes Institut gewesen sein, wenigstens wurde sie von den Meinigen immer mit unverhülltem Hohn behandelt und zu meinem grossen Ärger die Libysche Wüste genannt. Ich liess mich das aber wenig anfechten und war selig in dem mir bis dahin unbekannten Umgang mit Jungen. Ob ich viel gelernt

habe, weiss ich nicht: man lernt überhaupt auf Schulen nach meiner Erfahrung nicht viel im Verhältnis zu der aufgewendeten Zeit, und mein Ideal wäre, die Jungen zu Hause unterrichten zu lassen und für die Freiviertelstunden in die Schule zu schicken: „sic volo sic jubeo", wie der Kaiser an Gossler schreibt, ich habe leider versäumt, diesen Vorschlag der Schulreform-Kommission zu unterbreiten!

In meiner Erinnerung ist die Liebesche Schule eine fortgesetzte Reihe von Festlichkeiten gewesen. Meine Mutter schreibt darüber an meine Grossmutter, die nach Leipzig gereist war: Sebastian habe ich eine viel zu schöne Tasse für Herrn Liebe kaufen lassen, er war zur Schokolade gebeten und kam um 8 ganz begeistert zu Hause von all der Herrlichkeit: Schlittenfahren auf dem Hof, Schneeballen, und 2 Gläser Kardinal, die er getrunken hatte. Ich hoffe, es wird diesem Kardinal an den eigentlichen Kardinaltugenden gefehlt haben. Als ich heute früh von 6 Grad Kälte hörte, frort Ihr mich sehr, ich hoffe, Ihr seid nun bald per aspera ad Felix et Cäcilia. In England ist ein Lehnstuhl erfunden, auf dem man von London nach Windsor hört, wenn man in der Geschwindigkeit ein solches Ding zwischen hier und Leipzig etablieren könnte, wollte ich mich anheischig machen, 8 Tage darauf sitzen zu bleiben." Das mit dem Lehnstuhl ist doch offenbar eine prophetische Vorahnung des Telephons, die meine Mutter gehabt hat. Ebenso schreibt sie der eben abgereisten Rebekka 1833 nach: „Ehrenerklärung für Dich und mich! Als die Serviette aufgehoben wurde, auf der Du die schöne Wirtshaussuppe verzehrt hattest, die zwei Stunden darauf vortrefflich schmeckte, fanden sich die beiden Drücker darunter, die wir so schmerzlich suchten und die Dir wahrscheinlich während der Reise mehr als einmal einfallen werden. O Privattelegraphen! Unsere Enkel rufen sich das in zwei Minuten nach und vor Potsdam erfährst Du es." Über denselben Geburtstag von Herrn Liebe schreibt sie in einem zweiten

Brief nach Leipzig: „Ich lege Dir Sebastians Krakelfüsse bei, weil er erstlich den ganzen Vormittag gestern fleissig daran gearbeitet hat und weil es Dich doch ohne Zweifel sehr interessiert, zu erfahren, wieviel Gänsebrüste und Keulen Herr Liebes liebende Schüler ihm zu Magen gelegt haben. Nächstes Jahr bekommt er von mir ein Bund Heu, da er Nahrungsmittel zu lieben scheint." An einem Festabend fand ein anderes schönes Fest bei Liebe statt, wo ein Pfannkuchen, so gross wie ein Wagenrad demjenigen Jungen zufiel, bei dessen Vorbeidefilieren vor dem Pfannkuchen ein Pistolenschuss ertönte. Ob Herr Liebe mogelte, weiss ich nicht, aber ich war der Glückliche, schleppte den Kuchen nach Hause, zwang die ganze Familie, davon zu essen — ich glaube, er war sehr klietschig — verdarb mir selbst hoffnungslos den Magen daran, gab den Dienstboten grosse Stücke und war sehr selig, bis ich am anderen Tage in der Schule lauter lange Gesichter sah, da der eigentliche Zweck des Kuchens war, eine Massenvergiftung der ganzen Schuljugend zu verursachen.

Die Kinder unseres Gärtnes Clement waren meine steten Spielkameraden, nicht so fein wie Walter Dirichlet, aber viel brauchbarer. Eigentlich waren es, was man Strassenjungen nennt, zu jedem dummen Streiche bereit und mir fanatisch ergeben. Wenn ich es mir heute überlege, glaube ich die ganze Gesellschaft war nicht gerade geeignet, den Umgang eines etwas übermütigen Knaben zu bilden. Der Vater liebte einen guten Tropfen etwas zu sehr. Aber seine Wohnung im Keller des Vorderhauses war ein Eldorado für mich, und jeden freien Augenblick brachte ich dort zu. Mutter hielt mich sehr knapp mit dem Essen, weil man damals meinte, das sei gesund für Kinder. Häufig fand ich mich daher zu der Mittagszeit bei Clements ein, es gab dort so göttlich gemeines Essen: sauere Stinte schweben mir noch heute als grosse Delikatesse vor, ich habe nie im späteren Leben meine Erinnerung auf ihre Richtigkeit prüfen

können. Mit dem alten Clement spielte ich Schach, und wir sprachen französisch zusammen, er war von der französischen Kolonie und hatte sein Französisch vergessen, ich konnte es noch nicht, und so wird wohl unsere Unterhaltung ebenso klassisch gewesen sein wie unser Schachspiel.

Aus dem Sommer 1839 muss ich eines bedeutenden und dauernden Eindrucks gedenken: des Schauspielers Seydelmann, des grössten, den ich gesehen habe. Er las bei uns an verschiedenen Abenden vor: Schillersche Balladen und Trauerspiele; ich erinnere mich des Handschuhs — er las mit unerreichter Lebendigkeit: „Und rings im Kreis, von Mordlust heiss, lagern sich die greulichen Katzen," klingt mir noch heute in den Ohren. In Richard III. vor der grossen Szene in der Schlacht, wo Richard ruft: „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd," hörte er auf, denn, sagte er, das muss so furchtbar geschrieen werden, dass es in einem Zimmer unmöglich ist. Vater fragte ihn einmal, wie er es mache, im Fiesco als Mohr so klein zu erscheinen. Darauf antwortete er, ganz in sich zusammensinkend: Der Mohr muss ja klein sein. Den Carlos im Clavigo fasste er nicht in der hergebrachten Weise als Bösewicht auf, sondern als wirklich um Clavigo besorgten Freund; er sagte, der Schlüssel zu Carlos Verständnis liege in den Worten: „Da macht wieder einmal einer einen dummen Streich." Als Franz Moor machte er schon beim ersten Auftreten einen greulich unheimlichen Eindruck, und das lag daran, dass alle seine Kleider ihm zu weit waren und nachlässig um ihn herumschlotterten.

In demselben Sommer ging Tante Rebecka mit dem sechsjährigen Walter, Mutter mit Tante Minna Hensel und mir nach dem eben erst entdeckten Heringsdorf. Heringsdorf war damals ein ganz einfaches Fischerdorf mit Strohdächern, Misthaufen und kleinen völlig komfortlosen Wohnungen; es hat sich seitdem so völlig verwandelt, dass es mir bei meiner späteren Anwesenheit unmöglich

war, auch nur einmal den Platz wiederzufinden, wo unser damaliges Haus gestanden haben muss. Es lag an einem Akazienhügel, — das Haus ist fort, die Akazien sind fort, der Hügel ist fort — und von der Reisegesellschaft leben nur noch Tante Minna und ich. Meine Mutter beschreibt die Lage in ihrem ersten Briefe folgendermassen: „Schade, schade, liebste Mutter, dass Du keine Beine hast um ein wenig hügelauf, hügelab zu steigen, sonst müsstest Du einmal her, es ist gar zu schön hier. Das ganze Terrain ist hier so hügelig, dass man nicht sechs Schritte auf ebenem Boden gehen kann, dabei durchaus mit schönem Buchenwald, Wiesen und Kornfeldern bewachsen, und so entstehen selbst in den Regionen, wo man das Meer nicht sieht, auf jedem Schritt die lieblichsten Landschafts- und Genrebilder. Wir haben erst vor uns ein wirklich idyllisches Tal, mit zerstreuten Strohdächern, aus denen Abends ein überaus appetitlicher Rauch aufsteigt, einzelne Baumgruppen, links ein Süsswassersee, rechts auf einem Hügel hohe schlanke Buchen und Akazien, hinter all dem ein weites grosses Stück Meer, das heut aufs schönste vielfarbig und weissschäumig leuchtet. — Die Jungen haben an den Brüggemannschen Kindern vortreffliche Spielkameraden, und wir an den Eltern überaus artige und gefällige Mitbewohner. Das Pumpen und gegenseitige Aushelfen geht den ganzen Tag, und Sonnabend wollen wir die Reihe der Kaffees eröffnen. Das Essen spielt eine grosse Rolle, und gewöhnlich sprechen wir bei jeder Mahlzeit schon von der nächsten. Fische haben wir zu meinem grössten disappointment noch nicht bekommen, alle Tage haben sie andere Ausreden, um keine zu haben; heute werden wir uns welche aus Swinemünde kommen lassen.“

Dass der Aufenthalt an der See mit allen ihren Herrlichkeiten für Kinder ein sehr seliger für uns war, versteht sich. Allerdings wurden die Eindrücke durch die viel mächtigeren unserer sich unmittelbar anschliessenden italienischen Reise bald in den Schatten gestellt. Italien

war von jeher das Ziel der Sehnsucht meiner Eltern gewesen, jetzt endlich im August 1839 waren alle Hindernisse überwunden, und wir reisten gleich nach der Rückkehr aus Heringsdorf „unerbärmlich“ ab, wie Walter statt unwiderruflich oder unaufhaltsam sagte. Ich will nicht dafür stehen, ob ich nicht anfangs ein ähnliches Urteil über Italien fällte, wie jenes Kind, das bisher immer im Sommer an der See gewesen war, über die Schweiz. „Wie hat Dir denn die Schweiz gefallen,“ fragte die Tante. „Greulich“, war die Antwort, „nicht eine vernünftige Hand voll Sand zum Spielen.“ Denn ich war doch eben ein Kind und es ist nicht gerade eine günstige Fügung des Schicksals für mich gewesen, dass die einzigen grossen Reisen meines Lebens in mein 5tes, 9tes und 14tes Jahr fielen. Ich will gewiss nicht leugnen, dass ich mich auf den Reisen entwickelte, das zeigt schon allein der Abstand der Handschrift und des Stils im Anfang und am Schluss des Tagebuchs, das ich gewissenhaft auf der ersten italienischen Reise führen musste; aber im ganzen war es doch ein Jammer, dass die Perlen Italiens vor solch ein kleines Ferkel geworfen wurden, und ich die Reisen nicht in einem vernünftigeren Alter machen konnte.

Unser Weg führte über Regensburg und hier ereignete sich eine Geschichte, die zu unerschöpflichen Neckereien meines Vaters Anlass gab und so eine erwünschte Waffe in der Hand der sonst gewöhnlich geneckt Werdenden gegen ihn war. Vater hatte sich — Gott weiss wieso — eingebildet, Regensburg müsse alt-römische Überbleibsel haben; dem als Kolonie Castra Regina befestigten wichtigen Punkt der Grenzverteidigung könnten Baureste dieser Zeit nicht fehlen. Er setzte daher unseren Wirt einem strengen Verhör aus, ob nicht ein Amphitheater vorhanden sei? Der Wirt verneinte. Ein alter Tempel? Er schüttelte den Kopf. Eine Wasserleitung? Ja, sagte der Wirt, eine Wasserleitung ist wohl da, aber — kein aber, rief Vater freudig. Ich wusste es ja, wir wollen sie sehen. Es ist sehr heiss, warf der Wirt ein,

Schadet nichts, wir nehmen einen Wagen. Sehr weit, ganz draussen vor der Stadt. Natürlich, sagte Vater, wie in der Campagna in Rom; alle Wasserleitungen sind ausserhalb der Städte. Der Wagen wurde bestellt, die Extrapostpferde abbestellt, wir fuhren in glühender Sonnenhitze eine endlose, staubige Chaussee entlang; endlich hielt der Kutscher vor einem langen, modernen fabrikähnlichen Gebäude. „Was ist das?“ fragte Vater. „Hier ist die Wasserleitung.“ Wir steigen aus, klingeln, ein Portier öffnet und fragt nach unserem Begehr.“ Wir wollen die Wasserleitung sehen.“ Er führt uns in einen engen Hof, man hört das Arbeiten einer Dampfmaschine, er geht auf eine eiserne Klappe im Fussboden zu, hebt sie auf und wir sehen den auf- und abgehenden Stempel einer Wasserdampfpumpe. Es war das modernste alles Modernen, die neu angelegte Dampfpumpe der Regensburger Wasserleitung. Das verdutzte Gesicht, mit dem Vater in das Loch sah, war so unwiderstehlich komisch, dass Mutter und ich in die Ecke des Hofs liefen und uns vom Lachen gar nicht erholen konnten. Der Rückweg wurde schweigend angetreten, und Mutter verbot mir jede Anspielung auf das unglückselige Überbleibsel der Kolonie Castra Regina, aber Wasserleitungen waren lange Zeit ein wunder Punkt bei Vater.

Sehr lebendig steht mir vor Augen die Enttäuschung meiner Erwartung auf dem Stilfser Joch. Ich hatte immer gelesen, dass Hannibal vom Gipfel der Alpen seinen erschöpften Puniern die lachenden Gefilde Italiens zeigte und hatte mir steif und fest eingebildet, oben angekommen, sähe man die ganze Geographie kartenartig ausgebreitet liegen, den ganzen Stiefel, in der Ferne Sicilien und das Mittelländische Meer, und war sehr unangenehm überrascht, als ich nichts sah als wieder Berge und Schluchten und Eis und Schnee und konnte durchaus nicht in Vaters Enthusiasmus einstimmen, der als fanatischer Italiener behauptete, man sähe, man fühle, man rieche schon den Süden.

Von meinen „Eindrücken" in Rom ist natürlich nicht viel zu sagen. Meine Eltern zeigten mir nach und nach die Hauptsachen; aber was sind schliesslich die Meisterwerke der Kunst und die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an die Ruinen und Bauwerke alter Zeiten in dieser einzigen Weltstadt knüpfen, für einen neunjährigen Jungen. Im ganzen führte ich das Leben eines Kindes hier, wie ich es in Berlin geführt hatte und war meistenteils auf die Gesellschaft und Führung von unserer Köchin Jette angewiesen, hatte einige Stunden bei einem deutschen Lehrer und ging häufig spazieren mit einem kleinen Enkel von Thorwaldsen und dessen italienischem Erzieher, einem Abbate. Dieser machte Bekehrungsversuche an mir unschuldigem protestantischen Wurm, die aber auf einen sehr undankbaren Boden fielen und damit endeten, dass ich einmal, geärgert und gelangweilt, rund heraus sagte, er möge das sein lassen, und als er sich nicht abweisen liess und erklärte, er wolle meine junge Seele von der ewigen Verdammnis retten, kurzum Kehrt machte und ihm nachrief: „A rivederci in cielo", damit hatte dieser Verkehr ein Ende. Mein deutscher Lehrer, Herr Schulz, war ein Sachse, und ich erinnerte mich, dass mir seine sächsische Aussprache grosse Schwierigkeiten bereitete, so konnte ich lange nicht dahinter kommen, ob der Berg Col di tenda oder Gol di Denta hiess, bis ich schliesslich mit dem Kompromisse endete, ihn Kol di Denta zu nennen. Italienischen Unterricht hatte ich bei einem Italiener, der ausserdem nur etwas englisch in seinem Sprachschatz hatte, wodurch ich mich übte, aus einer dieser Sprachen unvermittelt in die andere überzuspringen, zur höchsten Bewunderung meiner Mutter, der es die grössten Schwierigkeiten verursachte.

Fanny Hensel an Rebecka Dirichlet. „Mein Mann will Dir nächstens einen grossen Trödel- und Schartekenbrief schreiben, er denkt treulich Deiner bei jedem Antiquar und wünscht, er könnte mit Dir inkognito in schlechten Kleidern unter ihnen umherreisen. Das ist ein tolles

Fieber, das Antiquitätenfieber, vor dessen Ansteckung ich bekenne, mich nicht genugsam bewahrt zu haben; alle die herrlichen Dinge von Romulus bis Roccoco, die man hier antrifft, rühren mein Herz unwiderstehlicher als alle Pariser Läden mit ihren Zauberbanden und Bändern, und wir haben uns schon mehrere Stückchen angeeignet, welche einstweilen unseren Salotto zieren und uns und andere erfreuen. — Ich versichere Dich, ich gäbe viel darum, (sogar ein paar tausend Skudi) wenn ich hier ein paar tausend Skudi zu vertun hätte. Gott, was giebt es hier zu kaufen! Wenn ich diese liebenswürdigen alten Möbel ansehe, besonders bei einem gewissen Antiquar, den wir einen Tag um den anderen besuchen, da halte ich mir immer, wie der Geizige, die Taschen zu. Ich sollte mir nur auch die Augen zuhalten, denn ich träume nachher davon. Da ist besonders ein gewisser Tisch, viel zu vornehm für uns, aber der hat mirs angetan. Mein Mann wieder macht gewissen Bildern die Kur, die auch leider zu vornehm für uns sind. Da ist ein wunderschönes, grosses Altarbild, von Fra Bartolomeo, vergine, wie sie hier sagen, d. h. unretouchiert, mit einer lieblichen Gruppe zweier singender Engel unten, die will der Kunsthändler, der Barbar, herausschneiden und einzeln verkaufen, wenn er das ganze Bild nicht bis zu unserer Abreise los wird. Nun seufzt mein Mann wie ein Verliebter, so oft er davon spricht, und wenn der Rüpel immer wiederholt: „tagliare, tagliare“ bekommt er fast Krämpfe. — Sebastian lief neulich an meinem Geburtstag früh weg, mir einen Kuchen für sein Geld zu holen; und als es sich fand, dass man ihm schlechtes Zeug angeschmiert, kehrte er in Jettes kriegerischer Gesellschaft wieder um und soll ihnen italienisch so derb den Kopf gewaschen haben, dass die Leute ihm lachend gaben, was er verlangte. Kannst Du uns nicht helfen vom Durst und vom Jucken? Wir trinken die Fontana trevi aus, und ich bin dem heiligen Bartholomäus nicht ganz unähnlich, ich werde

nächstens auch meine abgekratzte Haut über dem Arm als Shawl tragen. Ich kann sie mir ja mit Points besetzen lassen. Die anderen leiden weniger und Sebastian garnicht, der fühlt auch die Flöhe nicht an sich herumhupfen und spazieren gehen, so wenig als er weiss, ob er nasse Füsse hat. Ich sage Dir, ich schreibe (aber ganz ohne Nikolaismus) eine Monographie der Flöhe Ich weiss ihre Lieblingsplätze, ich kenne ihren Schritt, ihre Lieblingspromenaden wenn sie satt sind, das ist das Ärgste! und das in Gesellschaft."

(Die Kunst des Briefschreibens, die einmal auch bei uns in hoher Blüte stand, verschwindet leider mehr und mehr, wie die Kunst, ein Gespräch zu führen, welche wir Deutschen allerdings nie in hohem Grade besessen haben. Das billige Briefporto hat den ersten Schlag gegen jene Kunst geführt und die Ansichtspostkarte hat ihr den Gnadenstoss versetzt. Von der heutigen Generation empfinden wohl nur die wenigsten die Rohheit der sogenannten Bierkarten, bei denen sich gar noch mehrere zusammentun, um den kleinen disponiblen Raum mit zerhackten Sätzen und Ausrufen anzufüllen; im Gegenteil erscheint dies der Mehrzahl selbst gebildeter Menschen als ein ganz adäquater Ausdruck ihrer Empfindungen, selbst von den schönsten Punkten ihrer Reisen an ihre Nächsten und Liebsten gerichtet. Es mag daher immerhin von Interesse sein zu lesen, wie vor Erfindung der Ansichtspostkarte ein 9 jähriger Knabe an einen 6 jährigen schreiben konnte.)

Sebastian an Walter. „Gestern Abend war Feuerwerk auf der Engelsburg, das Zeichen ist sehr wunderlich: In einem Zimmer der Burg brennt ein Licht, wenn das weggenommen wird, folgen 4 furchtbare Kanonenschläge, dass die Zimmer davon beben, und nun geht es los. Zum Anfang steigt eine grosse Feuergarbe in die Luft auf, dann folgt ein chinesischer Tempel, der sich ganz unmerklich in einen chinesischen Palast verwandelt, ein ordentlicher Garten von Feuer ist davor;

auf einmal steigen mit erschrecklichem Zischen, Knallen und Prasseln von zwei entgegengesetzten Seiten eine Menge Raketen in die Höhe, doch so, dass sie sich durchkreuzen und zwei ungeheure goldene Palmen bilden. Denke Dir das alles mit schönen Farben verziert, rot, blau, gelb, grün, weiss und eine Farbe immer die andere verdrängend, worauf sich diese wieder auf den Platz einer Dritten niederlässt — man kann es mit der Völkerwanderung vergleichen. Als ich noch darüber nachdachte, stieg eine Rakete zischend auf, welche in kleine, weisse Sternchen zerstob und die ganze Gegend erhellte. Da sah man das Castell dunkel und ernst daliegen; die Rakete schimmerte im Wasser wieder und verschwand. Eine Minute lang war alles wieder in tiefes Dunkel gehüllt, als plötzlich ein helles Feuer aufloderte, aus welchem viele hundert Feuerfische in die Luft flogen, darauf gingen wieder einige Sterne in die Luft, und eine ungeheure Garbe von vielen Farben schloss das grosse Schauspiel. Den 21ten war ein Künstlerfest, Cervara genannt, wo alle Künstler verkleidet herausziehen, knallen, lachen, essen, trinken und dort lauter Spässchen machen. Diesmal wurde ein Rezensent von Holz und Pappe aufgerichtet, gegen welche einige Ritter, unter ihnen Kaselowsky, zu Felde ziehen sollten. Sie wollten ihn herunterwerfen, im Anfang traf niemand. Kaum sah ich das, so mischte ich mich unter die Kämpfer und traf ihn sogleich gegen den Kopf, aber so stark, dass die Lanze sitzen blieb; die anderen trafen auch und er sank zusammen. Da liefen alle hin und stiessen ihn in Stücke; ich riss ihm das Ohr, die Feder und die Lorgnette ab und bekam einen Orden, welchen sich der Maler Fries selbst abknüpfte, um ihn mir zu geben."

Die ganze wilde Szene, das Essen in den Steinbrüchen und Höhlen und namentlich meine Dekorierung, machte einen grossen Eindruck auf mich. Als Thorwaldsen in München Audienz bei dem König Ludwig hatte, der jedes Jahr einige Zeit in Rom unter den

Künstlern, frei vom Zwang der Etikette verlebte, erschien er mit all seinen Cervara-Orden geschmückt, zur grossen Erheiterung des Königs, der sogleich lief, die seinigen anzulegen. Dieser Orden vom halben Bajocc und die 1870er Kriegsdenkmünze sind die einzigen Ehrenzeichen, die sich jemals in mein jungfräuliches Knopfloch verirrt haben.

Sehr reisemüde waren wir schliesslich alle. Wie klingt folgende Briefstelle meiner Mutter doch so ganz anders, als irgend etwas sonst, das sie aus Italien geschrieben: „Das Seefahren hat Sebastians Augen nicht geschadet, etwas dicke Augenlider hat er, wie ich deren schon seit Venedig besitze, und wahrscheinlich ruft Ihr uns entgegen, wie die gute Madame Beer ihrem Sohn: „Michel, wie hässlich bist Du geworden!“ Ich bitte, sich darauf vorzubereiten, bekanntlich kommt man aus Italien weder jünger noch schöner zurück. Reisesatt und müde sind wir, das weiss Gott! Und wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. Plackereien und Prellereien, die freilich hier oft ärger sind, als irgend wo anders sind mir noch nie so lästig und abscheulich vorgekommen, und ich sehne mich nach meinem ehrlichen Vaterlande.“

Bei Mutter steigerte sich die Müdigkeit so, dass sie positiv nichts mehr sehen konnte und tagelang mit geschlossenen Augen durch Gegenden fuhr, die sonst ihr höchstes Entzücken erregt hätten; ich hatte die Gelbsucht und sah aus, wie eine Citrone, abgetakelt wie Tannhäuser kamen wir aus dem Venusberg nach Hause.

Für mich war es die höchste Zeit, dass ein geordnetes, normales Leben begann, ja, die nächsten Jahre beweisen, dass es eigentlich schon zu spät war. Vorerst wurden Walter und ich in die Schmidtsche Schule auf dem Leipzigerplatz Nr. 9 getan. Mutter schreibt am 9. Oktober 1840: „Sebastian geht nun seit gestern in die Schule, wo mir aber die Ohrfeigen-Disziplin höchlich missfällt. Er ist bis jetzt sehr glücklich und zufrieden.“

Es war vielleicht ein grosser Missgriff mit der Wahl

dieser Schule geschehen; später, als ich Nikolas Nickleby las, wurde ich oft an diese Zeit meines Lebens erinnert. Nicht dass ich unter der Ohrfeigen-Disziplin zu leiden gehabt hätte, im Gegenteil; Herr Schmidt war einer jener gemeinen Schultyrannen, die sich ihre Opfer unter den Schülern ärmerer Klassen aussuchen, gerade diejenigen quälen und misshandeln, denen eine milde Hand die grösste Wohltat wäre, und schmeichlerisch und parteiisch für die günstig gestellte Minorität sind. Ja, hier gingen mir zuerst die Augen auf für solche Klassenunterschiede in der menschlichen Gesellschaft. Bis dahin waren die Gärtnerkinder meine von mir auf völlig gleichem Fuss behandelten Kameraden, ihre Kellerwohnung für mich ein oft gesuchtes und mir beneidenswert erscheinendes Lokal gewesen; unsere Dienstboten wurden vortrefflich behandelt, unsere Jette war auf der Reise meine vertrauteste Freundin gewesen; bei Schmidt sah ich zum ersten Mal Ärmere gedrückt und misshandelt; namentlich gegen seine Pensionäre war er scheusslich; es wurde regelmässig zu wenig gekocht, und Schmidt stand morgens vor Anfang der Stunde auf dem Flur, musterte strengen Blicks seine Pensionäre und dekretierte: „Nicht gekämmt? Kein Fleisch! Schmutzige Finger? Keine Speise! Fleck in der Jacke? Keine Suppe" — bis er dafür gesorgt hatte, dass das Essen reichte. Namentlich der unendlich magere und lange Sohn eines Tänzers Guichard hat mich später oft an Traddles erinnert, denn er wuchs mit Hunger, Prügel und Nachbleiben auf, und war dabei immer vergnügt und zufrieden. Natürlich empörte mich diese Behandlung, denn ungerecht sind Jungen nur, wo sie selbst die Tyrannen spielen, und ich half Guichard, wo ich nur immer konnte. In schneidendem Gegensatz dazu verhätschelte und pries mich Schmidt in der übertriebensten Weise und zog dadurch eine ganz unmässige Überhebung bei mir gross. Der Grund dazu war durch meinen bisherigen Lebensgang in der wünschenswertesten Weise gelegt: Einziges Kind, all meinen Spielkameraden überlegen,

jetzt ein ganzes Jahr lang jedes Zwanges ledig, ein ungebundenes Reiseleben führend, mit allen möglichen Eindrücken, die sich für mein Alter garnicht passten, vollgepfropft, im Umgang mit Grossen und hauptsächlich mit Künstlern, die mich sehr verzogen, und mich doch manches hören liessen, was nicht gerade für einen 9jährigen Jungen dienlich war, so in vielem weit über meine Jahre reif, in allem methodischen Wissen dagegen zurückgeblieben — so kam ich in die Schule, die mich hätte bändigen sollen, und mich nur noch übermütiger, unlenksamer und eingebildeter machte. Dazu kam es unglücklicherweise, dass ich gleich im ersten Winter an erfrorenen Füssen wochenlang liegen und abermals eine lange Zeit des geordneten Unterrichts entbehren musste. So versäumte ich die Anfangsgründe des Griechischen, und diesen Mangel habe ich nie recht eingebracht, er machte sich durch meine ganze Schulzeit fühlbar, und es bestätigte sich wie früher bei meinem Musikunterricht, dass wenn die ersten Anfangsgründe nicht absolut fest eingebläut sind, das ganze Gebäude unsicher bleibt, eine Erfahrung, die ich mir im späteren Leben bei dem Unterricht meiner Kinder zur Warnung dienen lies.

Im Frühjahr 1843 kam ich denn endlich .für einige Jahre in einen geordneten Schulgang, und bei meiner raschen Fassungsgabe holte ich das Versäumte tant bien que mal nach; aber wenn die Lehrer auch nicht viel von dem wackligen Untergrund merkten, und ich sogar stets von der Schmidtschen Schule die herrlichsten Zeugnisse nach Hause brachte, so wusste ich selbst doch recht gut, wie es mit mir stand. Ich lernte sehr leicht, hatte zu Haus eigentlich nie viel zu tun, da mir die Freiviertelstunden in der Regel genügten, die häuslichen Arbeiten zu absolvieren, und so blieb mir Musse zu sehr vielen Allotriis, die ich auch freudig benutzte und ein Meister in allen Jungenspielen und sehr vielen dummen Jungenstreichen wurde.

Wenn ich jetzt an diese Zeit zurückdenke, so ist es

mir eigentlich rätselhaft, dass ich, fast stets der Kleinste, Jüngste und Schwächste, doch ein entschiedenes Übergewicht über meine Kameraden erlangte. Es kam als erschwerender Umstand noch hinzu, dass meine Eltern mich ausser dem auffallenden Namen, mit dem sie mich beglückt hatten, auch noch auffallend kleideten und mich trotz meiner flehentlichen Bitten ungeheuer lange Haare tragen liessen, die in der Mitte gescheitelt wurden. Was das für erschwerende Umstände in der Schule sind, und wie dergleichen Dinge einem Jungen das Leben verbittern können, davon hatten sie natürlich keine Ahnung. Der erste Tag in einer neuen Klasse war immer eine harte Prüfung für mich, der ich mit Bangen entgegensah; wenn dann das Nationale aufgenommen und der Name Sebastian zu meiner ungewöhnlichen und unkommentmässigen Erscheinung hinzukam, dann gab es schwere Freiviertelstunden und viele Prügel — aber immer nicht auf lange, denn bald hatte ich mir meine Stellung wieder erkämpft.

Im Aushecken toller Streiche und in deren rücksichtslosen Inszenierung war ich Meister. In dieser Zeit fingen meine Pulverkokeleien an, durch die ich in manche ganz ernste Gefahr geriet. Den ersten Anlass dazu gab ein wirkliches Miniaturgewehr, das mir die guten Woringens aus der berühmten Saarener Waffenfabrik schenkten. Meine Seligkeit war natürlich gross, und fortan wanderten alle meine Gelder, als wäre ich ein moderner Kulturstaat, zum Kaufmann, um Pulver und Schrot zu kaufen. Das dauerte so lange, bis ich einmal, als ich im Garten auf einen unschuldigen Spatz zielte, beinahe ein Kind totgeschossen hätte, das in einem angrenzenden Haus am Fenster stand. Die Scheibe mit den Schrotlöchern wurde meinem Vater präsentiert, nebst einer Glaserrechnung und der Bitte, den Attentäter streng zu bestrafen. Die Schiessherrlichkeit hatte ein Ende, und ich bekam die geliebte Flinte jahrelang nicht zu sehen. Aber ich verschaffte mir anderweitige Pulverfreuden, die weniger gefährlich für Nachbarskinder, aber gefährlicher für mich

waren. Eine kleine messingne Kanone musste zuerst herhalten. Sie war ziemlich stark gebaut und vertrug eine bedeutende Ladung Pulver, freilich nicht so viel, als ich ihr nach und nach zumutete. Endlich sagte sie: der Vernünftigste giebt nach, gab nach, und flog mir in tausend Stücken um die Ohren; einzelne drangen tief in die Gartenmauer, an der ich meine Experimente vornahm, und dass ich unverwundet davonkam, war wirklich mehr Glück wie Verstand. Ersatz suchte ich, indem eine starke Stockzwinge mit der Hülfe meines Zeichenlehrers Pietrowsky in einen Mörser umgewandelt wurde. Dieser, ein Schüler meines Vaters, mit dem ich sehr befreundet war, nahm es nicht sehr genau mit den Zeichenstunden, half mir aber treulich bei all' meinen Pulververgnügungen. — Onkel Toby würde seine Freude an uns gehabt haben. Der Mörser wurde auf einem Klotz angeschraubt, und seine Fertigstellung füllte einige Zeichenstunden vortrefflich aus. Nun luden wir ihn, stellten ihn vorsichtig auf den Kellerhals unter dem Atelierfenster und verschanzten ihn zwischen Blumentöpfen, um, falls er platzte, gedeckt zu sein. Dann wurde brennender Schwamm an einer langen Ruthe befestigt, und vom Atelierfenster aus sollte losgebrannt werden. Pietrowsky hatte mir befohlen, den Mund weit aufzusperren und tat desgleichen, um bei der zu erwartenden furchtbaren Explosion nicht die Trommelfelle zersprengt zu bekommen, und nun tippte ich behutsam mit dem Schwamm nach dem Pulver auf dem Zündloch. Endlich — pf — kam ein ganz leises Knällchen und mit aufgesperrten Mäulern sahen wir uns beide verdutzt an, um dann in ein homerisches Gelächter auszubrechen. Wir hatten nicht bedacht, dass die Mündung unseres Mörsers viel weiter war als der Grund, es also gar nicht knallen konnte. Aber wie alle Hobbyhorses wuchs auch dies und machte immer grössere Ansprüche an die Zeichenstunden. Die Feuerwerkerei beschäftigte uns einen Sommer lebhaft und hatte natürlich verschiedenes Unglück im Gefolge. Mir flog dabei eine

ganze Flasche Pulver ins Gesicht und verbrannte mich schändlich, und Pietrowsky fuhr eine Rakete, die er anblasen wollte, da sie sich renitent zeigte, in die Nase, und er hüpfte wie ein feuriger Frosch auf dem Rasen umher zu meinem grossen Gaudium. Meine Pulvervorräte verschaffte ich mir aber nicht nur im Wege des Ankaufs, das hätte mein sehr knappes Budget erheblich überschritten. Das Meiste wurde auf dem Kreuzberg von den manövrierenden Truppen Seiner Majestät des Königs erbettelt. Wir lungerten hinter der Front umher, suchten die Wachsamkeit des eigens zum Zweck der Verhinderung solchen Unfugs patroullierenden Gensdarms zu täuschen, und ergatterten manches wohlgefüllte Patrönchen. Einmal, als die Ernte ganz besonders ergiebig ausgefallen war, beschlossen wir, auf dem Felde selbst eine grosse Tat auszuüben; es wurde eine regelrechte Mine gegraben, mit Steinen abgedeckt, gehörig festgerammt, nachdem die Kanone mit Pulver gefüllt war, die Leitung angelegt und endlich mit einer lange glimmenden Zündschnur angesteckt. Kaum war dies geschehen, so kam ein berittener Gensdarm in Sicht, der auf uns Jagd machte. Wir retirierten, und in dem Moment, wo der nichtsahnende Wächter des Gesetzes über die Mine wegritt, ging diese in die Luft, Sand, Steine und Schutt hoch aufwerfend. Das Pferd wurde scheu, machte kurz Kehrt und jagte über das Feld fort, wir in der entgegengesetzten Richtung der Stadt zu, wo wir atemlos ankamen und durch unsere Küchengartentür an der Kommunikation unseren schützenden Garten erreichten. Ich stand tagelang eine hündische Angst aus, fuhr bei jedem Klingeln zusammen und ging auf der Strasse den Gensdarmen möglichst aus dem Wege, da ich glaubte, man müsse mir ansehen, was ich gefrevelt hatte; ich hatte eine unbestimmte Idee, dass dies Verbrechen im Strafgesetzbuch gleich hinter Vatermord rangiere und mit Hängen bestraft werde, aber gebessert war ich, als die Angst vorbei war, keineswegs, die Kreuzberg-Expeditionen

wurden fortgesetzt, bis andere Vergnügungen die Pulverkokeleien bei mir verdrängten.

Ende Februar 1843 besuchten wir Felix Mendelssohns in Leipzig. — Meine Mutter schreibt darüber in ihrem Tagebuch: „Wir haben die paar Tage still und angenehm verlebt, man kann sich wirklich nichts Erquicklicheres denken, als diese Familie, Mann, Frau und Kinder. Die liebe Cécile war angegriffen und ernst, sie fühlte wohl, wie unendlich Mutter sie geliebt hatte. Die Kinder sind nun eine wahre Augenweide, besonders morgens, wenn sie frisch geschlafen und frisch gewaschen erscheinen, und abends, wenn sie in den Nachtkleidern kommen. Karl ist ein wahrhaft zauberhaftes Kind, Felix selbst war in dem Alter nicht so schön und lieblich. Die beiden anderen sind auch hübsche prächtige Bälge, aber nicht zu vergleichen mit Karl, über den man fortwährend erstaunen muss. Bald über seine unvergleichliche Schönheit, die wunderbaren Augen, mit denen er einen so gescheut und bedeutend anblickt, über die prächtige blonde Lockenperrücke, bald ebensosehr über sein scharfes väterliches Gedächtniss, und am allermeisten über seine liebe, anmutige poetische Kinderseele." — (Es ist gar zu schrecklich, wenn man bedenkt, ein wie tragisches Ende dies vielversprechende Leben nehmen sollte.)

Gegen mich war Onkel Felix von rührender Güte und Freundlichkeit und beschenkte mich unter Anderem, wie Mutter schreibt, mit so teuren Käfern, dass sie ganz erschreckt darüber war. Diese Passion für Käfersammeln hatte mich damals ergriffen und hielt vor, bis mein Eintritt in das praktische Leben und die Berufstätigkeit mir keine Zeit mehr dazu liess. Ich brachte es zu einer ziemlich bedeutenden Sammlung, stand in regem Tauschverkehr mit berühmten Sammlern, und habe sehr schöne Geschichten von Sammelegoismus erlebt. Speziell einer der von Onkel Felix mir geschenkten Käfer gab zu einer solchen Anlass: es war ein chinesischer Maikäfer, und

damals existierte von ihm nur ein Exemplar im British Museum ausser dem meinigen. Natürlich war ich wild vor Entzücken über diesen Besitz und wurde von allen Käferkollegen beneidet. Der Direktor des Berliner Entomologischen Kabinets gab eine Arbeit über die Käferfamilie der Lamellicornien, zu denen die Maikäfer gehören neraus und veröffentlichte in der entomologischen Zeitung, deren eifriger Leser ich war, die Bitte, ihm auf einige Zeit alles Material, das sich im Privatbesitz befand, anzuvertrauen. Meine Lamellicornien und darunter der Chinese, wanderten also zu ihm hin. Nach geraumer Zeit bekam ich meinen Kasten wieder — der Chinese fehlte. Ich stürzte natürlich zu Erichson, mich nach dessen Verbleib zu erkundigen. Erichson sagte kaltblütig: „Der steckt schon in der königlichen Sammlung." Natürlich gab ich mich mit dieser schnöden Antwort nicht zufrieden und verlangte meinen Abgott zurück. Erichson aber blieb bei seiner Weigerung, wollte mir klar machen, das Tier habe für mich ja gar keinen Wert, die königliche Sammlung aber müsse ihn haben, er sei bereit mir dafür an Doubletten zu geben, was ich wolle, ich könne mir ad libitum aussuchen. Nun wäre es ja natürlich für meine kleine Sammlung viel vorteilhafter gewesen, dieses Anerbieten anzunehmen, und deren zahlreiche Lücken zu ergänzen, während dieses eine Exemplar wirklich keinen rechten Wert für mich hatte. Aber der Chinese war mein ganzer Stolz, und mich empörte die sans façon-Manier, mit der Erichson ihn sich angeeignet hatte, ohne ein Wort zu sagen, ohne mich um Erlaubnis zu fragen, und diese war ja auch garnicht zu rechtfertigen. Ich bestand auf meinem Schein, war wahrscheinlich sehr frech, und schliesslich schmiss mich Erichson samt meinem Käfer die Treppe hinunter. — Da fing es Dohrn, ein Freund von Onkel Felix und Besitzer einer der berühmtesten Käfersammlungen, klüger an. Ich besass ein zweites Unikum, einen Bockkäfer aus Java, den ich von einem Herrn Herz, einem Neffen von

heit, dass ihm nie ein Experiment gelungen ist. Zeigte er uns die Attwoodsche Fallmaschine, so brach das Rohrgeflecht des Stuhles durch, auf dem er stand, und er demonstrierte die Erscheinung des freien Falls an seiner eigenen Person. Kochte er Wasser, so platzte die Retorte und er verbrühte sich die Finger; als er durch die Zeit, welche eine fallende Bleikugel braucht, zur Erde zu gelangen, die Höhe des Gymnasiums berechnen wollte, vergriff er sich, schmiss die Sekundenuhr durch die Spindel der Treppe hinunter und behielt die Bleikugel in der Hand. Zwei seiner Hauptgeschichten, die auch in weiteren Kreisen Fröhlichkeit erregten, waren folgende; Er hatte auf dem Dach des Gymnasiums flache Schalen mit Wasser aufgestellt, und mass die Verdunstung, worüber er Tabellen herausgab, bis ihn einmal ein Bekannter fragte, warum er denn allen Krähen Berlins das Trinkwasser liefere; diese versammelten sich in ungeheueren Scharen und erquickten sich dort. Darauf hörten natürlich die Tabellen auf. In einem Sommer hatte es bis in den August hinein nicht gewittert, während überall sonst es ein besonders elektrisches Jahr war. Da las am 4. August das erstaunte Berlin in der Vossischen einen langen gelehrten Aufsatz von August, es werde überhaupt nicht mehr in Berlin gewittern, denn die Schienenstränge der damals nach allen Richtungen gebaut werdenden Eisenbahnen lenkten die Elektrizität wirksam ab, und verteilten sie unschädlich über die ganze Erdoberfläche. Das stand am 4. zu lesen; am 5., 6. und 7. gingen die heftigsten Gewitter über Berlin nieder, Menschen wurden erschlagen, Gebäude gingen in Flammen auf, und wenn der arme August seinen Aufsatz noch 24 Stunden länger in der Tasche behalten hätte, so wäre ihm die unsterbliche Lächerlichkeit erspart geblieben. Auch im sich versprechen war August gross, und keine Schulfeierlichkeit verging, ohne dass ich einen neuen Beitrag zu den Augustianis zu verzeichnen hatte: seine volkstümlichsten waren: hier stelle ich Ihnen den Dr. Cicero vor, der den

Schmeckebier mit Ihnen traktieren wird, und der historische Ausspruch Luthers: Hier kann ich, ich stehe nicht anders, Gott helfe mir. Amen. Auf diese Augustiana war Onkel Felix ganz erpicht, und jedesmal, wenn er in Berlin war, musste ich ihm die neuen Eingänge mitteilen. — Furchtbar waren Augusts Mathematikstunden; auch hier war er konfus, verbrisselte sich vollständig, und half sich dann, indem er in die Figur an der Tafel so viele Hülfslinien einzeichnete, dass das Ganze wie ein Spinnenetz aussah und gänzlich unentwirrbar wurde; dann demonstrierte er frisch darauf los, über Stock und Stein, und endlich mit einem kühnen Salto mortale hatte er das richtige Resultat — aber fragt mich nur nicht wie?

Von ganz anderem Schlage war unser Chemiker Dr. Runge. Eine hohe, schlanke, auffallend hübsche und elegante Erscheinung, stets tadellos sauber angezogen, und die schwierigsten Experimente mit unfehlbarer Sicherheit, Präzision und Nettigkeit ausführend, ohne je etwas zu zerbrechen oder ein Tröpfchen zu verschütten. Ich liebte ihn sehr, und bin jahrelang Sonnabend Nachmittags den weiten Weg in unser Laboratorium gewandert, um unter seiner Leitung zu experimentieren. Dies war eine freiwillige Leistung, die mich höchlichst interessierte, mir aber stets verbrannte Finger und von Säuren zerfressene Röcke eintrug, denn Runges Sauberkeit blieb mir ein unerreichbares Ideal. Auf diesem Wege zum Laboratorium wurde ich am 18. März 1848 Zeuge des Anfanges der Märzrevolution auf dem Schlossplatz, wie ich seiner Zeit erzählen werde.

Der Gefürchtetste unserer Lehrer war Krech, „der Viertelskommissarius“, wie sein Spitzname lautete. Besonders unangenehm machte er sich dadurch, dass er gewohnheitsmässig in den Freiviertelstunden im Gymnasium umherpatrouillierte, an den Klassentüren horchte und plötzlich die Tür aufriss und in derselben stand, die tobende Menge mit scharfem Blick überschauend. Viel anhaben konnte er uns ja nicht, aber wir hielten es für eine

undelikate Einmischung in unsere Privatangelegenheiten. Seine Hauptfächer waren Geschichte und Geographie, und eine Geschichtsrepetitionsstunde bei ihm gehört zu meinen qualvollsten Erinnerungen. Mit Vorliebe verweilte er bei mongolischen und tatarischen Dynastien, ich glaube, weil sie so schrecklich verschmitzte Verwandtschaftsverhältnisse darboten: Malek Schah Djeladeddin Djchellala Daula ist ein Gespenst, das noch manchmal den Frieden meines Schlummers stört: er hatte unendliche Brüder, Schwestern, Frauen, Söhne und Töchter: alle diese hatten entsetzliche Verbrechen begangen, Gatten gemordet, um jemand anders zu heiraten, oder Brüder, um auf den Tron zu kommen, und nun stand Krech satanisch lächelnd, und blitzschnell folgten die Fragen: Wann regierte Malek Schah etc. etc.? Wer war sein Vater? Sein Bruder? Sein Onkel? Von? Bis? Sein Nachfolger? Von? Bis? Und so ins Endlose, bis uns allen der Malek Schah etc. aus dem Halse heraus wuchs. So auch in der Geographie: da waren sein Hauptfeld die deutschen Kleinstaaten mit ihren unzähligen Enklaven und zersplitterten Grenzen, mit denen er uns peinigte, bis wir heulten. — Mir kam es so vor, als habe es Krech ganz besonders auf mich abgesehen — wahrscheinlich werden die anderen dieselbe Empfindung in Bezug auf sich gehabt haben, denn das eigene Leid drückt jeden am schwersten — und nach einer Stunde, in der er mich bis aufs Blut gepeinigt hatte, bekam ich den Mut der Verzweiflung, ging ihm auf dem Flur nach und stellte ihn zur Rede. Die Szene muss für jeden Zuschauer etwas unbeschreiblich Komisches gehabt haben, ich wurde lebhaft daran erinnert, als sich einmal in Barthen ein ganz kleines junges Kätzchen mit gesträubten Haaren und funkelnden Augen meinem grossen Neufundländer kampfbereit gegenüber stellte. Krech mass mich mit gutmütigem Lächeln von oben bis unten und erklärte mir, er habe garnichts gegen mich, im Gegenteil, er halte viel von mir, aber gerade deswegen wolle

er auch die höchsten Leistungen bei mir erzielen. Das war ja entschieden schmeichelhaft und beruhigend für mich, aber es wäre mir doch lieber gewesen, einige Stufen tiefer in seiner Hochachtung zu stehen und dafür etwas weniger gequält zu werden. Indess kam es mir doch so vor, als ob diese Aussprache nicht ungünstig gewirkt hätte. Noch während meiner Schulzeit verbreitete sich die aufregende Kunde, wir würden Krech los werden. Er war zum Direktor des neu gegründeten Friedrich-Gymnasiums gewählt; aber alle waren wir der Ansicht, dass den unglückseligen Schülern dieser Anstalt nichts übrig bleiben würde als Selbstmord zu begehen oder nach Amerika durchzubrennen. Indessen darin irrten wir uns, Krech war als Direktor sehr beliebt, das Gymnasium kam durch ihn schnell zu hoher Blüte, und ich glaube auch heut, dass Krech als Direktor viel mehr an seinem Platze war wie als Einzellehrer. Ich besuchte Krech auch nach seinem Abgang noch öfter.

Ein grösserer Kontrast als zwischen Krech und Benary, meinem Lieblingslehrer, ist nicht denkbar. Ersterer eine gedrungene Gestalt, rothaarig, christlich germanisch in jedem Zug, streng, unnahbar, aber gerecht, gefürchtet und wenig geliebt, letzterer ein ausgeprägter Jude, schwarzhaarig, mit scharfgeschnittenen Zügen, launenhaft, unberechenbar, witzig, sogar häufig cynisch, aber höchst anregend und interessant. Ein brauchbarer Lehrer wohl nur für Prima und begabte Schüler, diesen aber unvergesslich und nachwirkend bis weit über die Schulzeit hinaus. Wenn er, was nicht selten geschah, zu dem gerade vorliegenden Pensum keine Lust hatte, dann kam er mit geistreich leuchtenden Augen in die Klasse, sagte oder krähte vielmehr: „Na, legen Sie die dummen Bücher weg, ich werde Ihnen etwas erzählen.“ Und dann sprach er eine Stunde lang hinreissend, in vollendeter Form, über alte Sitten, römisches Leben, Verfassung, Kriegskunst, Handelsverhältnisse oder irgend ein verwandtes Thema. Die halbe Klasse trieb dann wohl Allotria, aber

einige wenige waren beglückt und nahmen Gewinn fürs Leben mit fort. Oder er nahm eine Horazische Ode vor und interpretierte sie mit Anspielungen auf die modernen Verhältnisse und Personen, beissend ironisch, ultraliberal, namentlich in den letzten Jahren 1847 und 1848, wo die Politik auch in Deutschland anfing, in die erste Reihe des Interesses zu rücken. In solchen Stunden sass er dann gewöhnlich auf der Bank neben mir, streichelte mich, zauste mir in den Haaren herum, und wenn er in Eifer kam, kniff und puffte und raufte er mich, dass ich manchmal vor Schmerz hätte schreien mögen. Das durfte man aber nicht, denn sonst wurde er gereizt, tückisch böse, und konnte einem dann manchmal eine Woche lang die Hölle heiss machen; aber auch sonst ärgerte er mich öfters schrecklich. „Melchisedek, übersetzen Sie mal.“ — „Na, Habakuk, hören Sie nicht?“ — „Herrgott, Sebastian, Sie meine ich, wenn ich solch einen verdrehten Namen nenne, dann sind Sie es, merken Sie sich das!“ Dann hiess ich fürs erste Melchisedek, und so kindisch das war, ich war kindisch genug, mich darüber zu ärgern. — Nie werde ich vergessen, wie wir durch Mendelssohns die erste Nachricht der Februarrevolution erhielten; es war spät abends, ich lief aber gleich damit zu Benary, weil ich wusste, wie ihn das freuen würde. Und es freute ihn! Wie ein Dämon, wie ein Kobold sprang er in der Stube umher, umarmte mich, die Seinigen, wer ihm nahe kam, jauchzte und lachte und weinte und konnte sich gar nicht beruhigen. Er sah die Morgenröte eines neuen Tages für die Völker anbrechen — es wurde nicht so schön, wie er es sich dachte.

Und wieder ein schroffer Gegensatz zu Benary war Professor Selckmann. Die beiden konnten sich nicht leiden, was ganz natürlich war, und Benary war unerschöpflich in kleinen bissigen Äusserungen seiner Abneigung. Selckmann war der trockenste Philologe, Cicero sein Abgott, die grammatische Form das einzige, was er kannte und lehrte, und er hat es denn auch

meisterhaft fertig gebracht, mir den Cicero ganz gründlich zu verleiden. Wir hatten in einem Semester Ovidische Metamorphosen bei Selckmann gehabt und dieser, was ja ganz in der Ordnung war, die schlüpfrigsten ausgelassen. Im nächsten Semester übernahm Benary die Ovidstunde und holte alle von Selckmann ausgelassenen Metamorphosen nach, natürlich zu unserem grössten Gaudium. Er war eben stets ein Strassenjunge, aber ein liebenswürdiger und amüsanter. Ertappte er einen Schüler, der in seiner Stunde andere Arbeiten machte, was nicht selten vorkam, da sein Vortrag Kaviar für das Volk war, dann brauste er auf: „Ich strafe Sie nicht für die Schlechtigkeit, dass Sie in meiner Stunde arbeiten, sondern für die Dummheit, dass Sie sich dabei ertappen lassen.“ Oder er gab uns die Ermahnung: Wenn man Sie fragt, sagen Sie natürlich die Wahrheit — aber nur, soweit Sie gefragt werden. Wenn die Frage lautet, ob Sie im Garten waren, sagen Sie ja. Dass Sie Äpfel gestohlen haben, danach kann man Sie ja noch besonders fragen. Sich selbst anzuklagen, ist kein Mensch verpflichtet. — Das war Benarysche Moral. Wie anders geartet warst Du, Polsberw, den ich nebst Selckmann noch in den 70er Jahren in alljährlichen Zusammenkünften der alten Köllneraner gesehen wo ich mit ihnen alte Erinnerungen ausgetauscht habe. Polsberw lehrte Deutsch, und ich war in grosser Gunst bei ihm, da deutsche Aufsätze die einzigen Arbeiten waren, die ich fleissig und zu Hause machte. Für fast alles Übrige mussten die Freiviertelstunden und die sogenannten Exstunden ausreichen. Durchaus harmlos und gutmütig war Polsberw, aber ich glaube, wenn ich es mir heute überlege, nur ein mittelmässiger Lehrer. Ich sehe noch sein entsetztes Gesicht, als wir die Abiturientenaufsätze geschrieben hatten — Ende Februar 1848 — und ich zu ihm ging, mich erkundigen, wie meiner ausgefallen sei. „Aber Hensel, was haben Sie gemacht, Sie haben ja das Thema politisch behandelt,“ sagte er mit gesträubten

Haaren. Das Thema war gewesen „Not giebt Kraft“ und ich hatte ein blutrotes Pamphlet geschrieben. „Nun ja,“ antwortete ich etwas verdutzt, „war denn das nicht beabsichtigt?“ „Um Gotteswillen, nein. Sie sind auch der einzige, der es so aufgefasst hat. Benary würde seine Freude an Ihrem Aufsatz haben, aber dem Schulrat kann ich ihn ja gar nicht abgeben. Das Gymnasium käme in des Teufels Küche, dass es solche Grundsätze grosszieht.“ — Indessen, der 18. März kam darüber, und ich glaube, ich habe mit meinem Aufsatz Ehre eingelegt, die Ansichten hatten sich über Nacht merkwürdig in Berlin geändert. — Botanik hatten wir bei Oberlehrer B., und er ist ein schlagender Beweis dafür, wie ein schlechter Unterricht verderblich wirken kann. Ich hatte ausgesprochene Neigung zu allen Naturwissenschaften, nur gegen Botanik fasste ich einen unausrottbaren Widerwillen. B. quälte und langweilte uns ganze Semester mit formeller Pflanzenkunde; quirlständige und wechselständige, gefiederte, gezahnte, gelappte, sägenförmige und lanzettenförmige Blätter, das Trockenste des Trocknen war alles, was er in den lebendigen und reizenden, farbenprächtigen und duftigen Pflanzen sah und lehrte, und selbst auf Exkursionen wusste er uns anzuöden. Wir vergalten ihm aber auch mit inniger Abneigung und waren darin, wie Jungen häufig, unedel und ungerecht. Er war arm und hatte eine zahlreiche Familie und eine Lieblingslegende bei uns war, er ginge unter dem Vorwande, botanische Studien zu machen, in die Natur, finge aber Frösche und Eidechsen, um sie zu braten und sammelte grünes Unkraut zum Salat. Sein Spitzname war daher der Froschfänger.

Eines schönen Schulstreiches will ich hier noch erwähnen, mit dem ich die Monotonie unseres Lebens durchbrach:

Ich hatte bemerkt, dass unsere Klassentür nicht ganz fest schloss und durch eine Reihe mühsamer Versuche festgestellt, dass man den inneren, sogenannten Nacht-

riegel durch einen in Schleifenform herumgelegten Bindfaden, den man nach aussen leitete, nach geschlossener Tür vorschieben konnte. Zog man dann den Bindfaden ab, so war die Tür von innen verriegelt, ohne dass jemand im Zimmer war. Dies setzte ich eines Nachmittags mit Hilfe eines Kameraden Paulke, eines zu allen Untaten aufgelegten, ziemlich nichtsnutzigen Kunden, ins Werk. Wir hatten uns zu diesem Zweck sehr früh, als alles noch leer war, eingestellt und erwarteten klopfenden Herzens den Erfolg. Allmählich fanden sich die Schüler ein, rüttelten an der Tür und liefen endlich zum Pedell Mendel, der aber natürlich entrüstet — Mendel war immer entrüstet — erklärte, er habe die Tür längst aufgeschlossen. Das Gedränge vor der Tür wurde immer grösser, man rüttelte, man klopfte, man schrie, der da drinnen solle aufmachen, natürlich vergeblich. Mendel klingelte zum Anfang des Unterrichts, kein Mensch ging vom Platze, das ganze Gymnasium stand Kopf an Kopf auf dem Flur, auch die Lehrer waren alle versammelt. Der Direktor August war zufällig nicht anwesend, an seiner Stelle übernahm der alte Selckmann nicht ungern die Leitung der Belagerung der Festung. Mit Stentorstimme rief er durch das Schlüsselloch: „Wer Sie auch sein mögen da drinnen — machen Sie auf." — Totenstille. — „Ich fordere Sie zum letzten Male auf, in sich zu gehen und herauszukommen." Das war nicht ganz logisch und hatte auch keine Wirkung. „Mendel, holen Sie einen Schlosser." Der Schlosser kam und da auch die dritte Aufforderung des Belagerten erfolglos blieb, befahl Selckmann: „Schlosser, tun Sie Ihre Pflicht." — Die Tür sprang auf, alles, Selckmann an der Spitze, stürzte hinein.

Alles leer. Eine einsame Mütze hing an der Knagge und wurde sofort konfisciert, und erwies sich, um die Komik der Sache zu vollenden, als das Eigentum eines gänzlich Unschuldigen und als Theereiter bekannten Jungen, der noch vor uns gekommen war, — vermutlich

um sich noch vorzubereiten, und die Klasse wieder verlassen hatte. Nun ging ein fieberhaftes Suchen nach dem offenbar irgendwo versteckten Übeltäter los, der Hofschulze in Münchhausen konnte nicht genauer in den unmöglichsten Schlupfwinkeln nach seinem Schwert suchen. Auf dem Ofen, im Klassenschrank, selbst unter dem Podium des Katheders wurde gestöbert; man sah aus dem Fenster, ob der Unglückliche sich vielleicht drei Stock hoch auf das Strassenpflaster gestürzt habe — alles vergeblich. Paulkes und meine Seligkeit war natürlich gross über das vollkommene Gelingen unseres Anschlags. Allmählich aber stellte sich doch Katzenjammer, bei mir wenigstens, ein. Das Vergnügen war vorüber, die Untersuchung fing an, und ich hatte genug von den entrüsteten Äusserungen der Lehrer gehört, um zu wissen, dass mich der Streich leicht in recht böse Lage führen konnte. Es hatte sich herumgesprochen, wer die Verbrecher waren, und es schien mir doch sehr fraglich, ob alle reinen Mund halten würden. So war meine Nacht keine der angenehmsten. Am anderen Morgen erschien Direktor August in der Klasse, hielt zuerst eine lange, strenge Rede über das Vorgefallene, aus der hervorging, dass er keine Ahnung hatte, wie das Kunststück gemacht worden war und daher auch nicht recht wusste, wie er sein Inquisitorium einrichten solle. Endlich begann er das Protokoll zu schreiben: § 1. Eine Mütze hat sich gefunden. Der Eigentümer der Mütze wurde hochnotpeinlich verhört. Indess war seine Unschuld so augenscheinlich, und ein dummer Streich so gar nicht für ihn im Bereich der Möglichkeit, dass seine Aussagen das Geheimnis nicht wesentlich aufhellten. Dann fragte August Mann für Mann, — und ich stand Höllenqualen während dieser Prozedur aus, ob sie etwas von der Sache wüssten. Die Disziplin und der Esprit de corps der Klasse bewährte sich aber glänzend. Es gab keinen Verräter. Als August beim letzten angekommen war, erhob er sich, sagte: „Nun, Sie sehen, es wäre mir

ein Leichtes, den Täter herauszubekommen, ich will aber lieber, dass er selbst kindlich vertrauend zu mir kommt und werde zu diesem Behuf von 12—1 auf meinem Zimmer für ihn zu sprechen sein.“ August ist nie so ungestört auf seinem Zimmer gewesen wie diesen Nachmittag und erst nach Absolvierung des Abiturientenexamens gestand ich ihm die Geschichte von der verriegelten Tür; nach vielen Jahren brachte sie Anton Lewin in schöne Knittelverse, und auf einer Zusammenkunft alter Köllneraner wurde sie gesungen, und ich war der Held des Abends unter dem Jubel der noch anwesenden Lehrer aus jener Zeit. So anders beurteilt die Nachwelt historische Ereignisse, als die Mitlebenden. Möchten die Lehrer sich das merken — aber auch die Schüler! Wäre ich damals entdeckt und angezeigt worden, so hätte es mir wenig geholfen, dass meine damaligen Richter 40 Jahre später die Sache als einen famosen Witz herzlich belachten.

Mein Leben verfloss still und gleichmässig, ich machte beide Tertia durch und wurde Michaelis 1844 nach Untersekunda versetzt. Dirichlets waren auf der Rückreise aus Italien in Florenz schwer erkrankt, so dass sich Ende des Jahres 1844 meine Eltern entschlossen, ihnen zu Hülfe zu eilen. Ich nahm nicht anders an, als dass ich zurückbleiben und ruhig die Schule weiter besuchen würde. Statt dessen machte mir Vater den Vorschlag, mich mitzunehmen, stellte aber dabei die Bedingung, ich müsse trotz der auf 6—7 Monate geplanten Reise mit einem Jahr Untersekunda absolvieren. Es war eine sehr unvernünftige Zumutung, indessen sie wurde mir nun einmal gestellt, und ich war entschlossen, sie zu erfüllen. Hätte ich vorhersehen können, wie gründlich mir dadurch die Reise verdorben werden würde, ich hätte es nie übernommen. Ich besprach die Sache mit meinen Lehrern, die mir kopfschüttelnd das Jahrespensum gaben, sie gestanden mir nachher, sie hätten keinen Augenblick gedacht, dass ich an die Erfüllung der Auf-

gabe gehn, geschweige denn, dass ich sie wirklich erfüllen werde.

Auf der Hinreise kam ich natürlich nicht viel zum Arbeiten. Wir machten sehr lange Tagereisen, die bei den kurzen Wintertagen sich oft zu Nachtreisen ausdehnten, und erreichten am 19. Januar Florenz, wo wir Dirichlets sehr krank vorfanden. In der Rekonvalescenz, noch sehr reizbar, zudem überhaupt für Anfänger ein grundschlechter Lehrer, gab mir Dirichlet Mathematikunterricht, der zu meinen schrecklichsten Erinnerungen gehört, und beaufsichtigte mein Latein- und Griechischarbeiten. Von ersterem verstand er selbst nicht allzuviel, von letzterem sehr wenig und von einer Unterrichtsmethode garnichts.

Später in Rom hatte Dirichlet mir eine Empfehlung an einen römischen Professor eines Gymnasiums, Padre Chelini, gegeben, einen wunderschönen jungen Priester, der mir Mathematikunterricht gab; da Chelini nur italienisch sprach, eine neue Tortur. In allem übrigen war ich ganz auf mich selbst angewiesen.

Am 15. Mai reisten wir nach Florenz zurück. Mutter widmet in ihrem Tagebuche dem Dom in Assisi eine längere Besprechung: „Am 18. brachen wir früh von Foligno auf und waren gegen 8 in St. Maria degli Angeli, wo wir ausstiegen und an einem schönen frischen doch etwas nebligen Morgen nach Assisi wanderten. Der Dunst hing besonders an dem Berge, auf dem die Stadt liegt und verbarg sie uns gänzlich, sodass wir nur auf den Nebel losgingen. Es war eins der angenehmsten Reisegefühle, deren ich mich erinnern kann, und als nun der Weg anfing zu steigen, verzog sich der Nebel, und der einzig schöne Ort, das merkwürdige Kloster, lag alles klar vor uns. Es war ein himmlischer Morgen. Als wir bei S. Francesco anlangten, war warme helle Sonne, aus der wir in die berühmte Kirche mit dem niedrigen geheimnisvollen Gewölbe stiegen; das ist ein

Eindruck, den man nur an dem einen Orte der Welt haben kann, das ist wirklich beinah zum katholisch werden, und dieser unbegreiflich tiefe Eindruck ist das Wunder, das ich dem Katholizismus am liebsten zugestehe. Wo bleibt da die leere Pracht der römischen Kirchen? Wir hielten uns sehr lange in S. Francesco auf, wurden von einem recht gebideten Geistlichen umhergeführt, besahen die Unterkirche ganz genau, und wiederholt die Oberkirche mit den vielen Fresken und Glasmalereien, die auch sehr prächtig ist, aber nicht zu vergleichen mit der tieferen, wogegen das Gewölbe mit den Gebeinen des heiligen Franz, das ich mir nun ganz besonders wunderbar dachte, ein ganz modernisiertes und uninteressantes Bauwerk ist. Die grossen, mächtigen Bogen, welche von fern so sehr bei dem Kloster auffallen, dienen den Mönchen zum Spaziergang, die Männer gingen ins Kloster, ich musste natürlich zurückbleiben.“ Ich kann übrigens nicht verhehlen, dass es Mutter ein ganz besonderes Vergnügen machte, sich aus Mönchsklöstern hinauswerfen zu lassen, das sie sich bereitete, wo irgend Gelegenheit dazu war. Hier sei erzählt, dass, als wir auf der Rückreise in Paviă die Certosa besuchten, der kleine Ernst Dirichlet mit ins Kloster genommen werden sollte. Der uns führende Mönch sagte, auf den 5jährigen Knirps zeigend, „Ma, é maschio? und Vater antwortete mit unerschütterlichem Ernst: Anzi maschissimo.“ „Hierauf gingen wir in eine abscheuliche Kneipe uns zu restaurieren, so gut es der Ort erlauben wollte, dann die Stadt hinauf über den Markt mit dem antiken Tempelchen, das sehr schön ist, aber doch wohl mit Unrecht Goethe so begeistert hat, dass er S. Francesco gänzlich darüber vergass. Es ist doch wunderbar mit dem Einfluss der Zeit selbst auf den grössten Geist, dass Goethe sich so durchaus nicht in die Schönheit der mittelalterlichen Architektur hat finden können, was doch gewiss nur die Schuld des herrschenden Vorurteils war. Was mögen wir für welche haben, die wir nur nicht

kennen, weil wir mitten drin stecken?" — Wie Recht hat meine Mutter! Zu den Vorurteilen in denen sie steckte, und in denen ich mit aufwuchs, gehörte u. a. die Verachtung des Roccoco, in Architektur, Bildern, Porzellan, Möbeln. Dass das reizende Charlottenburger Schlösschen scheusslich sei, war ein unanfechtbarer Glaubensartikel; Sanssouci liess man höchstens aus historischer Pietät gelten; Meissener Porzellan war eine kindische Spielerei, bei der von einem Kunstwert keine Rede sein könne, die Bilder aus der „Zopfzeit" wurden keines Blickes gewürdigt. Sehr bezeichnend ist eine Briefstelle von Grossmutter an uns nach Italien: die Kuglersche Geschichte Friedrichs des Grossen mit den herrlichen Menzelschen Illustrationen, dem ersten jener Werke, in denen Menzel uns jene Zeit wieder vor Augen gezaubert hat, war erschienen und erregte einen Sturm von Entrüstung bei der älteren Generation; Schadow war der Vorkämpfer der Menzelgegner und Grossmutter schreibt:

„Dass Du Berliner Zeitungen liesest, ist mir sehr lieb, da brauche ich Dir die Stusse zwischen Schadow, Kugler, Menzel und Criminal nicht zu schicken. In der Sache hat Schadow Recht, denn es giebt nichts Schauderhafteres als die Holzschnitte zum alten Fritze." So unmöglich war es den Augen einer feinen, kunstsinnigen, gebildeten Frau, das Schöne in dieser Apotheose der Zopfzeit zu entdecken. Es war aber ein Doppeltes, was ihren unbefangenen Sinn trübte: Für die Zopfzeit ging ihr das Verständnis ab, aber auch die moderne Menzelsche Art der Apotheose war ihr ein Greuel. Und so geht es jedem älter werdenden Menschen: mit neuen Erscheinungen kann er sich nicht mehr befreunden, und jedem tönt die schmerzliche Klage Attinghausens im Herzen wieder:

Das Neue drängt herein mit Macht, das Alte,
Das Würdige scheidet, andere Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was tu ich hier? Sie sind begraben alle,

Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit.
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht
zu leben.

Am 15. Juni verliessen wir Florenz, wo wir auf der Rückreise wieder mehrere Wochen verlebt hatten, und fuhren in zwei Wagen und langsamen Tagereisen nach Berlin. Gewöhnlich sass ich auf dem Bock des vierspännigen Wagens, in dem Mutter und Tante sich befanden, Walter auf dem Bock der sogenannten Menagerie, in der die Kinder mit der Amme und Tantes Köchin Mine fuhren. So war ich ungestört. Aber es begann der ödeste und anstrengendste Teil der Aufgabe für mich, in der Hitze des italienischen Sommers schutzlos unter der glühenden Sonne Geschichtstabellen, Geographie und allen möglichen Gedächtniskram mir einzupauken. Ein Glück, dass mein Gedächtnis ein vortreffliches war und ich dann doch manchen Blick auf die herrlichen Umgebungen werfen konnte.

Regentage kamen auch dazwischen, wo ich, eingepfercht in der Menagerie zwischen den schreienden Kindern und den schwatzenden Frauenzimmern, jeden Gedanken ans Lernen aufgeben musste. So kam es, dass ich schliesslich doch ziemlich im Rückstand blieb und den letzten Teil der Reise, durch die Lombardei, die Schweiz und Deutschland, wie ein Öchslein ochsen musste. Mir ist daher auch von allen durchfahrenen Gegenden keine Spur von Erinnerung geblieben, leider von all den schönen Dingen, die ich in mein Hirn hineinpfropfte, auch nicht. Nach einer Abwesenheit von 7 Monaten kamen wir Anfang August wieder in Berlin an, ich war im ganzen mit dem Pensum fertig geworden. Ich gab meine Arbeiten ab, trat wieder in die Klasse ein und hatte noch notdürftig Zeit gehabt, mich wieder in den Gang des Unterrichts zu finden, als das Versetzungsexamen begann. Am Tage vorher rief mich unser Ordinarius, Benary, heraus und teilte mir mit, man könne mich nicht versetzen, ich

solle lieber vom Examen zurücktreten. Es sei ein zu übler Präcedenzfall, man wolle mich zum Primus machen, er versprach mir monts et merveilles, aber von Versetzung sei keine Rede. Man kann sich meine Enttäuschung und meinen Ärger denken. Alle die Quälerei sollte umsonst gewesen sein? Ich fragte, ob denn meine Arbeiten nicht zufriedenstellend gewesen seien? Benary musste gestehen, dass sie allen Anforderungen genügt hätten, und im Laufe des Gesprächs kam es dann heraus, dass die Lehrer es überhaupt gar nicht für Ernst genommen hätten, dass ich arbeiten würde. Ich bat mir bis zum anderen Morgen Bedenkzeit aus und ging sehr verzweifelt nach Haus. Indessen fasste ich mich bald, tröstete mich mit meinem alten Schulwahlspruch: „Fressen können sie mich nicht und heiraten auch nicht“ und erklärte am anderen Morgen, ich wolle auf alle Fälle das Examen mitmachen, genüge es nicht, so könnten sie mich ja durchfallen lassen. In welcher Angst mir die nächsten Wochen vergingen, wie peinlich es war, so mit dem Strick um den Hals das Examen zu machen, wird jeder, der einmal Schuljunge war, nachempfinden. Indessen, der Erfolg bewies, dass mein Entschluss der richtige gewesen, ich wurde versetzt, und da ich Obersekunda glatt mit einem Jahr durchmachte und unter den ersten nach Prima kam, so war der Beweis geführt, dass es ein Unsinn gewesen wäre, mich noch ein halbes Jahr in Untersekunda die Bänke drücken zu lassen. Zu Hause hatte ich vorher von dieser Episode nichts gesagt, sondern mein Leid und meine Angst allein getragen, aber ich weiss noch ziemlich lebhaft, dass ich mich doch ärgerte, wie Vater meine Versetzung kühl, als etwas ganz Selbstverständliches aufnahm, woran er gar nicht gezweifelt, und was jeder leicht erreicht haben würde. — —

Fanny Hensels Tagebuch. 17. März 1846.

„Ein sehr angenehmer Umgang für die Musik ist Herr von Keudell, der so Musik hört, wie ich es seit Gounod und Dugasseau nicht wieder gefunden habe, und

dabei vortrefflich spielt, überhaupt ein sehr lebhafter und liebenswürdiger Mensch. Behr, Borchardt und andere junge Leute machen unseren Kreis jetzt angenehmer als er lange war. Gestern haben wir den ersten gar wohl gelungenen Ball gegeben, wobei Sebastian als Wirt allerliebst debutiert hat, mit sehr viel gutem Ton und Anstand. O Traum der Jugend, o goldner Stern! Am 3. März ward Sebastian eingesegnet und hat sich in dieser ganzen Zeit sehr zu unserer Zufriedenheit betragen."

Eingesegnet, mein erster Ball, und Roby Keudell, meine Jugendfreundschaft, die fortgedauert hat bis ins höchste Alter! Die Kindheit war vorbei. Keudell war einige Jahre älter als ich, damals ganz junger Referendarius und wurde bald mein Ideal, das, was man einen Autoritätsfreund nennt. Er wurde täglicher Besucher unseres Hauses; wir hatten bald Gelegenheit, ihn in einer gefährlichen Krankheit, die ihn befiel, zu pflegen; in der Rekonvaleszenz brachte er die ganzen Tage im Garten bei uns zu; für Mutter war er musikalisch ganz unschätzbar, und bald wurde er fast wie ein Sohn vom Hause betrachtet.

Ich erhielt in dieser Zeit Zeichenunterricht. Erst sehr unzureichenden bei Schirmer, der sich absolut nicht um mich kümmerte. Dann bei Biermann. Biermann war ein Lehrer ganz anderen Schlages: allerdings liess er seine Schüler auch viel sich selbst quälen. Er aquarellierte nur mit 5 Farben: Carmin, blau, indischgelb, gebrannte und ungebrannte Terra Siena. Aus diesen wurde alles gemischt und namentlich zum nach der Natur Malen war diese einfache Manier ganz vorzüglich, und das Herausbekommen eines Tons aus so wenigen Elementen höchst instruktiv. Dabei hatte seine Lehrmethode etwas ungemein Zwingendes und ein Biermannscher Schüler ist auf den ersten Blick herauszuerkennen. Im Sommer wurde viel in der Umgegend nach der Natur gezeichnet und gemalt, namentlich Tempelhof war oft das Ziel unserer Gänge, und bei Mutter Kreide-

weiss wurde dann ein edles Mittagessen von Gänsebraten und Gurkensalat eingenommen. Wir hingen alle mit begeisterter Liebe an Biermann, was allein schon für seine Lehrerbegabung spricht. Ihm beim Malen und namentlich beim Aquarellieren zuzusehen, war ein grosses und lehrreiches Vergnügen: er malte beinahe mehr mit dem Wischlappen oder Schwamm, dem Radiermesser, dem Pinselstiel, dem Rockärmel oder gar der Zunge als mit dem Pinsel, und alle diese Mittel wandte er zu ganz bestimmten Zwecken an. Fast das Wunderbarste war mir immer, wenn er schliesslich einen dicken Pinsel voll Ultramarin nahm und damit mit einer kühnen und schnellen Handbewegung über die fertige Aquarelle hinfuhr, — dann sassen die blauen Töne gerade da, wo er sie brauchen konnte, bald als dicke Klexe in grossen Tiefen, bald als leise Lasur über dämmrigen Fernen oder als Schatten im Wasser und Laub, und ich erinnere mich meines grossen Schrecks, als ich ihm zum ersten Mal dies so leicht aussehende und so wirksame Kunststück nachmachen wollte: ich nahm ganz wie er den dicken Ultramarinpinsel, fuhr ganz wie er mit genialer Handbewegung über mein Blatt — und hatte mir eine ganz fertige, sehr mühsame Aquarelle hoffnungslos verdorben, denn die blauen Klexe sassen überall da, wo ich sie nicht brauchen konnte. Ich habe das Jammerblatt lange als warnendes Beispiel für mich aufgehoben Si duo faciunt idem, non est idem. Es war ein sehr frisches, fröhliches Treiben in Biermanns Atelier, und ich machte wirklich, wie Mutter schreibt, Fortschritte; und doch war die Anziehungskraft der Kunst nicht gross genug, sie mich zum Lebensberuf erwählen zu lassen, was der sehnlichste Wunsch meiner Eltern gewesen wäre, und damit ist wohl genügend bewiesen, dass ich nicht genügendes Talent dafür besass. Meine Neigung ging seit einiger Zeit nach anderer Richtung.

Dass es sich schliesslich um irgend eine Beschäftigung mit der Natur handeln würde, war zweifellos: meine

Käferleidenschaft dauerte fort und nahm einen mehr wissenschaftlichen Charakter an; mit Herrn von Frantzius machte ich genussreiche entomologische Exkursionen namentlich nach dem reizenden Walde, dem Brieselang, der jetzt mit der Hamburger Bahn leicht zu erreichen und von Berlinern überflutet ist, damals einen guten Tagesmarsch erforderte. Es war ein wunderschöner, meist mit Laubholz bestandener, von Buchen mit üppigen Wiesenrändern durchzogener Wald, der reiche botanische und zoologische Ausbeute an seltenen Spezien gewährte. Ich fing an mikroskopische Untersuchungen unterFrantzius' Leitung zu machen und die anatomische Struktur der Insekten kennen zu lernen. Meine Beziehungen erweiterten sich; ich korrespondierte und tauschte mit Siebold in Erlangen und anderen bekannten Sammlern und brachte genussreiche Stunden auf dem schönen entomologischen Kabinett der Universität zu. In diesen Jahren war ein beliebter Traum von mir, dass ich in einem tropischen Urwald die unglaublichsten unbekannten Käfer fing und Mutter klagt einmal, ich führte Neu-Holland so ungeniert im Munde, als sei es der Grunewald, und was sie arme Klucke wohl anfangen solle, wenn ihr Küchlein solche Sprünge mache. Hätte ich damals einen Naturforscher gefunden, der mir grössere, weitere Gesichtspunkte in seiner Wissenschaft eröffnet hätte, als sie die Entomologie, namentlich wie sie damals betrieben wurde, darbot, wäre meine Entwickelungszeit in die Nach-Darwinsche Zeit gefallen, mein Leben würde sich wohl ganz anders gestaltet haben. Indessen bekam ich gerade damals Einblicke in einen anderen Berufszweig, der in frischer Entwickelung und in einem grossen Aufschwung begriffen war, die Landwirtschaft. Vor meinem Eintritt ins Gymnasium hatten meine Eltern noch kurze Zeit einen Hauslehrer für mich genommen, Herrn Matosch. Er sollte mich wohl in etwas strenge Zucht nehmen, indes fand sich doch bald, dass er dazu garnicht der geeignete Mann, und dass es auch eigentlich garnicht nötig war.

Er blieb nicht lange im Hause, aber es knüpfte sich eine dauernde Freundschaft zwischen uns an; ich habe ihn noch im Jahre 1873, als wir von Ostpreussen nach Berlin übersiedelten, besucht, bald darauf starb er. Herr Matosch hatte einen Onkel, Pächter des Gutes Klein-Machnow bei Berlin, und dies Gut war der häufige Zielpunkt von Ferienreisen, denen ich immer mit grosser Sehnsucht entgegensah. Eine neue Welt tat sich mir da auf. Das ganze, breit behagliche Leben eines grossen Guts, die häufigen, reichlichen Mahlzeiten, die weiten Wanderungen durch die Felder, die landwirtschaftlichen Arbeiten, die mir ganz fremd waren. das viele Vieh, das eigentümliche Aroma der Ställe, das alles beschäftigte mich lebhaft. Einzelne Begebenheiten sind mir ganz besonders frisch in der Erinnerung: eine Jagdpartie mit Herrn Matosch, bei der es sich zwar nicht um Hasen und Rehe handelte, denn die Jagd hatte sich der Verpächter vorbehalten, — aber ich schoss einen Pirol und eine Krähe und war damit glückseliger, als wäre es der stolzeste Sechszehnender. Die Jagd auf die Schlangen stand uns aber frei, und wir ergatterten eine Menge schrecklich stinkender Ringelnattern, von denen ich einige lange auf meinem Zimmer beherbergte zum grössten Ekel meiner Mutter. Das Hauptvergnügen aber war die Fischerei. Machnow hatte mehrere Karpfenteiche, deren ordentlicher Betrieb längst eingeschlafen war, die aber grosse Mengen herrlicher Karpfen und anderer Fische enthielten, und lange nicht ausgefischt waren. Während eines meiner Besuche wurde der grösste Teich abgelassen und sollte eines Morgens das Fischen stattfinden, nachdem das Wasser grösstenteils abgelassen war. Um vor Diebstählen sicher zu sein, wurde die letzte Nacht gewacht und ich durfte dabei sein. Es war die erste Nacht, die ich im Freien zubrachte; ein Feuer wurde unterhalten, wir brieten Kartoffeln in der Asche und der ganze Cooper erwachte wieder in mir, als ich unter den Kronen der Bäume, die fantastisch vom Feuer

erhellt waren, das selbst bereitete Abendbrot, im Grase gelagert, verzehrte. Dann wurden Geschichten erzählt, Erlebnisse der Inspektoren und Tagelöhner im märkischen Platt, eine Flasche Wein und viele Flaschen Schnaps machten die Runde, allmälich wurde einer nach dem andern müde; ich hatte beschlossen, wach zu bleiben und das Feuer zu unterhalten. Heimlich hoffte ich auf einen Überfall von Fischräubern, der leider nicht erfolgte. Bald schlief alles und nach einigen Stunden fielen mir auch die Augen zu, und ich erwachte erst, fröstelnd und steif von dem ungewohnten Lager, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und alles in eifriger Tätigkeit war, das Netz in den Rest des Wassers zu lassen. An beiden Enden kräftig gezogen, kam endlich der Bauch des Netzes ans Ufer, und das unendliche Gewimmel der Fische war lustig anzusehen. Ich bekam zum Geschenk einen ungeheuren, sicherlich uralten Karpfen von einigen 20 Pfund Gewicht, — ich fürchte, wenn ich es mir heute mit teuer erworbener Menschenkenntnis überlege, dass mir gerade dieser grösste und — älteste Fisch gespendet wurde, da der schlaue Pächter wusste, er verliere an ihm keinen grossen Genuss. Damals fühlte ich mich unendlich geehrt, war unbändig stolz, bestand trotz allen Abmahnungen darauf, ihn allerhöchst eigenhändig auf dem Puckel im Netz nach Berlin zu schleppen, wovon ich halb krüppelich wurde und mir den ganzen Anzug mit Fischschleim ruinierte, und lud die ganze Familie zu einem Fischessen auf meiner Stube ein. Der Beifall der Gäste war schwach, das Biest war so zähe wie eine alte Kuh, und Mutter musste mit kaltem Aufschnitt nachhelfen, konnte mich aber nur mit Mühe abhalten, mir eine unheilbare Indigestion an dem Danaergeschenk zu holen.

Auch die Poesie des Angelns lernte ich in Machnow kennen. Bei schönem Wetter, an einem fischreichen Wasser, ist es ganz erträglich — wenn man dabei stundenlang sitzt, ohne dass etwas anbeisst, ist es ebenso langweilig als auf dem Anstand zu stehen, ohne dass

ein Schwanz sich sehen lässt. Um das zu ertragen, muss man verliebt sein und sich die Zeit mit den Gedanken an „Sie" vertreiben. Und verliebt war ich damals noch nicht.

Alle diese Erlebnisse liessen mich den Beruf des Landwirts in einem rosigen Lichte sehen, und fortan stand es bei mir fest, ich wollte Landwirt werden. Freilich ebenso wie Canrobert vor Sebastopol von der berühmten, gänzlich nutzlosen englischen Reiterattaque sagte: „C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre," hätte mir ein erfahrener Landwirt von meinen damaligen Ideen über das Landleben sagen können: c'est magnifique, mais ce n'est pas l'agriculture. Was diese eigentlich war, sollte ich erst viel später kennen lernen, sie war etwas ganz anderes, als ich mir vorgestellt hatte, dass ich doch mein Lebensglück darin fand, dass sie mich vollauf befriedigte, war Zufall. Mehr oder weniger wird es jedem jungen Menschen so ergehen bei der Wahl des vorher garnicht bekannten Berufes; mehr oder weniger wird jeder mit Reuter sagen: Det hebb ick mi doch ganz anners vörstellt; und daher ist es eine grosse Torheit, das sogenannte „Umsatteln" zu einer Art Verbrechen zu stempeln.

Eine andere Quelle reicher Freuden wurde für mich der Wassersport, der damals viel mehr Wasser und weniger Sport war, als dies jetzt der Fall ist. Wir ruderten und segelten, wie uns der Schnabel gewachsen war, wir bedurften dazu keiner besonderen Kostüme, keiner wissenschaftlich konstruierten Boote. Dieses Vergnügen betrieb ich mit Roby Keudell und Hermann Muhr; gewöhnlich gingen wir Sonnabend nach Schluss der Schule nach der Oberspree, mieteten uns ein Boot, fuhren nach Stralau, Treptow, den Müggelseen, blieben die Nacht zu Sonntag auf und an dem Wasser, — die Schulbücher zu Montag hatte ich mitgenommen — und Montag Morgen zur Schule war ich wieder in Berlin — ob vorbereitet für die Stunden, darüber schweigt die

Geschichte, und war die Stunde Geschichte, dann schwieg ich.

Fanny Hensels Tagebuch. 30. Dezember 1846.

„Das Jahr geht zu Ende, ob es mir ein ganz gutes war, wird sich erst in folgendem zeigen, wenn über Dirichlets Gehen oder Bleiben entschieden ist, was jetzt schwebt und uns alle in Spannung und Unruhe erhält. Es war sehr eigen, als ich kürzlich mit Marianne über die letzte Zeit sprach und ihr sagte: das Jahr ist zwar noch nicht zu Ende, aber ich denke, es mir rot im Kalender anzustreichen. In derselben Stunde teilte Magnus Dirichlet die Aufforderung mit, nach Heidelberg zu gehen. Gott gebe, dass die allseitigen Bemühungen der Freunde gelingen und das Ungewitter an uns vorüber zieht. Jacobi hat sich bewährt und unmittelbar nachdem er es erfahren, an den König geschrieben, Magnus hat Humboldt, und Böckh die Universität benachrichtigt.“ Das Ungewitter zog vorüber und Dirichlets verliessen Berlin erst im Jahre 1854. Als im Ministerium darüber beraten wurde, was man wohl tun könne, um Dirichlet in Berlin zu halten, wurde auch der Geheimrattitel vorgeschlagen, da entgegnete der Dezernent, Johannes Schultze, das werde er jedenfalls Dirichlet nicht anbieten; denn den, der es ihm anzubieten wagte, schmisse Dirichlet die Treppe hinunter, und er wohne zwei steile Treppen hoch! So musste man sich denn zu einer geringen Gehaltserhöhung entschliessen.

Einer Soirée erwähnt Mutter noch als sehr brilliant, mit Radziwills, der Decker und der Gräfin Rossi. Diese, die unter ihrem Mädchennamen weltberühmte Henriette Sonntag, wollte für ihr Leben gern die Decker singen hören, diese aber, die es an Schönheit der Stimme und dramatischer Begabung mit den Besten aufnahm, hatte auch ihr voll gerüttelt und geschüttelt Mass von Künstlerlaune und Tücke und erschien dicht vermummelt, hustend und anscheinend sehr elend und blieb stumm wie ein Fisch. Die Rossi ärgerte sich offenbar wütend

und hätte nun ihrerseits auch nicht für die Welt gesungen, wenn die Etiquette ihr dies selbst erlaubt hätte. So mussten Mutter und die Schumann die musikalischen Genüsse des Abends besorgen, und Fräulein Melitta Berendt, eine schöne und talentvolle Danzigerin, sang als unbestrittene Primadonna vor den beiden grollenden Gesangsköniginnen. — Ich habe aber doch fünf Jahre später, als ich Hohenheimer Student war, im Stuttgarter Theater öfters Gelegenheit gehabt, die Gräfin Rossi, die das verachtete Jettchen Sonntag wieder hatte hervorsuchen müssen, als ihr edler Graf ihr jeden Groschen durchgebracht hatte, nicht nur singen zu hören, sondern spielen zu sehen, und es war einer der grössten Theatergenüsse, die ich je gehabt.

Ich zwang den armen Onkel Felix einmal zu einem schrecklichen Kunstgenuss, und der allezeit Liebenswürdige liess sich zwingen, und das ging so zu. Nachdem meine Klavierstunden aufgehört hatten, versuchte ich es mit dem Gesang und hatte diese freiwillige oder sogenannte Exstunde auch im Gymnasium. Unser ehrgeiziger Singlehrer hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine grosse Aufführung mit seinem Chor zu veranstalten und dazu die Glocke von Romberg gewählt. Jahraus, jahrein übten wir dies entsetzliche Opus, aber jede Aufführung wurde immer dadurch zu Wasser, dass, wenn wir dicht daran waren, entweder der Sopransolist die Stimme wechselte, oder der Basssolist das Abiturientenexamen machte. So musste denn immer wieder der Sisyphusstein von neuem den Berg hinaufgeschoben werden, und immer wieder sang ein neuer, frisch gewechselter Bass: Fest gemauert in der Erden, und schrie ein neuer Chor: Zum Werke, das wir ernst bereiten. Endlich, endlich nahte der Tag der jahrelang ersehnten Aufführung, und ich bestürmte Onkel Felix, derselben beizuwohnen, und zu meiner unsäglichen Freude tat er seinen Ohren diese Folter an. Er hat mir trotzdem seine Liebe nicht entzogen.

Aber auch in Mutters Chor sang ich mit. Ich habe schon gesagt, dass ich nie Noten lesen gelernt habe; aber ich hatte ein sehr gutes Gehör und musikalisches Gedächtnis; es war mir daher ein Leichtes, nach ein, zwei Proben meinen Part auswendig zu wissen. Solange ich Sopranist war, sah ich immer mit Frau von Decker, die, obgleich erste Solistin, auch tapfer im Chor mitsang, in dasselbe Notenblatt ein. Nun hatte diese stets zu allem möglichen Schabernack aufgelegte, kluge und schöne Frau bemerkt, dass ich mich mit dem Pausieren nicht sehr abquälte, sondern mich gläubig auf sie verliess. Das benützte sie, mich einmal greulich zu beschämen.

Nach einer langen Pause der Soprane holte sie plötzlich tief Atem, als wolle sie anfangen, ich, auf dieses Zeichen lauernd, schrie in die tiefe Stille des ganzen Chors mit meinen Anfangsnoten hinein und wurde natürlich schrecklich verhöhnt. Die Decker aber sagte: „Warte mein Jungchen, ich werde Dich lehren, selbst zu pausieren.“ Darauf war ich böse mit ihr und entzog ihr meine Kundschaft.

Es nahte nun das grosse Unglück, das uns alle am 14. Mai 1847 betreffen sollte. Ich habe mich gescheut, es zu erzählen, ich habe mich fast zu sehr bei der letzten Zeit meiner ahnungslosen, glücklichen Jugend aufgehalten, aber die Zeit ist da, und ich muss von dem ersten und grössten Schmerz meines Lebens berichten. Der Tag begann wie jeder andere, ich ging in die Schule, Mutter war ganz wohl, und nichts liess befürchten, dass der Abend uns so Schreckliches bringen würde. Nach Tisch war ich in der Perspektiv-Zeichenstunde bei Pohlke, einem früheren Schüler meines Vaters und wurde plötzlich herausgerufen, Mutter sei krank geworden, ich solle schnell unseren Arzt holen. Ich lief, was ich konnte und weiss, dass ich mir in der Zeit immerfort vorsagte „Es kann doch nicht schlimm sein, uns kann doch nichts Böses passieren.“ Als ich mit dem Arzt kam, war alle Hoffnung vorbei.

Mit furchtbarer Klarheit sah Rebecka Dirichlet selbst in diesen ersten Tagen des betäubenden Schmerzes in die Zukunft: „Unser elterliches Haus ist zum zweiten Mal gestorben,“ sagte sie, und das bewahrheitete sich bald. Der Mittelpunkt der zerstreuten Familienmitglieder war nach Grossmutters Tode unser Haus geworden. Wir waren die einzigen, die das schöne Grundstück bewohnten, das sich so recht zum Vereinigungspunkt eignete; durch die Musiken, durch die ganze Stellung meiner Eltern in Berlin und in der Gesellschaft waren sie zum Schwerpunkt geworden, zu dem sich die anderen immer wieder hinfanden, — das war nun endgültig für immer vorbei, und der Verkauf des schönen Hauses war nur noch eine Frage der Zeit. — Und auch mit der gänzlichen Zerstörung von Vaters Leben war Rebecka prophetisch. Unser Leben, Vaters Leben, war zerstört, als diese Augen sich schlossen. In Mutter starb mir auch das Heim, das mich so lange schützend gehegt, in ihr starb mir auch mein Vater: denn der Mann, der er sonst gewesen, war unwiederbringlich dahin. Er sank mit Mutter ins Grab. In den Kreisen, wo es sich nicht um den täglichen Erwerb des täglichen Brotes handelt, wird fast immer der Tod der Mutter ein grösseres, zerstörenderes Unglück sein, als der Tod des Vaters. Mit der Mutter fällt das Familienleben, fallen die tausend kleinen häuslichen Beziehungen, die den Zauber des Familienlebens ausmachen. Aber hier fiel mehr der Vernichtung anheim. Es wurde offenbar, dass Mutter der starke Halt gewesen war, an dem sich Vaters weiche, schwankende Natur aufrichtete und hielt. Sie war der Genius gewesen, der seinem Leben Inhalt, seinen Arbeiten Zweck und Ziel gegeben. Vater wurde ein nicht nur anderer, sondern ein vollkommen entgegengesetzter. Er, der rastlos tätig in seiner Kunst gewesen, der nicht einmal abends ohne Bleistift in der Hand existieren konnte, hat von Stund an kaum mehr den Pinsel angesetzt und die schönen Aufträge, die ihm auf Jahre hinaus Beschäftigung sicherten, unausgeführt

liegen lassen. Er, der nur mit Gewalt dazu zu bringen war, auszugehen, sich Bewegung zu machen, der Haus und Garten nur mit Widerstreben verliess und Gesellschaften hasste, brachte fortan seine Tage und seine halben Nächte auf den Strassen, in Versammlungen und in fremden Häusern zu, löste den Hausstand auf, trennte sich von seiner Schwester Minna und nahm seine Mahlzeiten in Gasthöfen oder an bestimmten Tagen reihum bei den Verwandten ein. Er, dem alles Schreiben verhasst gewesen, der nur mittags flüchtig in die Zeitung gesehen, ging ganz in Korrespondenz und in der Politik auf.

Natürlich zeigten sich diese Erscheinungen nicht sofort und nicht gleich in ihrem verderblichen Umfange. Im Anfang war es ganz selbstverständlich, dass Vater die verödeten Räume mied, dass er keine Schaffensfreudigkeit hatte, dass er bei anderen und zumeist den Nächststehenden Trost und Zerstreuung suchte. Er machte sogar noch einige seiner allerschönsten Zeichnungen, Mutter und Onkel Felix auf dem Totenbette, in diesem Jahr, das uns beide raubte. Es ist unbegreiflich, wie er das sichere Auge und die feste Hand sich bewahren konnte, die geliebten Züge unter so erschütternden Umständen wiederzugeben. Aber dann nahm seine Gestaltungskraft schnell ab, und unter den Zeichnungen der späteren Tage ist kaum eine oder die andere, die es mit den lebendigen Schöpfungen der älteren Zeichnungen aufnehmen konnte. Solche Zeichnungen aber waren das einzige, wodurch er mit seiner Kunst in Verbindung blieb. Von Ölbildern hat er nichts mehr gemalt, als ein sehr unglückliches Portrait Friedrich Wilhelms IV. und ein nicht beendetes, aber gänzlich verfehltes Bild von Mutter. — Nun ging aber Jahr für Jahr dahin, und das Leben meines Vaters wurde immer öder, er entfremdete sich immer mehr der Familie, gab sich ganz der Politik hin; und um das Unsichere, Schwankende und Provisorische seines Lebens noch hoffnungsloser zu machen, es bildete sich eine beinahe fixe Idee bei ihm heraus,

er wollte nach dem Orient reisen und dort eine neue Belebung der religiösen Malerei versuchen. In der Familienbiographie habe ich erzählt, wie schon 1840 derartige Ideen ihn beschäftigten, wie sie durch Vernet in Rom Nahrung erhielten, und wie rührend es Mutter beklagte, dass sie ihn daran hindere. Jetzt hätte ihn ja nun nichts abgehalten, diesen Plan ins Werk zu setzen, aber es blieb bei dem Reden davon. Es kam soweit, dass er mich einmal vom Lande Knall und Fall 14 Tage vor Weihnachten nach Berlin berief, um Abschied von mir zu nehmen, da er zu Weihnachten schon abgereist sein werde. Aber er reiste nicht, er reiste nie, und ich habe nach seinem Tode alte verstaubte und vergilbte Packete gefunden von damals längst verstorbenen Menschen, die er zur Bestellung in Kairo und Konstantinopel übernommen hatte und eine ganze Bibliothek, arabischer Wörterbücher, Grammatiken, des Koran, die er sich zur Erlernung der Sprache angeschafft hatte, ohne je damit zu beginnen. So diente diese Phantasie nur dazu, ihn von jeder Tätigkeit abzuhalten, und schliesslich auch meinen dringenden Wunsch, er möchte zu mir ziehen, als ich mir in Ostpreussen einen Hausstand gegründet hatte, zu vereiteln. Ich hatte ihm dort ein schönes, grosses Atelier eingerichtet und hoffte lange, ihn so wieder einem ruhigen geordneten Leben zu gewinnen, aber umsonst. Die Kraft zu einem energischen Entschluss hatte er längst verloren. Es giebt nichts Trostloseres als dieses Leben, das Vater noch sehr lange Jahre führte. Dass dieses verödete, ungeordnete Haus kein Aufenthalt für mich siebzehnjährigen Jungen war, ist klar, und für mich war es ein Glück, dass ich in Rebecka Dirichlet eine zweite Mutter und in Paul Mendelssohn einen zweiten Vater fand. Was Rebecka schon in den ersten Tagen schreibt, dass ich fast die ganze Zeit ausser der Schule bei ihr zubringe, setzte sich von da ab ununterbrochen fort, bis ich Berlin verliess. Ich schlief nur in unserer Wohnung, und nach der gefährlichen

Krankheit, die mich im nächstfolgenden Winter befiel, mietete sie mir in ihrem Hause ein Zimmer und fortan siedelte ich ganz zu ihr über. Und auch später, wenn ich vom Lande nach Berlin kam, war bei ihr stets mein Zimmer bereit. Ihr Wunsch, sie möchte etwas für mich tun können, ist in reichem Masse in Erfüllung gegangen; sie hat mich geliebt, wie ihre eigenen Kinder, ja vielleicht mehr als diese. Sie hat mir die Verwaisung so wenig fühlbar gemacht wie irgend möglich, meine Freuden und Erfolge hat sie als die ihrigen betrachtet und allen Kummer treulich mit mir geteilt.

Als ich nach meiner schweren Erkrankung wieder notdürftig auf den Beinen war, wurde der grosse Schönlein meinetwegen konsultiert. Er schrieb mir eine lange Instruktion auf; grösste Schonung vor allen Aufregungen, peinliche Diät, womöglich nichts als Weissbrot und Hühnerbrust, mässiges Arbeiten. Nun hatte ich bis Ostern sehr scharf zu arbeiten, dann kam nach der März-Revolution eine Zeit wildester Aufregung und unregelmässigsten Lebens, und als ich aufs Land kam, Diät von Schwarzbrot und Speck — aber dabei wurde ich kerngesund und bin es geblieben bis in mein hohes Alter. Die Louisdore, die Schönlein für seinen weisen Rat bekommen, hätten gespart werden können, wie so manches, was man Ärzten und Apothekern in den Rachen jagt.

Was mir viel besser bekam als alle Diät, war reiten und ich glaube, das hat mir mein Vater, der ein leidenschaftlicher Kavallerist gewesen war, verordnet. Mein erstes Debut war traurig. Mein Vater ging mit mir nach der Königlichen Bahn in der Breiten Strasse, stellte mich dem alten Stallmeister Unruh vor, der, wie gewöhnlich nach acht Uhr morgens, nicht mehr ganz nüchtern war. „Können Sie denn schon etwas reiten?“ fragte der, und ich, eingedenk meiner italienischen Eselheldentaten, sagte ziemlich selbstgenügsam: „O ja!“ „Bringen Sie mal den Corydon, mit englischem Sattel ohne Bügel und die vierfüssige Barrière!“ schrie Unruh einem Stallknecht zu, und es erschien ein

himmelhoher Gaul, die Barrière wurde aufgestellt, ich mit Hilfe der Stallknechte auf das Tier gehisst; kaum sass ich oben, so legte Corydon die Ohren an, schoss auf die Barrière los, nahm sie elegant, und auf der anderen Seite kam ich an, die Arme um den Hals des Pferdes geschlungen und als Berloque an seiner Brust hängend. „Nun werden Sie sich wohl überzeugt haben, dass Sie nicht reiten können," sagte Unruh grinsend, und die regelmässigen Stunden begannen, die mich höchlich amüsierten; mit der Zeit wurde ich Unruhs Lieblingsschüler, bin mein Lebtag ein guter Reiter gewesen und verdanke dem Reiten meine frohesten Stunden. Man fühlt sich so Herr der Schöpfung auf einem guten Pferd, und ich habe im Sattel stets meine allerklügsten Gedanken gehabt.

Das Frühjahr 1848 kam heran, es begann ungewöhnlich früh, Ende Februar wurde schon alles grün, und ohne jeden Rückschlag dauerte das herrlichste Wetter das ganze Jahr an. Das Jahr 1847 hatte eine sehr schlechte Ernte gegeben, es herrschte grosse Teuerung und viel Elend und Unzufriedenheit in den armen Volksklassen; und in den Köpfen der besser Situierten gährte es gewaltig. Friedrich Wilhelm IV. hatte es verstanden, durch seine grossen Versprechungen, denen sehr kleine Taten folgten, alle Parteien sich zu verfeinden. Die Konservativen wurden an ihm irre, weil sie ihm liberale Taten zutrauten und sich in ein Königtum ohne feste Zügelhand nicht finden konnten. Die Liberalen wurden auch ungeduldig, weil die Hoffnungen und Erwartungen, die man während der langen Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. auf den Thronfolger gesetzt, und die dieser durch viele vage Verheissungen genährt hatte, sich nun schon seit beinahe acht Jahren nicht erfüllen wollten. Da kam die Februar-Revolution in Paris; die Franzosen waren Ludwig Philipps und der Orleansdynastie, die nun schon achtzehn Jahre regiert und in dem Herzog von Orleans ihre beste Stütze verloren hatte, überdrüssig geworden, sie sehnten sich nach

Veränderung, jagten den König fort, proklamierten zur Abwechslung die Republik, und damit war der Funke in den überall in Europa in der langen Friedenszeit seit 1815 aufgehäuften Zündstoff geworfen.

Ich habe früher erzählt, wie die Nachricht der Pariser Ereignisse zuerst durch Mendelssohns nach Berlin kam, wie ich sie Benary brachte, und in welch trunkenes Entzücken er über dieselbe geriet. Ähnlich wirkte das Ereignis in ganz Deutschland. Überall fand es die Bevölkerungen, namentlich die gebildeten Stände, reif, die Ansteckung aufzunehmen, überall die Regierungen in ihrer Gewissensangst über das, was sie an den Völkern gefrevelt, ratlos und bereit abzudanken. So pflanzte sich die Bewegung durch die westlichen und südlichen Staaten, durch Österreich, wo Metternich am 13. März abgesetzt wurde, nach Berlin fort. Der König, haltlos und schwach, erschreckt durch einige unbedeutende Zusammenstösse des Militärs mit den Bürgern, erliess in der Nacht zum 18. März ein Patent, das den Landtag auf den 2. April einberief, deutsche Einheit forderte und die Zensur aufhob. Am 18. März, einem Sonnabend, ging ich nachmittags über den Schlossplatz nach dem Laboratorium des Köllnischen Gymnasiums. Tausende von Menschen erfüllten den Platz, jubelnd, hurra schreiend in dem Gefühl endlicher Erlösung und froh des gemachten Anfangs. Plötzlich erschien Militär, Dragoner ritten in die dicht gedrängten Massen hinein, ich kroch unter dem Bauch eines Pferdes durch und eilte die Breite Strasse hinab. Alles war wild auseinander gestoben, ein paar Schüsse fielen, und als ich am Gymnasium ankam, wurde ein grosser Omnibus umgestürzt, quer über die Strasse geschleift, einige andere Fuhrwerke dazu geworfen, das Pflaster blitzschnell aufgerissen, und eine mächtige, die ganze Breite Strasse sperrende Barrikade wuchs wie durch Zauberei empor. Ich half, was ich helfen konnte und ging dann ins Gymnasium. Da war alles wüste und leer, das Laboratorium geschlossen, kein Lehrer, kein

Schüler anwesend. Draussen war verhältnismässige Ruhe eingetreten, und in der Meinung, ich könne erst Mittag essen gehen, ehe es losginge, begab ich mich zu Dirichlets mit dem Vorsatz, nach Tisch wieder auf meine Barrikade oder ins Gymnasium zu gehen und das Vaterland zu retten. Indess zu meinem Glücke kam es anders; während wir assen, begann der Kampf in der ganzen Stadt, und als ich fortgehen wollte, litten die Meinigen dies nicht, sondern machten kurzen Prozess mit mir und schlossen mich in meine Stube ein. Der lange Abend und die Nacht vergingen in banger Erwartung: man hörte das Kleingewehrfeuer, das Donnern der Artillerie, an verschiedenen Stellen war der Horizont von Feuerschein erleuchtet, am intensivsten nach dem Oranienburger Tor zu, wo grosse Artillerieschuppen niederbrannten. Endlich gegen Morgen wurde es ruhiger, und man liess mich heraus. Ich eilte sofort nach meiner Barrikade, unterwegs waren schon viele Spuren des Kampfes sichtbar, Tote wurden auf Bahren durch die Strasse getragen, umringt von heulenden und tobenden Menschenhaufen — man sah plötzlich Gestalten von einer Wildheit und Verwahrlosung, wie man sie früher nie gekannt hatte. Als ich das Gymnasium erreichte, sah ich ein unsägliches Bild der Verwüstung. Die Barrikade war zerstört, Tote lagen darauf herum, das Haus der damaligen d'Heureuseschen Konditorei, das die Breite Strasse vis-à-vis dem Palast abschloss, war buchstäblich mit Kugellöchern gespickt, der schrecklichste Anblick war aber das Gymnasium selbst. Hier hatten sich die blutigsten Kämpfe abgespielt, auf den Fluren lagen die Leichen, die Treppen hinunter floss noch das Blut, alle Klassenzimmer lagen fusshoch voll Pflastersteinen, die hinaufgeschleppt waren, um den stürmenden Soldaten auf die Köpfe geworfen zu werden. — Ich hatte unterwegs Anton Lewin getroffen, auf sein Anraten hatten wir uns gleich mit dreifarbigen, schwarz-rot-goldenen Kokarden und Schleifen geschmückt, die in improvisierten Buden feilgeboten und massenhaft gekauft wurden. Mit

Anton zusammen suchte ich die Wohnung des Direktors August im Gymnasium auf; wir fanden den alten Mann mit einem Säbelhieb über die Backe und in tiefer Trauer: Das stürmende Militär hatte seinen Neffen, einen Herrn von Holtzendorff, der nach dem Gymnasium geeilt war, seine Tante zu schützen, aus der Wohnung Augusts geschleppt und vor dem Hause niedergeschossen. Es wurde mir klar, dass es meine Rettung gewesen war, nach Hause zu gehen, — wäre ich auf der Barrikade oder im Gymnasium geblieben, so würde ich unfehlbar auch niedergemacht worden sein. Als wir die Treppe hinaufstiegen, kam Selckmann die Treppe herunter und — bat uns um Feuer, denn natürlich rauchten wir. Da wurde uns klar, dass wirklich eine neue Ära der Weltgeschichte angefangen habe: Selckmann mit einer riesengrossen schwarz-rot-goldenen Schärpe, Selckmann — uns nicht nur ruhig rauchen sehend, sondern uns kordial und kameradschaftlich um Feuer bittend, — es war ungeheuer. So viel aber sah ich sofort mit Kennerblick, dass das verwüstete Gymnasium, so lange ich noch Schüler war, nicht wieder hergestellt werden könne und dass von Unterricht nicht mehr die Rede sein würde. Die schriftlichen Abiturientenarbeiten hatten wir gemacht und abgeliefert, und wegen des übrigen brauchten wir uns keine grauen Haare wachsen zu lassen. — Von da ging ich zu Paul Mendelssohns und fand sie in tiefer Trauer: Gotthold Heine, Tantens Bruder, hatte einen Schuss in den Hinterkopf erhalten und starb nach wenigen Stunden. So sah ich die Folgen des Kampfes aus nächster Nähe und konnte Gott danken, so davon gekommen zu sein.

Und nun begann ein tolles Leben. Wie Selckmann uns gegenüber, so benahmen sich alle Behörden bis zur höchsten Stelle hinauf in ihren Wirkungskreisen. Der König liess das Militär aus Berlin zurückziehen, — es ertrug diese tiefe Schmach mit lobenswerter Resignation. Die Aufrechterhaltung der Ordnung sollte der „Bürgerwehr“ anvertraut werden, die zu diesem Behuf bewaffnet

wurde. Aber damit war es nicht genug: die Studenten, die Turner, die Künstler, alle möglichen derartigen Gesellschaften holten sich ganz ungeniert königliche Waffen und fingen an, durch das herrliche Wetter begünstigt, mit glühendem Eifer Soldat zu spielen. Das Köllnische Gymnasium durfte nicht zurückbleiben: wir bildeten unter Augusts Ägide ein fliegendes Corps, bekamen Artillerieschleppsäbel und uniformierten uns mit weissen Mützen mit schwarzrotgoldenem Rande und einer Art Schützenjoppe. Als Hauptquartier nahmen wir das Passagierzimmer in der Hauptpost — so etwas geschah damals ohne jede weitere Formalität, und organisierten einen beständigen Wacht- und Patrouillendienst in den nächsten Stadtquartieren. Ein Hauptposten war vor dem Hause von Minchen Knönagel, einer Bäckerstochter, die uns morgens in friedlichen Zeiten immer die Frühstücksschrippen verkauft hatte, denn der Laden ihrers Vaters lag gegenüber dem Gymnasium in der Scharrenstrasse. Natürlich lag gar keine Veranlassung zu dieser Schutzmassregel vor, es war wohl nur die dankbare Erinnerung an die vielen von da bezogenen Semmeln und Hörnchen, die uns drängte, ihren Schlummer zu bewachen. Als Mitglied dieses Corps war ich Augenzeuge der Demütigung, die dem König am 21. März widerfuhr: Unter der Führung des Tierarztes Urban, der die Sonntag ritt, einen alten Schimmel aus dem königlichen Marstall, auf dem ich meine ersten Reitstunden gehabt, und der eine mächtige dreifarbige Fahne schwenkte, umgeben von den neuen Ministern, Generalen, Bürgern, Studenten bis herunter zu mir, ritt der König vom Schloss aus durch die angrenzenden Strassen; er war mit dreifarbigen Bändern vom Kopf bis zur Schwanzspitze seines Pferdes geschmückt, hielt an jeder Strassenecke still, und hielt eine Anrede an das „Volk", die neue deutsche Herrlichkeit verkündend.

In der Breitenstrasse war eine Kartätschenkugel in die Verkleidung eines Brunnenrohres gefahren, und

steckte halb daraus hervor; darüber hatte man die Anrede der Proklamation des Königs vom 19. März geklebt: „An meine lieben Berliner“ und vor diesem Brunnen zwang der Pöbel den König zu halten und zu reden. So jung und hitzköpfig ich auch damals war, diese Scene erfüllte mich schon damals mit tiefer Scham; und unbegreiflich ist es mir stets geblieben, wie der Mann, der damals so gänzlich den Kopf verloren hatte, sich so tief erniedrigt hatte, später es übers Herz bringen konnte, andere wegen lange nicht so schlimmer Taten in dieser Zeit zu bestrafen. Und am 22. März erfolgte dann noch eine tiefere Demütigung des Königs: die Märzhelden wurden feierlich bestattet; die weit über hundert Särge standen auf den Freitreppen der beiden Gensdarmenmarkt-Türme aufgebahrt, kaum sichtbar unter Blumenkränzen und Palmen. Eine hunderttausendköpfige Menge bedeckte den Platz und den ganzen langen Weg bis zum Friedrichshain und schloss sich allmählich dem Zuge an. Die ganze stundenlange Zeit, während er vor dem königlichen Schlosse vorbeidefilierte, musste der König, auf dem Balkon stehend, ausharren, und wenn ein neuer Sarg unten vorbeigetragen wurde, rief die Menge. „Hut ab“, und der König entblösste das Haupt und grüsste demütig. Auch diese peinliche Scene habe ich als Augenzeuge erlebt.

Aber ein erhebendes Gefühl war es, wenn wir, den alten August mit der martialischen Schmarre auf der Backe an der Spitze, und Selckmann als Adjutanten zur Seite, nachts mit den klirrenden Schleppsäbeln durch die totenstillen Strassen rasselten. Begegnete uns dann eine andere über das Wohl der Stadt wachende Patrouille, dann begrüsste man sich unter dem Ruf: „Es lebe die Freiheit;“ oder man rief einen verspäteten Wanderer an, forderte die Losung und das Feldgeschrei und wenn der lallend sagte, „Gut Freund“, zog man befriedigt weiter. Einmal sassen wir unser vierzehn bis fünfzehn im Wachtlokal in der Post bis an die Zähne bewaffnet und lange Glimm-

stengel rauchend, als ein altes, friedliches Ehepaar eintrat und der Mann beim Anblick der vielen Krieger besorgt sagte: „Reisen die Herren alle nach Finsterwalde?“ Man kann sich denken, wie jubelnd dies aufgenommen wurde. An dienstfreien Abenden besuchten wir den demokratischen Klub, der ominöser Weise seine Sitzungen im Schreierschen Affentheater in der Leipzigerstrasse abhielt. Eichler, ein bekannter Demagoge, kletterte auf die Tribüne: „Meine Herren! Die Demokratie bietet das menschenwürdigste Dasein. (Bravo!) Das nächstbeste ist die Aristokratie, (schwächeres Bravo) das elendeste ist die Monarchie, und unter dieser seufzen wir“ (frenetischer Beifall). Ottensoser stürzte auf die Tribüne: „Meine Herren, der Vorredner ist ein Verräter! Nur unter der Herrschaft der Demokratie kann ein denkender Mensch atmen. Und kann ich diese nicht erreichen so — er zog einen langen blitzenden Dolch aus dem Schnurrocke — ersteche ich mich auf den Trümmern meiner Hoffnungen mit diesem Stahl.“ (Wütendes Beifallsgejohle. Ottensoser wird im Triumph von der Tribüne getragen.) Dabei war dieser Mensch ein so jämmerlicher Feigling, dass, wenn man ihm gesagt hätte: Ottensoser, Sie essen sofort diesen Topf mit Strassenmodder auf, oder ich schlage Sie hinter die Ohren, — er hätte ihn gegessen, sich die Lippen geleckt und um mehr von dem edlen Stoff gebeten. — In diesem Stil wurden die Verhandlungen geführt.

Von meinem Vater sah ich garnichts, er hatte das Kommando des Künstlerkorps; dessen Hauptquartier war das Königliche Schloss, es hatte den Schutz des Königs übernommen und sich zu diesem Behuf im Garde du Korpssaal häuslich eingerichtet und in Permanenz erklärt. Und mit derselben Naivität, mit der wir Jungen uns der Post, die Künstler sich des Schlosses bemächtigt hatten, ging es durch alle Zweige des Staats. Ministerstellen wurden leichten Herzens von Leuten übernommen, die keine Ahnung von den sie erwartenden Pflichten hatten.

Es war die reine gemütliche Anarchie. Jedermann stand Wache, jedermann hatte eine Flinte oder einen Säbel, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie man ein solches Ding putzt, man putzte nur sich damit. Paul Mendelssohn stand Wache, seine Kommis folgten seinem Beispiel. Dirichlet patroullierte mit einem ungeheueren Kuhfuss vor dem Palais des fortgejagten Prinzen von Preussen, an dem mit Kreide „Nationaleigentum" angeschrieben war, und er versäumte dadurch nichts, die Auditorien standen leer, die Studenten standen ebenfalls Wache, und als Dirichlet einmal draussen an einem Pulverschuppen rauchend spazieren ging, sagte ihm der dort aufgestellte „Posten": „Herr Professor, wenn Sie hier rauchen wollen, müssen Sie entweder die Zigarre ausgehen lassen oder wo anders hingehen." — Der Kriegsmann war einer von Dirichlets Studenten. Gearbeitet wurde im Sommer 1848 in Berlin so gut wie nichts, alles lebte in dulci jubilo, aber mit dem stolzen Bewusstsein, den Staat zu retten, der unterdessen steuerlos dem Verderben entgegentrieb.

Allmählich aber rückte für uns doch der Tag des mündlichen Examens heran, und es wurde uns etwas vor unserer Gottähnlichkeit bange. Das bischen, was wir gewusst hatten, war im Schwindel der Zeit verduftet, und gelernt und repetiert hatten wir natürlich kein Wort. So gingen wir denn also ziemlich schweren Herzens zur Prüfung. Man denke sich unsere Freude, als uns mitgeteilt wurde, unsere schriftlichen Arbeiten seien so ausgezeichnet ausgefallen, dass wir sämtlich vom mündlichen Examen dispensiert würden; ich bekam noch wegen meiner ganz besonderen Vortrefflichkeit eine Prämie, Rankes preussische Geschichte. Wir stürmten beseeligt nach dem Wachtlokal in der Post, unser Glück den wartenden Kameraden mitzuteilen, und das Schulleben war zu Ende.

Aber es war noch mehr und unersetzliches für mich zu Ende; das friedliche, geschützte Leben meiner Jugend

in der Familie. Das letzte Jahr hatte schon dessen Hauptwurzeln abgegraben: Mutter war tot, Vater mir entfremdet, aber ich lebte doch noch in den gewohnten Umgebungen, das alte Haus, der schöne Garten, unsere Wohnung stand noch unberührt, wenn auch der Geist aus derselben gewichen war, der das alles belebt hatte. In Tante Rebecka hatte ich einen Ersatz für die Mutter, in Onkel Paul einen zweiten Vater gefunden; das hörte auf; ich ging in die Fremde, ich sollte lernen auf eigenen Füssen stehen, mir selbst einen Weg durchs Leben bahnen. Meine Lehrjahre, die zugleich meine Wanderjahre wurden, begannen, die frohe, sorgenlose Jugend war unwiderbringlich dahin, und ich fing jetzt erst an zu fühlen, was ich verloren.

Der Anfang wurde mir leicht gemacht, vielleicht etwas zu leicht, wenigstens schmeckten die nachfolgenden Jahre um so bitterer. Ich folgte einer Einladung unseres Freundes Robert, zunächst ein halbes Jahr in Runow mir die Landwirtschaft etwas näher anzusehen, ehe ich in die eigentliche Lehre ginge. Der Kontrast des wahnsinnig aufgeregten Berliner Lebens und des stillen, weltvergessenen pommerschen Gutes ist kaum grösser denkbar. Mir tat die Ruhe und das angenehme harmonische Familienleben bei alten und jungen guten Freunden, die wussten und mitempfanden, was ich erlebt und was ich verloren, sehr wohl. Robert war jung verheiratet mit Lilli Türrschmiedt, ihr erstes Kind war eben geboren und ihre Mutter, die herzensgute alte Frau Türrschmiedt und Therese, Lillis Schwester, waren zur Pflege fast den ganzen Sommer da. Das Landleben lernte ich freilich in Runow von der verlockendsten Seite kennen. Ein sehr schönes, grosses Gut, reichliche Geldmittel, um es in die höchste Kultur zu bringen, ein äusserst behagliches Leben, ziemlich im Grand Seigneur-Zuschnitt, vorerst allerdings in einem kleinen, bescheidenen, aber hübsch eingerichteten Hause.

Roberts Schwager, Albrecht Türrschmiedt, hatte übernommen, die Runower Ziegelei grossartig zu erweitern

und brachte sie auch zu hoher Blüte. Er produzierte Ziegel zu Roberts grossen landwirtschaftlichen Bauten und richtete eine Drainröhrenpresse ein, denn Runow, das nassen und schweren Untergrund hatte, sollte umfangreich drainiert werden.

Das alles war mir natürlich vollkommen neu, und lernen hätte ich viel mehr können, als ich tat; aber das Leben war zu angenehm. Ich war beständig in Roberts Gesellschaft, wir gingen und fuhren und ritten zusammen aus, und war er zu Hause, so war ich in seiner Stube und suchte mir irgend ein Buch aus seiner reichhaltigen Bibliothek aus, oder wir plauderten. Abends machten die Damen Musik und Therese sang mir meine Lieblingslieder vor. So gingen die ersten Monate hin, dann wurde ich in der Wirtschaft beschäftigt und renommierte in meinen Briefen ganz entsetzlich von der Last der Arbeit, die auf mir ruhte und wie wahrscheinlich die ganze Wirtschaft zu Grunde gehen würde, wenn ich nicht als Atlas diese schwankende Welt auf meinen Schultern trüge.

Tante Rebecka schrieb an mich:

Berlin, 29. Mai 1848.

„Lieber Sebastian, ich habe niemals etwas besseres zu tun, als Dir zu schreiben, nur zuweilen etwas anderes, wie z. B. heute, drum fange ich an, an Dich zu schreiben. — Von den vielen schreibfähigen Personen werde ich wohl die einzige schreibende sein, alle anderen sind ganz Politik, ganz Katzenmusik, ganz Schiessübung, ganz Zank, ganz alles mögliche Widerwärtige. Mit Deinem Verfassungsentwurf bin ich ganz zufrieden, den preussischen wollen wir auf sich beruhen lassen, wie es allem Anschein nach die Nationalversammlung auch tun wird. Von hier ist nichts zu erzählen, ich hoffe, Du wirst mir die Schilderung des falschen Generalmarsches, der Katzenmusiken, die ich nicht gehört habe, und sonstige Odiosa ein für alle Mal erlassen, dazu ist Tante Voss da. Ein sehr schönes Gedicht auf den Kuss, den der König dem

Bürgerwehrmajor Aschoff bei der Majorsschau zu geben geruht hat, steht im Berliner Krakehler; wenn sich eine Gelegenheit findet, werde ich Dirs schicken, Porto ist das Zeug nicht wert. Auf dem Hof des Landwehrzeughauses, hinter unserem Garten, war neulich grosse Landwehrversammlung, Webern stand auf der Falltreppe und spielte Volksredner; Paul und ich haben die Scene von der Höhe einer an die Weinwand gelehnten Leiter mit angesehen; nun habe ich doch einen Begriff von einer Volksversammlung, wo Pöbel auf das gehörige Stichwort mit Ja und Amen einfällt. Schreibe uns recht viel Weizen und Korn und Hecken und Dorn, das ist viel erquicklicher als alles, was ich von hier berichten kann." — —

Robert hatte mir vorgeschlagen, dass ich vorerst in der Wirtschaft des Oberamtmanns Kayser in Dahme in der Niederlausitz lernen solle, wo Robert selbst gelernt hatte. Er verhehlte mir nicht, dass ich da in eine äusserst stramme Zucht kommen werde, und dass es noch nie ein Eleve da länger als ein Jahr ausgehalten habe, wenn ich aber da gewesen sei und noch Lust zur Landwirtschaft verspüre, dann sei ich wirklich zum Landwirt geboren. Das war mir gerade recht und Robert schrieb an Kayser.

Dahme ist eine kleine Stadt, einige Meilen von Jüterbogk, bis wohin die Eisenbahn geht. Die Domäne liegt mit ihrem Hof dicht vor dem Städtchen. Am 18. Oktober 1848 abends traf ich dort ein und meldete meine Ankunft an Tante Rebecka folgendermassen:

„Mein erster Tag in Dahme ist vorüber, ich habe mein Logis bezogen mit Herrn Grosse zusammen und werde wohl morgen in Amt und Würden treten. — — Jean Paul ist mein Mann, was für treffende Bemerkungen, so treffend, dass man ordentlich manchmal fühlt, wie rot man wird über die Wahrheit, und welch himmlisch scheusslicher bequemer Stil! Der Postwagen ist mir gestern garnicht lang geworden in solcher Gesellschaft, und Dahme wird es mir auch nicht werden, wenn auch

Herr Grosse nicht mehr Gesellschaft ist als ein Postwagen. — Von besagtem Herrn Grosse will ich hier gleich anführen, dass, als er mich eifrig die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke lesen sah, er mich bat, ihm das Buch doch für Sonntags zu borgen, weil er es nach dem Titel für ein landwirtschafliches Lehrbuch hielt, Madame Kayser scheint mir eine sehr liebe, angenehme Frau zu sein; schon ihr Äusseres nimmt für sie ein. Kayser gefällt mir auch bis jetzt. Schick mir doch, bitte, meine Lampe. Von Amtswegen bekommt man hier nur Talglichter, was die Augen verdirbt. In meinen Koffer hat es von oben bis unten hineingeregnet und alle Sachen sind quatschnass geworden. „Kriegst en Dot", sagt der Baurat Schadow. Genug für heut, mehr schreibe ich nicht, sonst must Du's lesen." Am anderen Morgen trat ich mein Amt an, d. h. ich wurde in einen schwarzen Torfschuppen gestellt, zu sechs schwarzen alten Weibern, die schwarzen Torf abluden, mit 6 mal 6 kleinen quäkenden Kindern, in Kiepen, Windeln etc. Schnatterten die Weiber nicht, so schrieen die Kinder und vice versa, oft auch beides zugleich. Ich langweilte mich grün und gelb, und muss wohl gegen meinen Kollegen einige schnodderige Berliner Redensarten über diese Beschäftigung haben fallen lassen, der sie natürlich brühwarm Kayser hinterbrachte, denn beim Abendbrot fragte mich Kayser ganz freundlich: „Wieviel Frauen haben Sie im Schuppen gehabt?" Sechs, Herr Oberamtmann. „Wie hiessen sie?" Ich (sehr entrüstet), Das weiss ich nicht, Herr Oberamtmann. Kayser (erstaunt) „Wieso wissen Sie das nicht?" Weil ich es viel natürlicher finde, dass man sechs alte Weiber nicht fragt, wie sie heissen, als dass man sie fragt. „Sie werden es künftig natürlicher finden, dass man sie fragt, Herr Hensel. Sie werden sechs Wochen beim Torfabladen bleiben." — Und so geschah es. Ich aber tat den Ausspruch, den Reuter später seinem Fritz Triddelfitz in den Mund gelegt hat: „Pfui Deubel, det hebb ick mi doch ganz anners vörstellt." — sechs Wochen

ohne Gnade und Barmherzigkeit stand ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Torfschuppen. Aber ich wusste immer, wie die alten Weiber hiessen. (Es waren stets dieselben), ich wusste, welche Knechte gefahren hatten, wieviel tausend Torf abgeladen waren, ich wusste alles; und ich wusste vor allen Dingen, dass meiner in Dahme schreckliche Dinge harrten und dass Robert recht gehabt, als er sagte: Wenn ich diese Lehrzeit durchgemacht hätte, wäre ich gegen alles gefeit.

Im Auffinden derartiger Geduldsübungen war Kayser unerschöpflich: einmal wurde das Dach des grossen Kornspeichers umgedeckt, da musste ich die ganze Zeit über auf dem Boden zubringen, damit kein Getreide gestohlen würde, ein Zweck, der anders viel leichter zu erreichen gewesen wäre. Um mir etwas die Zeit zu vertreiben, nahm ich mir natürlich Bücher mit hinauf und habe z. B. den ganzen Hesperus, behaglich auf einem Thron von Kornsäcken sitzend, durchgelesen. Die grossen Luken des Speichers standen weit offen, die Sonne schien warm in den grossen Raum, ab und zu warf ich einen Blick auf das weite, blühende Land, was man von da oben meilenweit überblickte; es waren schöne, stille, ungestörte Stunden. Noch schöner war die Aussicht von der First des Daches, und da hinauf kletterte ich auch oft und ging auf den obersten Sparren spazieren. Kayser, der sehr schwindelig war, und an Agoraphobie litt, sah mich einmal da oben; er holte mich mit einem Himmelkreuzdonnerwetter herunter und untersagte mir derartige Turnübungen auf das strengste. Schwindlige Menschen können sich eben von der Schwindelfreiheit gar keinen Begriff machen.

Ich blieb anderthalb Jahre in Dahme und bildete mich in dieser Zeit zum guten Hofverwalter aus. Ich wäre auch wohl noch länger geblieben, wenn ich irgend Aussicht gehabt hätte, etwas anderes als die Hofverwaltung dort kennen zu lernen. Das geschah aber nicht; es war ziemlich gewissenlos dreihundert Thaler Pension von mir zu

nehmen und mich dafür lediglich als Hofverwalter auszunutzen. Dessen Obliegenheiten konnte ich in einem halben Jahr vollauf kennen lernen, und dann hätte er mich aufs Feld nehmen müssen. Als ich ihm endlich kündigte, weil ich genug Speichertreppen gefegt, Korn aufgemessen, Futter herausgegeben und Spiritus gebrannt hatte, murmelte er zwar etwas in den Bart, gerade jetzt hätte er mich in die äussere Wirtschaft nehmen wollen; aber das war nur eine Redensart. Einen Ersatz für mich hatte er auch da nicht beschafft, und ich wäre bei ihm auf dem Hof alt und grau geworden. Nur dann kam ich in der ganzen langen Zeit aufs Feld, wenn sein Sohn, der in der Wirtschaft war, das Wetter zu schlecht fand, herauszugehen. Wenn Morgens der Himmel dick voll Wolken hing und ein schneidender Nordost um die Scheunen heulte, dann wusste ich es schon; dann kam der junge Kayser nach dem Inspektorhaus, klagte über Kopfschmerzen und bat mich, ob ich nicht seine Stelle draussen versehen wollte. Bei schönem Wetter hatte er nie Kopfschmerzen.

Das hätte sich ja alles ertragen lassen, denn es gehörte zum Geschäft. Was sich aber sehr schwer ertragen liess, war der Umgang mit der Kayserschen Familie. Er war ein Konservativer jener sehr unangenehmen Art, die damals weit verbreitet war, und von der man heute kaum eine Ahnung hat. Politisch natürlich gänzlich ungebildet, brachte er es nicht weiter als zu wüsten Schimpfereien über jeden Andersdenkenden; „Demokratenhunde, Schweine, Mordbrenner," das waren die Titel, mit denen er nicht etwa nur die Extremen, sondern jeden belegte, der nicht blind die völlige Wiederherstellung der vormärzlichen Zustände in Preussen und in Deutschland wünschte. Ich habe einmal in meinem Tagebuche von mir selbst gesagt: „Meine ewige Opposition zeigt sich namentlich auf politischem Gebiete; gegen extreme Liberale bin ich ganz reaktionär und bin es in dem Augenblick wirklich und von Herzen. Eine

eigentliche Meinung habe ich nicht, meine Meinung ist Widerspruch.“ Da war es nun allerdings ein Unglück, dass ich in tägliche Berührung mit diesem bornierten Konservativen geriet, ich wurde dadurch viel weiter nach links gedrängt als es geschehen wäre, wenn mein Umgang aus Leuten von dem Schlage von Onkel Paul oder Robert bestanden hätte. Vernunftgründen war ich stets zugänglich, aber Unvernunft machte mich wütend, wie den Stier ein rotes Tuch. Nun ging mich ja als 18jährigen Jungen die Politik eigentlich gar nichts an, und ich hätte viel klüger getan, mich garnicht darum zu kümmern, aber in jener Zeit, wo die ruhigsten Menschen überschnappten und die ausbündigsten Dummheiten verübten, konnte Vernunft nicht füglich von einem heissblütigen Jungen verlangt werden. Unausstehlich werde ich mich wohl gemacht haben, daran zweifle ich keinen Augenblick, und meine Briefe und mein Tagebuch beweisen es zur Genüge. Den Gipfel des Mutwillens erstieg ich in einem Brief, den ich dem Kayserschen Ehepaar an Tante Rebecka mitgab: „Überbringer sind Herr und Frau Oberamtmann Kayser. Sie kommen nach Berlin, um sich zu ärgern, dass sie ihre Wolle zu frühzeitig verkauft haben, und um sich zu freuen über den Belagerungszustand. Nimm die folgenden Verhaltungsmassregeln wohlwollend auf und befolge sie pünktlich; das rosarote Kleid mit den schwarzgoldenen Franzen kannst Du höchstens als Unterrock tragen, wenn er Dich besucht. Zieh, das schwarz und weisse an und das schwarz-weiss karrierte Halstuch. Schwarze Schuhe, weisse Strümpfe; ein Glück, dass Du schwarze Haare (leider Gottes auch einige weisse) hast, wären sie rot, es ginge schwer. — Wenn Du den kleinen roten Pickel auf der Backe los werden könntest, es täte gut. — Walter hat ja ein schwarzes Herz und naseweis ist er auch — über ihn bin ich beruhigt, er ist kurfähig bei Kaysers. Aber Ernst? Schwarze Zähne, rote Backen, goldene Haare — entsetzlich. Was das Diner anbetrifft,

so schlage ich vor: erster Gang: Spartanische Suppe (höchstens darfst Du weisse Sternchen, Kreuze und Bänderchen hineintun) wer dies nicht isst, erhält Heidelbeeren in Milch, oder sauere Milch mit Schwarzbrot. Zweiter Gang: Schwarzwild mit weissen Rüben, Weisskohl mit Schwarzsauer. Dessert: Holz und Torf, Chokoladenplätzchen, schwarze Kirschen. Getränke: Weisswein, Chokolade, Milch, Wasser. — Sollte es Flora mit ihrer innersten Überzeugung nicht vereinigen können, an einem solchen Mahl teilzunehmen, so serviere ihr in einem Nebenzimmer: 1. Weinsuppe, Erdbeeren in Wein, 2. Rotwild mit roten Rüben, Schinken und Rotkohl, 3. Johannisbeeren, sauere Kirschen, — Rotwein, Bischof als Getränke. Als Konversation empfehle ich Dir 99 % Kraftausdrücke, 1 % Partikeln und Bindewörter, doch nur die allernötigste Anzahl hiervon. Oft müssen vorkommen: Demokratenhund, Verrat, Treubruch, Schwein, Mordgemetzel, allgeliebter König, Bestechlichkeit, edles Ministerium etc. Doch beobachte ja die richtige Reihenfolge, sonst könnten Missverständnisse entstehen. Recht unwahrscheinliche Verbindungen machen Effekt, so wie: abgestandener, hölzerner Klüngelliberalismus (vide die preussische Zeitung). Was nun das übrige anbetrifft, so sei recht freundlich und in einem schauderhaften Grade liebenswürdig, und lass Dich nach Dahme einladen. Zitiere übrigens womöglich Bob zu der Zusammenkunft. — Schliesslich wäre es mir lieber ich käme.“ — Tante Rebecka antwortete: — — „Für den Brief kriegst Du noch einige Schöpse nachträglich. Wie kannst Du Dich unterstehen, jemandem selbst solche Briefe mitzugeben? Weisst Du nicht, dass das ein Uriasbrief heisst, von König David her, der schrieb: „Überbringer dieses ersuche ich Sie ergebenst totzuschlagen? Weisst Du noch nicht das grässliche Schicksal Deines Briefes? Dass der Sturm zwischen Dahme und Jüterbogk das Siegel aufgebrochen, dass Madame Kayser den Brief gelesen und mit aufgelöstem Haar und tränenströmenden Augen mir vor-

gesungen hat: Ah, Perfido, Perfido! Alle Freundlichkeit, die sie Dir bei ihrer Rückkehr erwiesen, ist eitel Heuchelei und es wird furchtbar tagen, Milchreis und Bratwurst sind vergiftet. Wehe!

Du willst, ich soll den Hesperus lesen, wenn ich recht traurig bin, na das lass ich bleiben. Jean Paul hilft den Mühseligen und Beladenen nicht ihr Kreuz tragen. Er redet ihnen zum Maule und macht ihnen die Last schwerer, indem er ihnen die Kräfte zum Tragen erschlafft. Dass ich Dir das sage, hilft aber garnichts. Du bist eben jetzt in dem Alter oder vielmehr in der Jugend, wo es eben nur Jean Paul giebt, wo seine Schreibart, seine Ironie nachgemacht wird, wo Jünglinge und Mädchen nicht gern dick werden wollen, um Viktor und Clotilde und Liane noch mehr zu gleichen, und wo möglich ein bischen früh sterben wollen, aber nur auf kurze Zeit. Wenn ich mir den Gram überhaupt weglesen wollte, so würde ich lieber Lessing oder Mendelssohn oder Geschichte lesen und mich an den Menschen erbauen, die sich durch Schicksale und Widerwärtigkeiten hindurchgekämpft und sich keine ironische, sondern eine tugendhafte Heiterkeit, Ergebenheit und Kraft zum Weiterkämpfen errungen haben. Es ist aber der kleine Unterschied zwischen uns, dass ich so nahe an vierzig bin wie Du an zwanzig bist. Und wüsste ich nicht noch sehr gut, wie der Jean Paul in der Jugend tut, ich überfiele Dich in Dahme und autodafeïsierte den ganzen Hesperus. Bei Gelegenheit der Ähnlichkeit von Clotilde mit T.... möchte ich Dir gern eine Geschichte erzählen, wenn ich nicht gewiss wüsste, dass Du sie übel nimmst. Ich will sie aber doch erzählen. Ein taubstummer Schüler von Wach malte einst eine Madonna, die Wach sprechend ähnlich sah. Zu seiner Rechtfertigung sagte er, Wach wäre sein höchstes Ideal, die Madonna auch, also müsste die Madonna aussehen wie Wach. Die Nutzanwendung versteht sich von selbst. Sei aber nicht böse. Als Deine Mutter und ich jung waren, sah Viktor im Hesperus aus

wie der jetzige Regierungsrat und Reaktionär Dr. Wilhelm Horn. Gottheiner wohnt auf unserem Platz, aber die Demokraten sind in äusserster Minorität. Übrigens ist mir diese Detailpolitik, dies Intriguieren, Spionieren, Ausfragen, Horchen, wie es jetzt von beiden Parteien geschieht, höchst zuwider; überhaupt die Welt sieht schlimm aus, und wenn man die Geschichte der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts liest, und sieht, welch ungeheuerer Aufschwung da durch schlechte kleine Intriguen zu nichte oder doch zu sehr wenig gemacht ist, man möchte sich in einen Käse zurückziehen.“ — — Die Auskunft über Gottheiner bezog sich auf folgendes: Als die Nationalversammlung den unglücklichen Steuerverweigerungsbeschluss gefasst hatte, spielte ich auch ein bischen mit und verweigerte meine 2½ Silbergroschen Klassensteuer. Natürlich wurden sie mir durch den Exekutor plus Kosten abgeholt, aber diese Heldentat trug mir einen begeisterten Lobesbrief von Gottheiner ein, sowie die Freundschaft von Bucher, der als Steuerverweigerer verurteilt wurde und nach England floh, und so hatte dieser dumme Jungenstreich wenigstens das Gute, mir zu zwei später sehr angenehmen Bekanntschaften zu verhelfen.

Tante Rebecka. 10. November 1848. „Ich bin eine wahre Rabentante, lieber Bab, und habe richtig so lange gewartet, bis ich Dir einen politischen Brief zu schreiben habe. Und doch, was soll ich politisches schreiben — was sich heut früh, eben jetzt ereignet, das weiss niemand hier am Platz, die Sonne scheint so hell, als wäre es garnicht möglich, dass sie vielleicht in einigen Stunden Belagerungszustand und die Garden in Berlin zu bescheinen hätte. Gerüchte sind: Verlegung des 24. Regiments nach ausserhalb, und eine vom König zu gebende mit Radowitz, Leo aus Halle und Gerlach beratene und bearbeitete Verfassung, also ohne Vereinbarung mit einer Versammlung. Manteuffel hat gestern Abend Rimpler, den Kommandanten der Bürgerwehr, rufen lassen und ihn gefragt, ob er sich stark

genug glaube, mit der Bürgerwehr die Versammlung auseinanderzusprengen. Die Antwort versteht sich von selbst. Ausserdem soll er sämtlichen in der Nationalversammlung sitzenden Beamten mit Kassation gedroht haben, insofern sie sich nicht nach Brandenburg verfügten (wohin die Nationalversammlung verlegt werden sollte, um sie dem Berliner Dunstkreise zu entziehen). Die Demagogen stehen für das ruhige Verhalten des Volkes ein; wenn sie das nur könnten, irgend eine Unvorsichtigkeit, ein in die Falle gehen von dieser Seite ist die Hauptbefürchtung; sonst, wenn Du meine Meinung wissen willst, halte ich die Sache für ein Glück, was auch für Unglück daraus entstehen möge. Die Versammlung musste sich einmal würdig und einig zeigen, wenn es auch nur durch diesen Schritt der Regierung geschehen konnte. Über das feste, ruhige und doch begeisterte mutige Verhalten des Präsidenten sind alle einig, (ausgenommen Köckeritz) sogar Dein Vater, der übrigens mit seinem König diesmal garnicht zufrieden ist. Man ist in grosser Spannung seit Pfuels Austritt, der infolge einer heftigen Scene mit dem König so plötzlich erfolgt sein sollte. Das Strassenpublikum hat seitdem eine ganz andere Physiognomie, lauter ordentliche Leute, wie Dirichlet, Franck, Hotho und Konsorten stehen auf dem Gensdarmenmarkt, Wir erleben in diesem Augenblick Beckers Weltgeschichte ungedruckter Band. — — Am Montag hatte der Stern'sche Verein eine Gedächtnissfeier veranstaltet, wobei Paul und ich waren. Es ist ein hübscher kleiner Chor, recht kräftig, wohlklingend und fleissig und musikalisch einstudiert. Einige vierstimmige Lieder, besonders: „O Täler weit, o Höhen“, sangen sie vollendet schön. Mir war der Abend doppelt rührend, weil den Hauptstamm des Singvereins der kleine Chor ausmacht, den Deine Mutter mit so viel Liebe und Freude sich herangebildet. Am Montag Abend soll bei uns ein Trio gespielt werden, wenn wir bombardiert werden, findet es nicht statt. Man vermutet, das Schauspielhaus

sei geschlossen, und die Versammlung würde in die Universität ziehen. Unverbürgt! Ich werde mich jetzt anziehen und ein wenig bummeln gehen, sollte sich etwas Besonderes ereignen, so schreibe ich heute Abend noch. Übrigens agitieren Sie sich nicht, seien Sie lieber ganz Mist. Adieu, lieber Sebastian, Du siehst, was lange währt, wird lang.

P. S. Es bläst eben, nichts, Ablösung. Die Bürgerwehr steht noch am Schauspielhaus, es ist also noch nicht geschlossen."

Zu diesem Briefe wäre folgendes zu bemerken: Es war die Zeit, wo die Regierung sich endlich ermannte, den ungeheuren Fehler wieder gut zu machen, den sie begangen, als sie die Truppen am 19. März aus Berlin zurückzog und die Aufrechterhaltung der Ordnung der hierzu gänzlich unfähigen Bürgerwehr überliess. Anfangs hatte diese Aufgabe den Reiz der Neuheit, das herrliche Wetter hatte das Nichtstun, Soldatenspielen und Wache stehen zu einem ganz vergnüglichen Zeitvertreib gemacht, und viel Gefahr war dabei nicht, denn es fehlte dem Berliner alles Zeug zu einem Revolutionär. Allmählich wurde es aber langweilig, denn der Pöbel wurde mit der Zeit frecher, alle Augenblicke wurde Generalmarsch geschlagen und alarmiert, das Wetter wurde unfreundlich, die Notwendigkeit zu arbeiten und etwas zu verdienen, trat immer gebieterischer an die Bürger heran und sie hatten die Geschichte längst satt. Rimpler hatte ganz Recht, wenn er sich unfähig erklärte, die Versammlung mit der Bürgerwehr auseinander zu sprengen, aber sie war ebenso unfähig einem Pöbelhaufen gegenüber. Das Einzige, was sie auseinander sprengen konnte, war die Bürgerwehr selbst, mit der Disziplin sah es schon längst sehr böse aus. Da kam denn Wrangel mit den Garden, eigentlich allen, ausser dem niedrigsten Plebs, wie ein rettender Engel, obgleich es an grosser, zur Schau getragener Entrüstung nicht fehlte. Wrangel erfüllte die ihm gegebene Aufgabe ausgezeichnet, mit Takt und Geduld und Entschiedenheit, und weit ent-

fernt, der Bürgerschaft eine Falle zu stellen, wie Rebecka schreibt, vermied er klug jeden Konflikt. Es wäre ihm leicht gewesen, durch die mindeste Schroffheit einen Konflikt zu provozieren und unter einem Blutbad schlimmer als das vom 18. März in Berlin einzuziehen, und es ist unzweifelhaft, dass unter den Offizieren viele eine solche Rache für die erlittene Schmach herbeisehnten; es ist ein unvergänglicher Ruhmestitel für den alten Haudegen, dass er es nicht dazu kommen liess.

Er wurde auch von da ab eine der populärsten Figuren in Berlin.*)

Rebecka an mich. Berlin, 26. November 1848.

„Tante Cécile ist wohlbehalten mit allen prächtigen Kindern angekommen. Zu meiner Freude gefällt es ihr in ihrer Wohnung sehr gut, sie hat schon alles wieder um- und eingeräumt, sie weiss auch noch immer nicht, was die Uhr ist, denn gestern Abend kam sie um $^1/_2$11 mit der Arbeit herauf und sagte, sie wolle heute früh zu Bett gehen und fing noch an, sechs Knäuel Wolle aufzuwickeln. Mir war immer dabei, als müsse ich das Felix erzählen. Von Bob**) habe ich einen Brief bekommen, der ist ganz Demokrat, ich wollte ihm sehr vernünftig antworten und ihn vor den Fallstricken des Bösen, vor Anarchie und wie das Zeug alles heisst, warnen, beim Schreiben aber lief mir die Galle in die Feder, und ich habe ihm einen Brief geschrieben, der mehr vom Studenten als von der Tante hatte. Übrigens wird bei uns nicht mehr Politik gesprochen, nur in Dirichlets Stube, ich gehe aber dazu hinein."

Berlin, 28. November 1848.

„Über Deinen letzten Brief möchte ich ein paar ernste Worte mit Dir reden und Dich bitten, recht an Dir zu

---

*) Wrangel hatte Drohbriefe erhalten des Inhalts, wenn er wagen würde mit den Garden in Berlin einzurücken, würde man seine dort lebende Frau aufhängen. Als Wrangel durch das Brandenburger Tor ritt, wandte er sich zu seinem neben ihm reitenden Adjudanten Graf Eulenburg und sagte spöttisch: „Ob sie ihr nun wohl uffjehangen haben?" — **) von Keudell.

arbeiten, um die erbitterte Stimmung gegen das Schicksal in Dir zu bekämpfen. Ich bin wahrlich keine Frömmlerin, aber ich sage Dir mit dem Prediger: Demut, Unterwerfung unter den Willen Gottes muss sein, wenn der Mensch Mensch sein will. Kämpfe gegen Sterbliches, gegen Ungerechtigkeit, gegen Willkür mit aller Kraft, die Dir zu Gebote steht, aber verwende sie nicht zu erbittertem Murren gegen das Schicksal. Ich habe schon früher gehört, dass Du durch andere in Deinem Glauben bist irre gemacht worden und habe in Rücksicht darauf Dir vorgeschlagen, Phädon zu lesen, ich wiederhole diesen Rat; lies, was weise Männer aller Zeiten darüber geschrieben haben, lies in der Bibel und suche Dir daraus Deinen eigenen Glauben zu bilden, wenn der vom Prediger gelehrte nicht mehr aushält, und Du wirst Beruhigung finden, sei es, dass Du an persönliche Fortdauer wieder glaubst, oder dass Du Dich auch in diesem dunkelsten Geheimnis der Weisheit des Schöpfers vertraust: „Er hat mir durch den dunklen Mutterleib geholfen und wird mir durch die dunkle Erde helfen," sagt Rahel. Ich weiss den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Geburt und Tod nicht besser ausgedrückt. — —"

An Rebecka.

Berlinische Nachrichten
von Staats- und gelehrten Sachen. (Red.: S. H.)
No. 282. Vereinigtes Deutschland.
(Privatmitteilung.)

Dahme d. 1. Dezember 1848.

„Auch in unserem Städtchen wurde der silberne Hochzeitstag des erlauchten Königspaares auf eine ebenso würdige wie glänzende Weise begangen.

Der Morgen des bedeutungsschweren Tages war noch nicht angebrochen, als ich mich schon auf den Ruf des Brenners erhob und seltsam bewegt vor die Tür des Hauses trat. Der Himmel weinte Freudentränen, als ich in den Stall trat, die Knechte zu wecken. Kaum war dies geschehen, so liess sich die Erregung der Ver-

sammelten nicht mehr zügeln, die sich vorher schon durch lautes Schnarchen gezeigt hatte, und sie brachen in ein dreimaliges donnerndes Gähnen aus! Mein Herz war zu voll, ich musste kräftig einstimmen!! Wollten doch die gewissen- und gedankenlosen Wähler in Berlin endlich die Gesinnung des Landes, die sich oft auf ebenso unzweideutige Weise, wie in jenem rührenden Augenblick zu erkennen gibt, begreifen und von ihrem wahnsinnigen Treiben abstehen! —

Doch das war nur das Vorspiel zu grösseren, ergreifenderen Auftritten; bald nahte in feierlichem Zuge, der sich den Hof entlang schlängelte, ein einfach aber schmutzig blau gekleidetes Mädchen und überreichte uns auf einem geschmackvollen Blechbrette eine künstlich gearbeitete Bunzlauer Kaffeekanne nebst Milchtopf, Tassen und einem Teelöffel, indem sie dabei folgende von Herrn Müller gedichtete Ansprache hielt: „Guten Morgen!“ Mit dem einfachen aber ehrenwerten Sinn dieser Worte stimmt gewiss jeder, dem ein konstitutionell monarchisches Herz im Busen schlägt, überein! (Das Kaffeegeschirr ist von der kunstvollen Hand des Herrn Hoflieferanten Fischer hierselbst.) An die Ansprache des Mädchens geschickt anknüpfend, sagten wir beide wie aus einem Munde: „Guten Morgen, Hanne!“ — und die innigste Zufriedenheit glänzte in unseren Augen.

Wir tranken Kaffee.

Alsdann empfing ich die Deputation der Drescher, der Brennerknechte, der Mistauskramer, der Kuhmägde, welch letztere, in nationale Tracht gekleidet, mit der Bitte erschienen, mir nach alter ehrlicher Sitte einen Kartoffelsack überreichen zu dürfen, den ich auch huldvoll höchsteigenhändig annahm. Zu allen sagte ich einige huldvolle Worte, alle schieden befriedigt von mir. Da trat plötzlich auf ein gegebenes Zeichen die Sonne hervor und spielte freundlich auf den Tautropfen meiner Mütze und meines Schlafrockes.

Ein freudiges Mahl, bei dem alle Stände und Ge-

schlechter ohne Unterschied sich beteiligten (obgleich in verschiedenen Lokalen), beschloss den denkwürdigen Tag, der gewiss noch lange im Gedächtnis der Einwohner unseres Städtchens leben wird."

Rebecka an mich.

Berlin, 18. März 1849.

„Auch ohne Deinen eben angekommenen Brief würde ich den heutigen Tag nicht haben vorüber gehen lassen, ohne Dir zu schreiben, es ist eben einer der Tage, an denen wir zusammen gelitten haben. Ich bin auch nicht zum Karpfenschmaus gegangen, ostensibel habe ich noch immer Zahnweh, innerlich habe ich Herzweh und moralischen Katzenjammer. Warum glaubst Du ein Philister zu sein? Wärst Du einer, so wärst Du hingegangen und hättest mit den Karpfen getanzt und ein Sonett auf deren schöne Augen gemacht, und eins auf das Wohl der Zarucker geleert. Aber nein! Auch wenn Du rauchst, bist Du noch keiner, nur suche es Dir nicht so anzugewöhnen, dass Du nicht mehr ohne Glimmstengel bestehen kannst. Wer sind denn die „Herren auf Deiner Stube?" Hast Du noch mehr Gesellschaft bekommen ausser Herrn Grosse, der morgens Demokrat und abends Reaktionär ist? und, lieber Sebastian, Geduld! Bedenke, dass das alles fremde Leute sind, bei denen Du die Landwirtschaft lernen sollst, sonst nichts, und dass alles nur Übergang ist. Was geht Dich ihre politische Meinung an? Lass Dir nichts gefallen und rufe nichts hervor, und Du wirst sehen, dass Dich die Leute respektieren werden, wenn sie Dich auch nicht verstehen. — Der Semmelmann, der bei Gottheiners das Frühstück bringt, hat deren Köchin gefragt: Wie kommt denn Ihr Herr dazu, Demokrat zu sein, er hat ja Vermögen. Die dorten habe ebensowenig eine Idee, die wir von der Demokratie haben wie der Semmelmann, lass sie laufen und iss Schweinebraten."

Der erste Winter in Dahme war vorbei. Das Frühjahr brachte doch einige Abwechslung in die greuliche

Monotonie des Hofverwalterdienstes und kürzte die Zeit der Tischgespräche durch die sich häufende Arbeit ab. Aber es kamen neue heftige Aufregungen durch meinen Wunsch, den schleswig-holsteinischen Krieg mitzumachen. Darüber, dass Preussen eine schmachvolle Rolle in diesem ersten Herzogtümerkrieg spielte, ist wohl heute alle Welt einig; leider aber auch darüber, dass die Stellungnahme der liberalen Partei in Deutschland, der Enthusiasmus für den Augustenburger und für einen dreissigsten souveränen deutschen Kleinstaat an der gefährlichsten Stelle für Preussen ein schwerer politischer Irrtum war; dass es ein Glück für die deutsche Entwickelung war, dass dieser liberale Wunsch nicht erfüllt wurde. Es fehlte uns damals der grosse praktische Politiker, der die Deutschen etwas wohltätigen Egoismus lehrte; der Mann war damals ein unbekannter Deichhauptmann und die Deutschen schwärmten für Polen und Ungarn und unterdrückte Nationalitäten, und hätten am liebsten an allen Grenzen des zerrissenen Deutschlands Stücke an die gierigen Nachbarn verschenkt. Gott sei Dank und Bismarck Dank, dass das vorbei ist. Aber es war von einem achtzehnjährigen Jungen nicht zu verlangen, dass er klüger wäre als die klügsten gebildetesten Männer, einen ausgenommen — und ich schwärmte für „Schleswig Holstein up ewig ungedeelt." und für den Augustenburger und schrieb an Vater:

Dahme, 19. Juli 49.

„Zum ersten Male in meinem Leben trete ich vor Dich mit einer unendlich grossen Bitte; ich beschwöre Dich, schlage sie mir nicht ab! — Preussen hat mit Dänemark Frieden geschlossen, man hat mit Schleswig-Holstein geschaltet und gewaltet, ohne es zu fragen, nach Gutdünken; das Land wird sich nicht fügen; die Antwort der Statthalterschaft, die bisherige Haltung des Landes bürgen dafür. Hoffentlich wirst Du vom Rechte der Schleswig Holsteiner überzeugt sein; meine dringende Bitte geht dahin: lass mich hingehen, mitfechten für eine wahre, gerechte Sache. Be-

denke, dass Du in meinem Alter schon die Feuerprobe überstanden hattest, bedenke, wie Du damals im Gefühl der Gerechtigkeit der Sache dachtest, was Du bei einem etwaigen Verbot mitzuziehen gefühlt hättest; bedenke, ob Du Dich bedacht hättest, ob Du gehorsam gewesen wärest. Das alles bedenke und erfülle meinen Wunsch. Ja, noch mehr, ziehe mit, da Du doch gern in den Krieg willst! Wir können einig zusammen reiten; sonst lass mich ziehen. Meine ewige, glühende Dankbarkeit, wenn Du es tust. Der Plan ist nicht von gestern — auch wir haben schon darüber gesprochen, aber jetzt ist er gereift. Erfülle meinen Wunsch! Im Bejahungsfalle komme ich nach Berlin, wir verabreden alles, in welche Truppenabteilung ich trete etc. Im Verneinungsfalle — Gott weiss! — Du sagtest oft, man müsste einem fortrollenden Wagen nicht in die Räder fallen sondern sich auf den Bock setzen. Leite meine Bewegung, lass sie nicht ohne Lenker! Liebster Vater, bedenke alles, aber mit gewohnter Schnelligkeit! Lass mich nicht lange in der peinigenden Ungewissheit. Schreibe mir umgehend die Bejahung meines Wunsches, mir, Deinem ewig dankbaren Sohn."

Auf diesen exaltierten Brief bekam ich zwei Antworten. Einen ziemlich widerspruchsvollen von Vater, mit einer verbietenden Erlaubnis oder einem erlaubenden Verbot und einen wohltätigen kalten Wasserstrahl von Onkel Paul, der mir zuerst gründlich den Kopf wusch über den Ton meines Briefes und mir dann eine Reihe sehr präciser Fragen vorlegte. Hätte ich nur Vaters Brief bekommen, ich hätte wahrscheinlich eine der grössten Dummheiten meines Lebens begangen und hätte mich für das göttliche Recht des Augustenburgers tot schiessen lassen, wie es viele junge Hitzköpfe damals getan haben. Onkels Vernunft aber war ich zugänglich. Nach einem langen Briefwechsel mit ihm wurde der verrückte Plan still bestattet. Er schreibt:

Berlin, 27. Juli 1849.

„Ehe ich über den von Dir beabsichtigten dänischen Feldzug eine Meinung abgeben kann, wünsche

ich Deine Gründe dafür zu hören. Dann erst kann ich entweder ihn billigen oder Dir meine Gegengründe sagen. Ich stelle Dir also anheim, mir folgende Fragen genau und gründlich zu beantworten:

1. Hast Du die auf geschichtliche Tatsachen und logische Gründe basierte Überzeugung, dass Dänemark durch seine Forderung ein Unrecht begeht? Mir, für meine Person, ist die Sache bei ihrer grossen Verwickelung bis jetzt dunkel geblieben, und ehe Du mich nicht in den Stand setzest, ein, nicht auf Leidenschaft sondern auf Vernunft gestütztes Urteil abzugeben, wer in diesem Kampfe Recht und wer Unrecht hat, eher vermag ich auch nicht zu sagen, ob Du es verantworten kannst, die Rolle eines Parteigängers dabei zu spielen. Unbezweifelt kann die Entscheidung nicht sein, da ganz Europa, ohne Ausnahme den Krieg von Seiten Deutschlands für einen ungerechten hält, selbst diejenigen Organe nicht ausgenommen, welche den anderweitigen Bestrebungen günstig sind. — Du wirst bei der Auseinandersetzung dieser Verhätnisse dann auch Gelegenheit haben, mir zu beweisen, warum der Waffenstillstand „so ungünstig" ist, wie Du sagst.

2. Bist Du überzeugt davon, und worauf gründet sich in diesem Falle Deine Überzeugung, dass ganz Schleswig, auch der nördliche Teil desselben nicht zu Dänemark gehören will? Ich habe oft von sehr kompetenten und in jenem Lande gut bekannten Leuten gerade das Gegenteil gehört, und bin begierig, zu erfahren, aus welchen anderen Quellen Du Deine Kenntnis geschöpft hast. Wiederum wünsche ich aber kein leidenschaftliches Gefühls- sondern ein ruhiges Verstandesurteil.

3. Glaubst Du in der Tat, dass bei der jetzigen Lage der Dinge ein einseitiger Krieg der Herzogtümer gegen Dänemark einen irgend günstigen Erfolg haben kann, und worauf gründest Du diesen Glauben?

4. Ist es nicht vielmehr sehr wahrscheinlich, dass ein solcher Krieg einen für die Herzogtümer noch viel

nachteiligeren Frieden als den jetzt in Aussicht stehenden nach sich ziehen würde, und wie könntest Du es verantworten, bei einer Handlung mitgeholfen zu haben, welche voraussichtlich zum Verderben eines Landes, zu dessen Gunsten Du einschreiten willst, gereichen müsste?

5. Der Waffenstillstand zwischen Preussen und Dänemark ist geschlossen, und wird, woran auch Du wohl schwerlich zweifelst, ausgeführt werden. Wollen die Herzogtümer den Krieg einseitig fortsetzen, so kann möglicherweise selbst Preussen gegen sie handeln müssen. In diesem Falle würdest Du genötigt sein, gegen Deine Landsleute im engeren Sinne des Wortes zu kämpfen. Hast Du dies bedacht, und wodurch würdest Du eine so entsetzliche Tat rechtfertigen?

6. Hast Du bedacht, dass Du durch die Ausführung Deines Gedankens Dich gänzlich aus Deiner eben begonnenen Laufbahn, in der Du noch unendlich viel zu lernen hast, ehe Du im Stande bist, etwas darin zu leisten, herausreissen würdest? Womit kannst Du und willst Du es rechtfertigen, die erste und vorzüglichste Pflicht eines Menschen, seinem Vaterlande ein nützliches Mitglied zu werden, hinten anzusetzen. Dies sind ungefähr die Punkte, hinsichtlich welcher ich von Dir die genügende Aufklärung wünsche, ehe ich das von Dir erbetene Urteil abgeben kann. Richte Deine Gründe aber überzeugend ein, wie Du die meinigen erwartest, und bedenke, dass ich zu alt, zu ruhig und zu wenig Phantast bin, um mich durch allgemeine Ausrufe — Redensarten — Behauptungen und Schwärmereien bestechen zu lassen. Dein Onkel Paul."

Meine Antwort muss nicht ganz schlecht ausgefallen sein, denn der nächste Brief lautet schon ganz anders, und lässt sich auf die Sache eigentlich garnicht mehr ein:

Berlin, 12. Aug. 49.

„Ich habe Deine beiden Briefe erhalten und den

ersten sofort Deinem Vater mitgeteilt, welcher sich wohl durch Deine Konfession befriedigt fühlen wird. Deinen anderen politischen Brief habe ich mit Interesse gelesen. Vieles darin macht Deinem Gefühl alle Ehre, und wenn etwas zu einer Gefühlssache geworden ist, so lässt sich mit Worten wenig ausrichten. Ich antwortete Dir daher nicht unmittelbar, sondern wartete die Begebenheiten ab, von denen ich hoffte, dass sie mir die Worte ersparen würden. So scheint es denn auch einzutreffen; die holsteinische Landesversammlung hat den Beschluss gefasst, ihre Truppen aus Schleswig hinter die Eider zurückzuziehen und somit wird der Krieg jetzt wohl nicht fortgesetzt werden. Was später vielleicht geschieht bedarf jetzt noch keiner Erörterung. Bis dahin ändert sich manches in und um uns; auch sehen wir uns zuvor gewiss noch und können alsdann bequemer diskutieren als auf schriftlichem Wege. In Liebe Dein Onkel Paul."

Ich will noch einige Augenblicksbilder aus Rebecka Dirichlets Briefen nachholen. Es mag der heutigen Generation fast unbegreiflich vorkommen, eine wie grosse Rolle die Politik in jenen Jahren im Leben einer Frau wie sie, eines Jungen wie ich spielte, ebenso unbegreiflich wie dass es Zeiten gegeben, in denen Frauen und Kinder wegen eines Wortes im Glaubensbekenntnis zu Märtyrern wurden. Solchen, eine ganze Epoche beherrschenden, Strömungen kann sich eben niemand entziehen.

Als die Kaiserdeputation aus Frankfurt ein so klägliches Ende nahm, schrieb Rebecka am 4. März 49:

Wenn Du einen begeisterten Kaiserbrief, einen durch die nichtssagende Antwort zu Boden geschmetterten Hoffnungslosigkeitsbrief erwartest, so irrst Du, es wird ein nüchterner Familienbrief mit Aus- und Einziehen, Mietsteuer, Reinemachen, Kinderfrühlingsgarderobe, das alles geschieht jetzt von mir, durch mich, um mich. Soll ich mich begeistern, dass Deutschland als letzte Rettung vor Russen und Franzosen noch mehr vor sich selbst,

sich dem an den Kopf wirft, der seit einem Jahre, nein, der seit neun Jahren, wir wissen ja wie, regiert? Noch haben wir Belagerungszustand, noch haben wir Brandenburg und Wrangel und sollen uns freuen, dass die gar noch Reichsminister werden können? Nur eins freut mich, dass der Berliner einmal Shakespeare zu Schanden gemacht hat und nicht die „schweissigen Mützen in die Höhe geworfen,“ beim Empfang der Deputation. Merkwürdige Flauheit herrschte, die durchziehenden sächsischen Soldaten sind viel lebhafter empfangen worden als Deutschlands Vertreter, die uns eine Kaiserkrone schmackhaft zubereitet, sogar schon tranchirt, auf einem Präsentierteller brachten. Armes Deutschland, armes Volk. Lieber Sebastian, ich bin sehr herunter; nun ist man gespannt auf den Vinkeschen Antrag, in einer Stunde fängt die Sitzung an. Walter ist am Freitag eingesegnet worden; wahrscheinlich weil er nicht so lange schweigen kann, hat ihn Sydow erwählt, das Glaubensbekenntnis zu sagen, er hat seine Sache aber sehr gut gemacht. Die Rede war ganz vernünftig, aber sehr trocken und kalt, ebenso die Vorbereitung zum Abendmahl. Wahrlich, man verdirbt sich hier die Andacht in den Kirchen. Diese eisige Luft, die hässlichen kahlen Wände, der Kirchendiener, der Küster, der Klingelbeutel, — was haben sie der heiligen Religion um und angehängt, trotzdem hat mich die Feier sehr ergriffen, die wenigen Lutherschen Worte und die Lutherschen Choräle tun es, so erbärmlich sie von der Gemeinde gequäkt werden.“

— — „Deine Propriété hat sich unter Ernsts Büchern gefunden, wo sie wirklich le vol war. Ich habe sie gestern ausgelesen (es war das Buch de la propriété von Thiers) mit geteiltem Beifall. Immer aber muss man lesen was die klügsten Leute über eine Sache sagen. Nebenbei muss ich aber einen Sozialisten lesen, um zu wissen, ob die Leute nicht mehr sagen, als 2 mal 2 ist 5“ (Ich habe dazu am Rande bemerkt: Nein, mehr sagen

sie nicht, ausser manchmal 2 mal 2 ist 6.) „Alsdann hätte ja Thiers nicht nötig gehabt, ein dickes Buch darüber zu schreiben.“ (Das hat er allerdings doch nötig. Was für unbeschreiblichen Unsinn die Menschen in national-ökonomischen Dingen zu Tage bringen, ist unglaublich. Bastiat hat seine reizenden Mélanges d'économie politique scheinbar umsonst geschrieben, und noch vor wenigen Jahren haben wir es erlebt, dass ein und derselbe Mann in ein und demselben Atem behauptete, die Kornzölle würden das Getreide nicht teurer machen, aber sie würden den Landwirten helfen. — Das ist doch 2 mal 2 = 5 und 2 mal 2 = 6 auf einmal.) „Ich glaube mich kompetent darin, insofern, als ich garnichts von der Sache verstehe und daher von den Gründen eines jeden Sachverständigen gleich überzeugt bin.“

„Berlin ohne zweite Kammer! Wat seggst nu Flesch? Ich bin nachgrade soweit, dass ich nur diabolisch lache und sage, je toller, je besser, es geschieht meinem Vater ganz recht. Gestern Abend sollen Barrikaden in der Breiten Strasse gewesen sein, geschossen ist worden, vier sind geblieben, es waren aber keine Menschen, nur Proletarier. Nun erwarten wir das neue Wahlgesetz und haben die Wahl, ob wir Narren sein und nicht wählen oder gemein sein und wählen wollen. (Leider entschied sich die liberale Partei dafür, Narren zu sein, im Schmollwinkel zu sitzen und den Gegnern das Feld zu überlassen). „Un peu de honte est bientôt passée“, sagte die selige Mutter. — Jedenfalls ist mir eins lieb, dass ich noch am Dienstag die Bekanntschaft der Hauptleute gemacht habe, sie waren alle da, Unruh, Rodbertus, Berg, Schulze, Philipps und ich habe lange nicht so angenehm, so gemässigt, ruhig politisieren können. Es verhielt sich eben zu unserem gewöhnlichen Geschwätz wie Künstler zu Dilettanten. Unruh macht vollkommen den Eindruck eines Ehrenmannes, ruhig, ernsthaft, nicht enthusiastisch, aber durchdrungen von der Richtigkeit seiner Sache. Schulze-Delitzsch kenne ich schon aus

Florenz, wo er uns als gebildeter, lebhafter, gescheuter Mann sehr gefallen hatte. Rodbertus und Philipps verhielten sich ziemlich still, die Tagediebe kamen nebenbei erst aus der Verfassungskommission. Du kannst Dir denken, dass der Abend etwas interessant war, wer weiss, wann dieselben wieder zusammenkommen."

Berlin, 9. Mai 49.

„τέτλαθι δὴ κραδίη" sagt der göttliche Dulder Odysseus, wenn es ihm fast zu toll wird. Viel anders weiss ich Dir, mir, uns allen nicht zu sagen. Ich weiss nicht einmal, ob ich noch griechische Buchstaben schreiben kann. Geduld, wenn auch das Herze bricht, verlange heute keinen Brief; solange sie sich noch in Dresden totschiessen, kann ich zu keinem Brief, zu keiner Beschäftigung mich aufschwingen, als allenfalls Hemden für Flora zu flicken. Aber ein Lebenszeichen muss ich Dir doch geben, Dir sagen, dass ich jeden Mittag sehr an Deinen kalten Schweinebraten denke, und dass mir das Essen auch nicht schmeckt. . . .

Neueste Nachrichten. Breslau ist im Belagerungszustand. Ein junger Aristokrat ist auf der Strasse ermordet worden. Die Nachricht aus Braunschweig soll wahr sein, dass der Herzog alles desavouiert; das ist also der Bürgerkrieg, von dem in Beckers Weltgeschichte steht. Dulde, mein Herz, ich schliesse mit dem Thema. Habe ich Dir je eine Inschrift gezeigt, die Vater im Jahre 1810 aus dem Fremdenbuch auf der Wartburg abgeschrieben? Es ist besser, Du liesest sie zweimal, als dass Du riskierst, sie garnicht gelesen zu haben, sagt Gauss.

Richte Dich auf, Du deutsches Herz,
Und blicke voll Mut in die Ferne.
Tief ist die Nacht, und gross ist der Schmerz,
Doch einzeln schon zeigen sich Sterne.
Und die Hoffnung regt sich, es spricht das Vertrauen:
Es wird, es muss ein Morgen grauen.

Leb wohl, halte Dich gesund, für uns, besonders für Deine Rebecka.
Ich bin überzeugt Ihr erlebt noch bessere Zeiten. Ich schwerlich. Das ist dummes Geschwätz. Was soll man aber Kluges sagen, ich bedaure mich, ich bedaure Dich, ich bedaure Bob. Geduld und Spucke, sagt Odysseus."

Berlin, 12. Juni 1849.

„Unser Donnerstag hat übrigens in der Stadt eine solche Celebrität erlangt, dass wir nächstens werden von Schutzmännern auseinandergetrieben werden, wenn uns die reaktionären Antonie und Becker nicht schützen. Heut soll aber keine Politik sein, oggi è festa. Sans comparaison kommt mir der Donnerstag manchmal dekameronisch vor, wie wir, in Mitten allen Jammers uns in den Garten zurückziehen und ein paar Stunden lang bei Musik und Boccia die Welt vergessen. Dioneo ist aber nicht dabei."

22. Juni 1849.

„Wenn gejammert wird über alle in Rom und Venedig zerstört sein sollenden Kunstwerke, so zitiere ich sehr oft innerlich Gertrud:

„Wüsst' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf ich hinein ins eigne Haus."

Aber nur innerlich, die Zeiten sind nicht mehr, wo man politische Hoffnungen und Befürchtungen besprach. Ich hoffe für Euch auf das Jahr 1889, alle Jahrhundert kommt ein Volk an die Reihe. Möglicherweise kann's aber den Deutschen auch ergehen mit der grossen, abermaligen Revolution, wie den Juden mit dem Messias, auf den sie noch immer warten. Über die grosse Ungarschlacht liesse sich manches sagen, wenn sie nur wahr wäre. Übrigens sagt man allgemein, und im Ernst, das Ministerium sei bei Hofe missliebig wegen seiner Freisinnigkeit. „So musst kommen."

Die grosse Ungarschlacht erinnert mich an ein tragi-

komisches Erlebnis jenes Sommers. Natürlich schwärmte ich als richtiger kosmopolitischer Deutscher für alle unterdrückten Nationalitäten, also auch für die heldenmütigen Ungarn. Und da wanderte eines Tages ein höchst romantisch aussehender Rattenfallenhändler mit schwarzglänzenden langen Locken auf den Hof in Dahme und bot seine Fallen an. Ich liess mich in ein Gespräch mit ihm ein, und siehe da! Er war ein Freiheitskämpfer gewesen, führte Görgey und Klapka im Munde als seien es seine Dutzbrüder, hatte alle grossen Schlachten mitgeschlagen und unsägliche Heldentaten verrichtet und Kossuth hatte ihn dem ganzen Heer als leuchtendes Beispiel vorgehalten — ich war wild vor Entzücken, und ich arme Ratte knabberte den Speck, den er in einer riesengrossen Falle für mich aufgehängt hatte, gierig hinunter, fütterte und tränkte ihn, kaufte ihm so viele Fallen ab, dass Dahme möglicherweise noch davon genug hat, schenkte ihm einen Anzug und all mein bischen Taschengeld, — und als der edle Mann weg war, — fand sich — ach, es fand sich sehr vieles nicht, er hatte gestohlen, was er kriegen konnte, und ich musste sehr viel Hohn und Spott für meine Leichtgläubigkeit einstecken. Ihn steckten sie allerdings auch ein, er wurde steckbrieflich verfolgt, und natürlich war alles gelogen was er mir leichtgläubigem Huhn erzählt hatte. Es war mir doch sehr peinlich, von einem Ratzenfallenhändler so dupiert worden zu sein.

Es ist eine bekannte Sache, dass die Moden einige Zeit brauchen, um in die Provinz zu gelangen. So blühten in diesem Sommer die Katzenmusiken in Dahme, die in Berlin 1848 stark abgenutzt worden waren und ihren Reiz verloren hatten. Dahme war ein sehr aufgeregtes, kleines Städtchen, und zu aller möglichen Politik kam noch ein besonderes lokales Moment des Haders. Die Einwohnerschaft bestand überwiegend aus Ackerbürgern, die Separation der Grundstücke war noch nicht durchgeführt, sondern gerade jetzt im Gange.

Die Äcker der Domäne lagen noch im Gemenge mit denen der anderen Besitzer, überall zerstreut, oft in ganz kleinen Parzellen, und es kam vor, dass wir ein fremdes Stück Hafer in die Scheune fuhren, weil wir uns beim Abzählen der schmalen und ganz gleichaussehenden Feldstreifen verzählt und statt No. 341 No. 340 als das unsrige abgefahren hatten. Das Separationsgeschäft besorgte Ökonomierat Krumbholz, der im alten Schloss wohnte und mit Kaysers eng befreundet war. Natürlich gab es über die Separation tausend erbitterte Streitigkeiten; jeder wollte mehr, besseren und näherliegenden Acker eintauschen, und jeder wäre, auch wenn er noch so viel vom nächsten und besten erhalten hätte, unzufrieden gewesen. Natürlich beargwöhnten alle die Kleinen, Krumbholz begünstige seinen Dutzbruder, den Domänenpächter Kayser, ungebührlich, und wahrscheinlich war dieser Argwohn auch nicht ganz ungegründet; denn als die Separation durchgeführt war, ging der alte Kayser zufrieden lächelnd an seinen neuen schönen, zusammenhängenden und sehr nah und gut gelegenen Schlägen entlang und sagte schmunzelnd, die Separation sei doch eine sehr schöne Sache. Ein Ventil, durch das sich der Grimm der Ackerbürger Luft machte, waren nun die Katzenmusiken, die mit schöner Unparteilichkeit, heut Krumbholz vor dem alten Schloss, und morgen Kayser vor der Domäne veranstaltet wurden, und es war merkwürdig, wie genau die Katzenmusikanten immer wussten, wo die Dutzbrüder gerade an dem Abend Whist spielten. Ich muss nun errötend gestehen, dass wir Wirtschaftsbeamten recht regelmässige Stammgäste bei diesen musikalischen Abendunterhaltungen waren, ja ich will nicht verhehlen, dass ich oft mitspielte, pfiff, trommelte oder rasselte. Die kupfernen Hefengefässe aus der Brennerei zeigten oft rätselhafte Beulen, die nicht von der Hefe herkommen konnten und nutzten sich in diesem Jahre überraschend schnell ab. Ich weiss nicht, was an schönen Sommer-

abenden angenehmer war; mit Adelheid, einer jungen Dahmerin, der ich die Kur machte, im Schlossgarten zu wandeln, oder meinen Grimm gegen Kayser auf einem wilden Instrument auszulassen.

Ärgerte ich die Honoratioren so abends musikalisch, so bereitete ich ihnen Sonntags auf der Kegelbahn auch keine sonderliche Freude. Meine Bocciaspielerei kam mir hier zu statten. Gleich mein erstes Debut auf der Bahn war sehr hübsch. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, ein unermesslich reicher Berliner Jüngling, Freund von Robert, komme zu Kayser in die Wirtschaft. Nun hatte Robert, glaube ich, auf der Kegelbahn — nach seinem Bocciaspiel zu urteilen, recht viel Geld gelassen, und man hoffte von mir ein Gleiches. Am ersten Sonntag wurde ich eingeführt, und der Superintendent, ein glatter öliger Pfaffe, schlängelte sich gleich an mich heran, freute sich ungeheuer einen Freund seines Freundes Robert kennen zu lernen und bot mir an, zu einem unverschämt hohen Satz mit mir zu hamburgern. Dies ist eine sehr gefährliche und viel kostende Art des Kegelspiels, und der Superintendent, der die Bahn kannte wie seine Hosentasche, hoffte, mich armes Huhn gründlich zu rupfen, ehe andere an meine Federn gekommen waren. Ich nahm natürlich an, schädigte ihn in kurzer Zeit um sechs Taler, und er hat nie mehr gegen mich gehamburgert. Die Kegelbahn wurde zu einer nicht unergiebigen Einnahmequelle für mich, und meine Triumphe auf derselben umgaben mein Haupt in den Augen der Dahmenser, die, wie alle Kleinstädter, eingefleischte Kegelanten waren, mit einer Art Heiligenschein.

Meine schönste Zeit aber waren die Abende, wenn des Tages Last und Hitze oder Kälte getragen, Futter herausgegeben, Scheune und Speicher zugeschlossen waren, und ich mich nun in meine Stube zu meiner Lampe setzen und Briefe schreiben oder lesen konnte. Ich habe ungeheuer viel in diesem Jahre zusammengelesen: Goethe, Schiller, Lessing, Jean Paul, Shakespeare,

— das, was Bob keine Bibliothek, sondern einen anständigen Menschen nannte, — waren meine Hauptlektüre. Aber auch Leihbibliothekschund wurde verschlungen; so schreibe ich in einem Brief, ich hätte gelesen: „Richard, Graf von Löweneck, der Geistererlöser, oder der furchtbare Unhold aus den Ruinen der Waldburg. — Ritter, Räuber- und Geistergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge und der heiligen Vehme von I. H. Berda, Verfasser des Carlo von Ortello, Carlo Endimiro, Francescos des Grässlichen, Rebellino Mordschwert, der Bundesritter von der eisernen Krone u. s. w. 1845, und die ersten Zeilen dieses Buches lauteten folgendermassen:

„Das Fett schwimmt immer oben auf der Brühe,
Gerechtigkeit soll auch stets so dastehen!
Doch ach, der Bösewicht weiss ohne Mühe
Durch Schlangenlist das Rechte zu verdrehen.“

Ich hatte doch allmählich gemerkt, dass das Maass dessen, was in Kaysers Wirtschaft zu lernen war, nur ein sehr bescheidenes war, und dass selbst von diesem wenigen mir nichts zu teil werden würde, als die Hofwirtschaft. Ich kam fast nie aufs Feld, stets war davon die Rede, noch einen Inspektor zu engagieren, mich von der Hofwirtschaft zu entlasten und mir Gelegenheit zur Erlernung der Feldarbeiten zu geben, aber es kam nie dazu. Da riss mir denn endlich die Geduld, und ich beschloss im Frühjahr meinen Wanderstab weiter zu setzen. Bis Weihnachten kam ich dann in die Brennerei, und fasste einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Schnapsfabrikation, die ich dann in Barthen auch sofort einstellte, wo sie allerdings auch garnicht am Platze war, weil der Boden sich für Kartoffelkultur nicht im mindesten eignete. Ich hätte sie aber auch sonst nicht betrieben. Sie ist, namentlich für das Arbeiterpersonal, der reine Verderb. Dieses war in Dahme ein sehr wunder Punkt und ein gewaltiger Kontrast gegen die vortrefflichen Pommern, die ich in Runow kennen gelernt hatte. Im ersten Jahr, ehe die Separation und die

Ablösung der bäuerlichen Lasten erfolgt war, machte ich die Bekanntschaft mit dem — schon damals fast überall abgeschafften und heut nirgend in Deutschland mehr existierenden Hofdienst, und den Scharwerkern. Dahme übte noch das Hofrecht über eine Anzahl Dörfer aus, deren Bauern gewisse Tage in der Woche umsonst Arbeiter auf den Hof stellen mussten. Natürlich schickten sie ihre schlechtesten, unbrauchbarsten Leute, und diese suchten zu faullenzen, wo sie nur konnten, so dass des Ärgers kein Ende war. Die ultima ratio, sie bei guter Laune zu erhalten, war dann immer Schnaps, und wenn sie ausser dem, den man ihnen gab, sich noch auf Umwegen durch die Brennknechte welchen verschafften, dann wurde die Laune nicht selten zu gut. Dann gabs Skandal, und dann einen Rüffel vom Oberamtmann, denn mir wurden die Hofjungen und Hofmädchen meist zugeschanzt. Im übrigen rekrutierte sich die Arbeiterschaft aus den bummeligsten und verwahrlosesten Individuen der Stadt. Die fanden sich morgens auf dem Hof ein, in hellen Haufen, mit Sensen, Harken, Mistgabeln oder Hacken, je nach der gerade vorliegenden Arbeit. Dann kam der alte Kayser aus seinem Haus, stellte sich auf die Freitreppe — dies war sein grosser Moment am Tage — übersah mit Feldherrnblick die Versammlung und disponierte: Herr Grosse, Sie nehmen dreissig Mann und gehen Mist streuen; Herr Hensel, Sie nehmen dreissig Weiber und gehen Flachs jäten. Wenn Sie dort fertig sind, oder der Tau abgetrocknet ist, dann treffen Sie sich mit Herrn Grosse am langen Weg, und beide gehen dann nach der Mühlenbreite, Heu wenden. Nun stimmten diese Dispositionen aber sehr häufig nicht; dann sass Herr Hensel mit seinem Harem von dreissig Weibern und wartete auf Herrn Grosse, der mit Mistbreiten nicht fertig geworden war. Oder Herr Grosse auf seinem Mistfelde glaubte, der Tau sei längst abgetrocknet und wartete auf Herrn Hensel, der noch im quatschnassen Flachsfeld stand und den Weibern zu-

sah, die jäteten — nebenbei ist das die entsetzlichste Langeweile, die man sich denken kann. Bei jeder andern Arbeit kann man doch etwas eingreifen und tut es gern. Man lädt ein Fuder, man nimmt eine Sense, aber beim Flachsjäten liegen besagte dreissig Weiber auf Händen und Füssen in dem kaum zollhohen Flachs, ziehen dazwischen das feine Unkraut aus und rutschen langsam weiter, und der Aufseher geht hinter ihnen auf und ab, und bohrt sich den Stock ins Kreuz und sieht alle Augenblicke nach der Uhr — es wird nie Mittag. Und dann sieht er den Oberamtmann über das Feld herankommen — er bückt sich und hat wirklich noch ein Unkräutchen, wie einen Zwirnsfaden dick, gefunden; das zupft er aus, bringt es getragen, hält es dem unglücklichen Aufseher vorwurfsvoll unter die Nase und wandert stumm weiter. Das war überhaupt so seine Manier. Ich sehe ihn noch, wenn er bei der Kartoffelernte über das ungeheure Feld stieg, und endlich mit drei aufgesammelten Kartöffelchen vor einem Halt machte und sie einem mit einem traurigen Blick in die Hand drückte. Das hiess dann: Elender, wie kannst Du so nachlässig aufpassen. Was ist aber von einem Demokraten auch anders zu erwarten. — —

Am Abend vor meiner Reise schrieb ich in mein Tagebuch, — und ich füge es hier ein, weil es ein deutliches Augenblicksbild meines damaligen Seelenzustandes mit allem, was mich beschäftigte, gibt, von meinen Todesgedanken, meiner Liebe, meinen Schleswig-Holsteinschen Kriegsgedanken und meiner Sehnsucht nach der verlorenen Jugendzeit und in einem unleidlichen Jean Paulisierenden Stil geschrieben ist:

„Nun will ich einmal schreiben, wie mirs ums Herz ist! Morgen reise ich nach Berlin und freue mich gar sehr; aber — geht's andern Leuten auch so? — wenn ich mich recht freue, dann bin ich auch wieder recht traurig, und denke namentlich dann, aber überhaupt auch sonst sehr viel — an den Tod. „Bessere Dich eine Stunde

vor Deinem Tode“ ist ein tiefsinniges jüdisches Sprichwort. Wem ist das mehr gesagt, als mir? als unserer Familie überhaupt, aber die anderen brauchen's nicht so, wie ich. Und nun will ich also einmal hier für mich die Beschreibung von drei Tagen meines Lebens hersetzen, von zwei schon gewesenen und von einem noch kommenden, dem letzten.

Als ersten nehme ich einen Tag aus meiner Kindheit, nicht etwa einen ganz ausserordentlichen, eine Sonntagsbretzel, einen Meilenstein, vielleicht meinen Geburtstag auf dem Vesuv, oder den bei der Luminara in Pisa, sondern einen gewöhnlichen, ein Stück Alltagsbrod, aber doch mit etwas Butter und Wurst darauf, eine Chausseepappel, wie sie den ganzen Weg garnieren, wenn auch nicht die kleinste, sondern eine etwas ansehnlichere. Ich denke mich also in den Tag hinein, wo die Hundstagsferien angefangen haben, und ich habe eine Nr. 1 nach Hause gebracht, denn das war ja bei Vater unerlässlich, und ich habe ihm oft die Freude gemacht; (vor mir selbst kann ich mich loben, und ein anderer liest's nicht). Also am Morgen erwache ich, — doch nein, ich muss wirklich am Tage vorher beginnen, wo ich die Zensur, diese captatio benevolentiae bei den Eltern, empfangen habe, und sie, zusammengefaltet im Gesangbuch (wenn ich eins mitgenommen und nicht beim Nachbar eingesehen habe; sonst in der Rocktasche) im Sturmschritt die Leipzigerstrasse entlang, nach Hause trage. Unterwegs begegnen mir überall Leidens- (und Freudens-) Genossen, Jugendverbrecher, wie sie Glasbrenner nennt, Menschen in spe (nach Grimms Märchen) Gymnasiasten; und man kann schon am Barometer ihrer Gesichter sehn, wie der Kurszettel in der Rocktasche aussieht, die Zensur. Nie wird mir der Weg so lang wie an dem Tage, obgleich ich ihn nie so schnell zurücklege. Die Ecken fliegen vorüber, aber an der Wilhelmsstrasse fange ich an, langsam zu gehen und endlich ganz langsam, als weidete ich mich an meiner eigenen Qual;

ebenso wie ich ein Stück Schinken immer ganz hinten aufs Butterbrod lege und nun den öden Teil desselben, die unbewachsene Wüste Sahara, den nach dem Bestimmungsort führenden Weg gleichsam mit Windeseile hinteresse, immer die gierigen Augen auf den Schinken gerichtet, und ich könnte ihn doch gleich haben von vornherein; aber ich habe ganz recht gehabt, wenn ichs so machte; und ich weiss auch jetzt warum? O, die Wonne, die mich an dem Tage beim Nachhausegehen durchbebt, kann ich nur mit der von Columbus vergleichen, als „Land! Land!“ gerufen wurde, oder mit der, die ich beim Schreiben dieser Worte empfinde, indem ich mich zugleich auf Morgen freue, wo ich nach Berlin reise. Nun merkt jeder schon, das Alltagsbrod ist der Donnerstag, an dem sich Obiges (und auch Untiges, was noch kommt) zuträgt, die Butter sind die Ferien, die Wurst ist die Nr. 1, und ich werfe sie nach der Speckseite.

Nun komme ich auf dem Hof bei uns an, durch die liebe, kleine Pforte, und gehe über den Hof und trete in die Tür, und Mutter hat schon lange nach mir gesehen, sie frühstückt vielleicht eben, und mein Butterbrod steht auch schon fertig da, (sie machte es ja immer zuerst zurecht), und während sie meine Zensur liest, fange ich, scheinbar unbekümmert um alles, an zu essen; aber ich sehe doch nach ihrem Gesicht, und ihre Freude spiegelt sich in meinem Herzen wieder, und dann umarmt sie mich und giebt mir einen Kuss. —

Dann gehen wir zusammen durch alle Stuben und durch den langen, langen Saal, den ich so gern hatte, wo die Tritte wieder hallen, mit den bunten Vögeln oben und den Kränzen der vier Jahreszeiten und den kuriosen Wandgemälden und dem Blick in den Garten, auf die Linde, die aussieht wie ein Mann mit einem Helm, und den Bocciaplatz, — o jetzt eben steht er so lebhaft vor mir, und Mutter, die hindurch geht, mit einer Schnupftuchecke im Munde, wie sie's immer tat! —

Und Vater macht dann die Tür auf, denn er hat uns lange kommen hören, mit Malstock, Pinsel und Palette in der Hand, und er will schon auf meinem Gesicht erspähen, wie die Zensur ist, und ich möchte gern ein trauriges Gesicht machen, um ihn etwas anzuführen, aber es geht gar nicht, und dann umschlingt eine Umarmung uns drei.

Nun spring' ich gleich auf den Abend, wo ich mich mit dem beseligenden Gefühl hinlege „die ganzen langen Ferien vor mir,“ und schlafe ein, und träume gar nicht, sondern wache am anderen Morgen spät wieder auf und kann noch ein bischen drusseln, obgleich ich's gar nicht nötig hätte, und nun erst kommt der schöne Tag. Es wird en famille gefrühstückt, und es ist so „snug“ ich weiss nicht, was mir an dem Wort so gefällt? Vater frühstückt mit, und während des Frühstücks predigt er dagegen zusammen zu frühstücken, es sei gegen den Katechismus, aber wir sind alle sehr heiter. Und dann gehe ich mit beiden Arm in Arm in den Garten und bleibe nachher darin und lege mich ins grüne Gras, unter die hohen Bäume, und träume. Aber das lässt sich nicht beschreiben, nur fühlen, und ich fühle es. — Nachmittags ist Probe zur Sonntagsaufführung — aber ich kann nicht weiter, es ist ja alles so anders, und ich komme zum zweiten Tag.

Die Nacht des ersten und der Morgen des zweiten Tages brach an am 14. Mai 1847 und ging fort am 4. November desselben Jahres, und im Winter, wo ich selbst den Tod von Angesicht zu Angesicht sah, und wird nicht enden bis zu meinem letzten Tage.

Es giebt Tage und Stunden und Augenblicke, die nicht aus dem Gedächtniss schwinden können, sondern immer und immer, unverwischt durch die alles verwischende Zeit vor uns stehen. Am 14. Mai hörte meine Kindheit auf, am 4. November meine Jugend, im Winter beinahe mein Leben. Es ist wahr, ich fühle, dass ich alt werde, meine Freuden, meine Leiden sind die eines

Alten, und darauf kommts an, nicht auf den Taufschein. Und sollte ein, beinahe schon einmal Gestorbener nicht alt sein, jemand, auf den der Tod stündlich lauert?

Ich lebte in der Familie, in ihr fand ich mein höchstes, mein einziges Glück, das wurde mit meiner Mutter zu Grabe getragen und für ewig. Jemand, der ein solches Familienleben gehabt hat, kann nie an einem anderen Geschmack finden. Ich erfreue mich noch an den Trümmern des alten. Jetzt aber, losgerissen von meinem natürlichen Boden, treibe ich ohne Zweck und Ziel umher und bin wirklich unglücklich. Erinnerung an vergangene Freuden ist bitter, das Bitterste, was es geben kann. Hoffnung auf zukünftige ist süss, aber ich habe sie nicht — was bleibt mir? — Ich kann nicht zum Genuss der Gegenwart kommen, denn ich kann mich nicht dem Augenblick hingeben, erst nachher sehe ich ein, wie schön der vergangene Augenblick hätte sein können, und so lebe ich zwischen dem ungenutzt Verstreichenlassen und der Reue darüber fort. — Meine Liebe — ist hoffnunglos! Was soll ich derselben für einen Ausgang wünschen? Ich kann nur hoffen, dass sie aufhört, und das ist ein schlechter Trost. —

Mein einziger Trost ist, dass ich weiss, wie ich sterben werde; mein Streben ist, mich mit dem Tod, der mich — vielleicht bald ereilen wird, vertraut zu machen, und ich komme auf

den dritten und letzten Tag.

Dürft ich auf dem Schlachtfeld, in Gegenwart von Vater und Bob sterben, ihnen meine letzten Wünsche auftragen, und sie sind kurioser Art. Aber so gut wirds mir nicht. Ich sterbe am Schlagfluss. Es geht wenigstens schnell, und wenn man erst eingeschlafen ist, ist's auch nicht unangenehm. Aber die Momente der Höllenangst vorher, wenn Hände, Arme, Zunge steif werden und den Gebrauch versagen. Seitdem weiss ich, was Angst ist. Nun aber, letzter Tag, ereile mich, wo Du willst, auf

dem Schlachtfeld, im Gefängniss, oder in meiner Stube, und wann du willst, bald, oder erst, wenn mehr Menschen wissen, es habe ein Sebastian Hensel gelebt, ereile mich nur schnell! Lähme mich nicht, verstümmele mich nicht, ehe du mich fällst, wie das Opfertier gebunden wird, ehe man es schlachtet.

Und nun Tod, leb wohl, auf Wiedersehn, wann Du willst.“ — —

Über meine Militärangelegenheit muss ich noch einige Worte sagen, dann ist Dahme, die ödeste Zeit meiner Jugend, ein abgetanes Kapitel.

Derjenige, der sich zum einjährigen Dienst stellen will, muss sich nicht der in den einzelnen Kreisen tagenden Kreisersatzkommission, sondern der in den grösseren Städten ihren Sitz habenden Departementsprüfungskommission vorstellen. Dies wusste ich nicht, und diese Kenntnis ist auch kaum von einem neunzehnjährigen Jungen zu verlangen, der mit siebzehn Jahren in die Einsamkeit des Landlebens gekommen ist. Ich stellte mich also der an mich ergangenen Aufforderung zufolge am 11. März Morgens sechs Uhr der in Dahme tagenden Kreisersatzkommission. Ich legte derselben mein Abiturientenzeugniss, die Erlaubniss meines Vaters zum einjährigen Dienen und dessen Einwilligung, die Kosten des Dienstes zu tragen, vor, und meldete mich zum einjährigen Dienst. Der Major, der offenbar garkeine Ahnung von diesem Institut des einjährig Freiwilligen hatte, und den dafür vorgeschriebenen Geschäftsgang ebenso wenig kannte wie ich, obgleich dies von ihm, dem mit dem Aushebungsgeschäft betrauten doch füglich eher verlangt werden konnte, als von mir, erklärte mir, es sei gut; er sei augenblicklich nicht im Besitz der hierfür nötigen Formulare, er werde mir aber ein solches, versehen mit dem Attest der erfolgten Meldung zum einjährigen Dienst und der von mir gewünschten Zurückstellung auf drei Jahre zuschicken. Der Zivilkommissarius und

Kreislandrat bestätigte diese Auslassungen, und sie entliessen mich. Nachmittags sagte mir Herr Grosse, der Amtsrichter in Dahme habe für mich gelost, da ich bei der Losung nicht mehr dagewesen. Ich entgegnete ihm lachend, dann habe er sich unnütz bemüht, denn ich brauche nicht zu losen, da ich mich zum einjährigen Dienst gemeldet habe und dazu angenommen sei. Ich hielt diese Sache damit für abgemacht und ahnte nicht, was für Elend sie mir noch bereiten werde. —

Es war im Rat der Götter beschlossen worden, dass ich Ostern 1850 Dahme verlassen sollte und nach Kunzendorf gehen. Dies war ein in Schlesien gelegenes Gut was einem Verwandten von Paul Mendelssohns, Heine, gehört hatte und das nach Heines Tode von dessen in der Nähe begütertem Bruder übernommen worden war. Am 7. April kam ich zu Heines, die mich freundlich aufnahmen, und am nächsten Tage begab ich mich nach Kunzendorf, in meinen neuen Wirkungskreis. Dahme und Kunzendorf waren so verschieden wie es zwei in der norddeutschen Tiefebene gelegene Güter nur irgend sein können. Ersteres eine Domäne, in alter Kultur, mit leichtem Boden und grossem Fabrikbetrieb, lange Jahre in ein und derselben Hand bewirtschaftet, die Bevölkerung Lausitzer. Kunzendorf ein heruntergekommenes Gut, in der Oderniederung gelegen, mit sehr schwerem, undankbarem Boden, durch Dämme gegen die Oderüberschwemmungen geschützt, das Wohnhaus lag auf dem Ackerdamm als der geschütztesten Stelle; Schäferei wie damals überall in Schlesien der Hauptviehstand. Heine hatte es in entsetzlich verwahrlostem Zustand nach dem Tode seines Bruders übernommen; er selbst wohnte auf dem, am anderen Oderufer belegenen Jürtsch, und liess Kunzendorf durch einen Inspektor bewirtschaften. An Geldmitteln zur Meliorierung fehlte es durchaus; die Leute Schlesier, mit all ihren guten und schlechten Eigenschaften. Meine ersten Eindrücke schildere ich meinem Vater folgendermassen:

Kunzendorf, 28. April 1850.

Gestern Abend ist Dein erster Brief angekommen, d. h. Dein zweiter, denn der erste, den Du erwähnst, muss sich heimatlos irgend in der Welt herumtreiben, und so will ich denn gleich meine richtige Adresse hersetzen, auch für Tante Rebecka, denn von ihr ist ein falsch adressierter Brief angekommen, nachdem er sich auf x anderen Kunzendorfs herumgetrieben hat, und ich konnte mich nicht enthalten bei seinem Empfang auszurufen: Ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα, πολύτροπον ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθ' — —

Kunzendorff bei Steinau, Schlesien.

Mit dieser Adresse kommen Briefe und kleine Packete bis zu 20 Pfund richtig in meine Hände. Gedulde Dich noch einige Jahre, so kannst Du schreiben: A Mr. Hensel, Europe.*) Die Blinden von Genua kennen dann meinen Tritt. Einstweilen bin ich aber nur ein Stoppelhopserchen, und laufe mich auf den Kunzendorfer Fluren tagtäglich ganz miserabel müde. Um 4 Uhr stehe ich auf, und bin, mit Frühstückspause, von 5—11 Uhr draussen, um 12 Uhr wird gegessen. Die Naturalverpflegung ist über alle Begriffe gut, ob dies nun bloss die Flitterwochen über stattfindet und das dicke (oder dünne) Ende nachkommt, weiss ich nicht: indess mein Esskatechismus ist glücklicherweise sehr einfach, es ist die einzige mir bekannte Regel ohne Ausnahme.

Um 1 Uhr gehts wieder ins Feld bis 3 Uhr. Dann wird Kaffee getrunken, und wenn ich abends um 8 Uhr aus dem Felde komme, esse ich weiche Eier (oder auch harte Kartoffeln) Suppe und Butterbrot für drei. Dass ich nach allem diesem vortrefflich schlafe, nach des armen Cousin Wolff Ausdruck: „wie der liebe Gott unter der Steppdecke", kannst Du Dir vorstellen. Nach dem Abendessen kommt der Voigt, und die Arbeiter des folgenden Tages

*) Anmerkung. Man hatte sich damals darüber aufgeregt, dass Humboldt einen Brief mit der Adresse: A Monsieur Humboldt, Europe, richtig erhalten hatte.

werden bestellt, und je nachdem man zu den alten Weibern beordert wird, deren Kunzendorf trotz Italien ein wohlassortiertes Lager hat, oder zu den Gespannen, wie ich es nenne zur Infanterie oder Kavallerie, ärgert oder freut man sich. Ein Intermezzo in diesem täglichen Leben giebt es aber auch: wenn der höchst spannende Augenblick erscheint, wo ich die von mir gestiftete Posttasche eröffne und finde — dass kein Brief darin ist. Es hängt nun von Euch ab, ob Ihr mir diesen Augenblick recht oft zu einem süssen, auf den ganzen Tag einen Rosenschimmer werfenden machen wollt, oder ob ich die Tasche disappointed der Brieftaube wiedergeben muss. So nenne ich nämlich die alte, kanonentaube Frau, die täglich die Post von Steinau holt. Ein anderes Intermezzo ist es (oder vielmehr ein Schlusstableau mit bengalischem Feuer, ausgeführt von sämtlichen Mitgliedern der Gesellschaft) wenn abends Inspektorenbesuch aus der Umgegend kommt, und es wird ein Ball in Stulpstiefeln, Lederhosen und Flauschröcken arrangiert; dazu spielt dann Herr Freitag, Wirtschaftsschreiber dahier, auf Inspektor Gumprechts Flügel, den er auf einer Auktion für einen Taler erstanden hat, und der mit Reparaturen 7 Tlr., 17 Sgr., 6 Pf. kostet (der Flügel nämlich, nicht Herr Freitag). Jetzt nachdem die jungen Damen des zweimeiligen Umkreises wissen, dass ein tanzender Berliner da ist, wird es garnicht mehr zu halten sein vor Vergnügungen. —"

Mein Leben in Kunzendorf gestaltete sich doch ein ganzes Teil angenehmer als in Dahme. Gumprecht, ein grundbraver, goldehrlicher Mensch, liess es sich angelegen sein, im Gegensatz zu Kayser, mich alles in der Feldwirtschaft kennen zu lehren.

Die Sonntage brachte ich häufig in Jürtsch oder in Leubus zu. Letzteres namentlich war interessant: Ursprünglich ein Mönchskloster, ein herrliches, mächtiges Gebäude, die grosse Sandsteinfaçade über und über mit Verzierungen in Hautrelief, Blumen, Frucht- und Laubgewinden auf den Pfeilern, zwischen den Fenstern bedeckt,

lag es auf einer Höhe über dem Odertal, umgeben von urwaldartiger Vegetation, namentlich mächtigen Eichen. Nach der Säkularisation war Leubus zur Provinzialirrenanstalt umgewandelt worden, und damals war Martini, der Onkel von Frau Heine, dort dirigierender Arzt. Der alte Martini war ein ganz merkwürdiger Mensch — er sagte mir einmal — so wie die Landwirte durch den Umgang mit Bauern verbauerten, so würden Irrenärzte durch den Umgang mit Verrückten verrückt, und bei ihm traf das leider bis zu einem gewissen Punkte zu. So erzählte er mir z. B. einst ausserordentlich lebendig, und mit einer Menge Detail seine Erlebnisse in der Schlacht bei Jena: endlich stiess mich seine Frau an, und flüsterte mir ins Ohr: Er ist überhaupt nicht dabei gewesen. Auffallender Weise sind auch zwei der jungen Assistenzärzte, die ich dort kennen lernte, geisteskrank geworden. Der Besuch der Anstalt, die ich mir einige mal gefallen lassen musste, hatte etwas furchtbar aufregendes, und manche der Kranken machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Ein Mann war dort, meistenteils ganz vernünftig, ausser wenn er seinen Zahlenraptus bekam: dann setzte er sich hin und fing ganz langsam und monoton zu zählen an, von den niedrigsten Zahlen an: eins, sechs, elf, achtzig, hundert, u. s. w., er wurde immer wilder, immer eifriger, sein Blick stier, er zuckte am ganzen Körper, wenn er in die hohen Zahlen kam, und endlich in der höchsten Ekstase schrie er: „Paradieses Millionen“! — dann sank er erschöpft, in Angstschweiss gebadet, in sich zusammen, und der Anfall war für dasmal vorüber. Ganz harmlos und rührend komisch war ein Männchen, seines Zeichens Landwirt, der durch die fixe Idee alles Vieh abschaffen und durch Geflügel ersetzen zu wollen, ruiniert und endlich für Leubus reif geworden war. Er hat die tiefsinnigsten landwirtschaftlichen Gespräche mir mir geführt; als Landwirt behandelte er mich ganz kollegialisch, und Martini sah es gern, wenn man sich mit den Kranken

abgab, wie er denn selbst die harmlosen und ungefährlichen bei sich sah. Wenn man zu Martini kam, und sah einen Fremden dort im Salon, so konnte man zehn gegen eins wetten, dass es ein Kranker war, der aber oft viel vernünftiger sprach, als die Gesunden. Wir haben auch zuweilen Theater gespielt, und das ganze, sehr empfängliche und heitere Auditorium bestand aus Patienten. Mein kleiner Geflügelmann, um auf ihn zurückzukommen, demonstrierte mir seine ganze Wirtschaft: der Ausgangspunkt seiner Theorie war die grosse Wirksamkeit des Geflügeldüngers, „Sie werden mir zugeben, lieber Kollege,“ sagte er dann, mich vertraulich auf den Arm tippend, „es wäre eine Verschwendung, Futter an andere, als die besten Düngermaschinen — denn das sind doch unsere Tiere schliesslich — zu verschwenden. Also: Fort mit Ochsen, Kühen, Schafen, Schweinen — nur Federvieh. Aber auch die Pferde sind unnütz. Ich habe mir leichte Wagen konstruiert, mit denen die Ernte- und sonstigen Arbeiten bei Geflügelbespannung viel leichter und besser besorgt werden konnten — durch die Luft! Kollege, durch die Luft! — Keine Abhängigkeit von schlechten Wegen, Brücken und dergleichen.“ — Der arme Kerl hatte sich, nachdem er die Eierpreise in der ganzen Gegend gedrückt hatte, bankerott gewirtschaftet, war aber ein ganz harmloser, gutmütiger und liebenswürdiger Gesellschafter; merkwürdig war es, mit welchem Scharfsinn er alles, auch das scheinbar Entlegenste, so zu wenden und drehen verstand, dass es in seine Schrulle passte. — Ganz entsetzlich war der Anblick der Tobsüchtigen, ich habe mich standhaft geweigert, sie zum zweitenmal zu sehen, obgleich Martini, der natürlich gegen dergleichen gänzlich abgestumpft war, mir dies „Sonntagsvergnügen“ noch öfter anbot. Dagegen höchst sehenswert waren die Wirtschaftsräume der grossen Anstalt, die Küchen, Speisekammern und Waschanstalten. Alle darin beschäftigten Personen waren Kranke, die sich anscheinend sehr

glücklich fühlten, es herrschte die peinlichste Sauberkeit und Ordnung in diesem, hauptsächlich von Frau Martini geleiteten Departement. Aber die ergötzlichste Figur war der alte Portier, der noch zu Klosterszeiten dort bedienstet gewesen war. Wenn der, mit faunischem Lächeln, von den vergangenen Herrlichkeiten der Mönchszeit sprach, so war es unwiderstehlich: Wie alle die vielen hundert Zinsbauern in der Fastenzeit Karpfen bringen mussten und die Mönche von diesen nur die Backen und die Zungen nahmen, aus denen Pasteten gemacht wurden, die Fische dagegen zurückgaben, und wie die Bauern sie deshalb als Wohltäter verehrten, und es waren doch ihre Fische, die die dummen Kerls zurückkriegten — sagte er, mitleidig lächelnd. Wie die Mönche die Absicht gehabt hatten, eine ungeheuere Rampe bis in das erste Stockwerk zu bauen, damit man direkt an den grossen Festsaal, der selbst durch zwei Etagen ging, heranfahren könnte — da wurde das Kloster aber gerade aufgehoben. Und wie die Mönche grosse Feste gaben, zu denen zwei benachbarte Nonnenklöster von der Äbtissin bis zur jüngsten Novize erschienen, und dann wie besessen getanzt wurde, „die Nacht blieben sie dann alle hier" sagte der alte Silen grinsend. Der Weg von Kunzendorf nach Leubus, ein starker Ritt von mehreren Stunden, führte durch einen grossen Forst, und hier hatte ich ein Erlebniss, dessen eigentlicher Zusammenhang nie aufgeklärt worden ist. Die Gegend war ziemlich unsicher, eine ganz regelrecht organisierte Räuberbande trieb in den Wäldern ihr Unwesen, zu deren Bekämpfung — natürlich ohne Erfolg — Militär aufgeboten war. Ich hatte mir daher einen Stockdegen angeschafft, mit dem ich, statt der Reitpeitsche, meine Ausflüge machte. In einer stockfinsteren Nacht kam ich von Leubus zurück; man konnte im Walde nur Schritt reiten und musste sich zur Auffindung des Weges ganz dem Instinkt des Pferdes überlassen. Plötzlich hörte ich etwas rascheln, das Pferd

schnaubte, stutzte, sprang zur Seite, ich rief: Werda? Und da keine Antwort erfolgte, riss ich den Degen aus dem Stock und hieb aufs Geratewohl in die Dunkelheit. Im selben Augenblick jagte mein Pferd wie toll davon. Zu Haus angekommen, sah ich, dass die Schneide des Degens handbreit mit geronnenem Blut beklebt war. Das war mir doch recht unheimlich. Natürlich zeigten wir den Vorfall an, die Gegend wurde von der Polizei sorgfältig durchgesucht, ob vielleicht irgendwo jemand eine Verwundung habe, es kam aber nichts dabei heraus, und ich habe nie erfahren, wen oder was ich verwundet habe — es kann auch ein Tier gewesen sein.

Aus Berlin berichtete Tante Rebekka:

Berlin, 20. April 1850.

„Die Ausstellung ist diesmal mehr, oder vielmehr weniger als kläterig. Einige Hildebrandts, die schon fast über der Grenze der Möglichkeit vor lauter Kolorit angekommen sind, eine schöne Landschaft von Gurlitt, einige kleine Meyerheims, ein paar Bilder von Meyer und Becker, die bekannten vornehmen Damen von Magnus und eine unendliche Masse von Schund, füllen die unendlichen, menschenleeren Räume. Was sagst Du denn zu der Verlobung per Dampf von Eduard Heine? Ich glaube, es hat in seinem Terminkalender für 1850 gestanden: „4. April Verlobung“, sonst ist es nicht zu begreifen, wie der pedantische Mensch zu solch einem eiligen Entschluss gekommen ist. Hübsch ist das Mädchen übrigens.“

Das war allerdings eine kuriose Geschichte: Eduard Heine, ein Bruder von Albertine Mendelssohn, war Professor der Mathematik in Halle, methodisch, umständlich, unentschlossen, auch wenn es sich um Kleinigkeiten handelte. Er kam zum Besuch nach Berlin, wohnte bei Pauls, und war eines Abends mit ihnen in Gesellschaft, und Tischnachbar einer ihm ganz unbekannten Dame. Am andern Morgen ging er aus, kam den ganzen Tag

nicht nach Haus; nachdem Pauls ihn bis spät Abends erwartet hatten, gingen sie zu Bett. Endlich hörten sie ihn kommen. Paul rief: Wo kommst Du denn her? „Von meiner Braut“, war die Antwort. Die Braut war die Tischnachbarin vom vorigen Abend. —

„Der letzte Donnerstag war sehr schön mit Garten bis elf Uhr, Butterbrod und Bowle wurde herübergebracht, Boccia gespielt, herumgegangen und gesessen, spät im Dunkeln mit Windlichtern nach dem Bocciaplatz gezogen und dort gesungen, und beim Gehen flogen Quartette von allen Seiten, Männerquartette, gemischte Duette, wie die Leuchtkäfer umher. Alle waren sehr entzückt. Ich denke, man kann im Garten nichts Besseres tun, als das Leben nach Maass der schwächeren Kräfte fortsetzen, das Deine Mutter liebte, und erfunden hat, für mich ist jeder Ton von ihr und Felix eine Gedächtnisfeier.

Neulich wurde ich sehr überrascht und ergriffen durch den Besuch der Frau Kinkel. Die Unglückliche hatte die Reise vergebens gemacht, sie hat ihren Mann nicht sehn dürfen, der jetzt in Spandau Wolle spult. Vor solchem Unglück schweigt doch alles andere.“

R.

Die Schleswig Holsteinische Angelegenheit war wieder zwischen Onkel Paul und mir zur Diskussion gekommen, denn ich hatte den Vorsatz, mich an dem Verzweiflungskampf der Herzogtümer zu beteiligen, keineswegs aufgegeben.

Er schrieb mir folgenden Brief:

„Ich lese ausserordentlich wenig Zeitungen, und bin daher garnicht au fait der holsteinischen Sache, indessen glaube ich nicht an einen wieder beginnenden Krieg und jedenfalls muss dem Ausbruch desselben die Kündigung des Waffenstillstandes vorausgehen, welche meines Wissens auf sechs Wochen gestellt ist. Jetzt also schon in ein holsteinisches Regiment eintreten wollen, während man in zwei Tagen von Kunzendorf in Kiel sein kann, würde mir sehr töricht scheinen, und Du wirst schwerlich

im Ernst daran denken. Damit will ich keineswegs gesagt haben, dass mir eventuell ein späterer Eintritt vernünftig vorkäme; vielmehr behalte ich mir darüber ausdrücklich meine Ansicht vor, wenn die Sache wirklich zum Klappen kommt, wenn die Stellung der grossen europäischen Mächte zu ihr sich klar entwickelt und wenn man also (ganz abgesehen von persönlichen Wünschen für die Herzogtümer) wird beurteilen können, ob sie sich durch einen Krieg unfehlbar in Elend und Unglück stürzen würden, oder auch nur die leiseste Chance für einen günstigen Erfolg haben. Dann erst kann ein vernünftiger Mensch einen Rat geben. Jetzt ist keinenfalls etwas anderes zu tun, als zu warten — und arbeiten. Es ist mir ausserordentlich lieb, dass es Dir in Kunzendorf wohlgefällt und Du viel Stoff zum Lernen findest. In Deinem Eifer bist Du aber wohl zu weit gegangen, wenn Du sagst, dass die Wollpreise in Breslau, Dank der Mobilmachung unserer „väterlichen Regierung" um 20 und 25 Taler gefallen seien. Die Preise sind teilweise höher, teilweise ebenso hoch als im vorigen Markt, und wenn sie den Erwartungen der Landleute nicht entsprechen, so liegt das meistenteils an den ungeheuren Quantitäten australischer Wollen, welche unsern Mittelwollen eine gefährliche Konkurrenz zu machen anfangen und sie im Lauf der Jahre leicht sehr drücken können. Die Regierung (deren Väterlichkeit mit der Kindlichkeit des Volkes übrigens harmoniert) hat keine Schuld daran. Im Gegenteil muss eine Mobilmachung eher gut als schlecht auf Wollpreise wirken, weil ein grosser Tuchbedarf als Folge davon nicht ausbleiben kann. Lerne gerecht sein, mein lieber Sebastian!"

Onkel hatte im zweiten Teil seines Briefes ebenso Recht, wie er in seiner Argumentation im ersten Teil unglücklich war. Denn das lag doch auf der Hand, wenn ein junger, noch ungedienter Mensch, der in militärischen Dingen gänzlich unerfahren war, an einem Kriege sich beteiligen wollte, so war das nicht damit geschehen, dass

er nach Ausbruch der Feindseligkeiten Extrapost nach Kiel fuhr, sondern eine sechswöchentliche Vorbereitung im Truppenteil war wohl das mindeste, was verlangt werden musste. Es wird wohl auch Onkel mit diesem Argument nicht recht ernst gewesen sein, er wollte nur Zeit gewinnen, und das hat er auch allerdings erreicht.

Aber mit der Wolle hatte er, wie gesagt, vollkommen Recht, da war er auf seinem Felde als weitblickender Kaufmann viel weitblickender, als die beschränkten schlesischen Landwirte. Schlesien stand damals unbestritten an der Spitze, was Züchtung hochfeiner Wolle betraf, und hochfeine Wolle war damals die hauptsächlich begehrte Ware. Der Breslauer Wollmarkt wurde von Händlern und Fabrikanten der ganzen Welt besucht, und sein Verlauf war ausschlaggebend für die Wollpreise des ganzen Jahres in der ganzen Welt — wie es heut die Londoner Auktionen australischer Wolle sind. Ich war mit der Kunzendorfer Wolle in Breslau, und es war ein äusserst interessantes, ganz neues Bild, was sich meinen Augen dort darbot. Schon die ganze Vorbereitung dazu in Kunzendorf, die Schafwäsche, die Schur, das Verpacken und Herrichten der Wollballen für den Markt war sehr lehrreich. In Dahme hatte die Schäferei gar keine Rolle gespielt: sie wurde stiefmütterlich behandelt, bestand aus einer sehr schlecht gezüchteten Heerde, die Schafe wurden ohne weiteres gewaschen, geschoren, die Wolle unsortiert in Säcke verpackt, und an irgend einen Kommissionär verkauft. In Schlesien war Schur und Wollbehandlung eines der wichtigsten landwirtschaftlichen Geschäfte. Vor der Wäsche — weil man dann die Wolle am besten beurteilen kann, — wurden die Schafe sortiert, nach der Feinheit ihres Wollstapels; in Kunzendorf wurden drei Klassen gemacht, und in diesen von da ab abgesondert die Schafe gehalten, gewaschen und geschoren. Demnächst kamen die Vliesse auf den Packtisch, und wurden von allen, ihnen etwa noch anhängenden un-

sauberen Teilen befreit, zu je zweien aufeinander gelegt. und in kleine Bündel geschnürt. Dann begann das Packen in die Säcke, das der Schäfer selbst besorgte. Der Sack wurde auf der Scheunendiele am Balken in die Höhe gezogen, und schwebend aufgehängt. Der Schäfer kroch nun hinein, die Wollpäckchen wurden ihm einzeln zugereicht, und nun packte er in die Mitte, also die Achse des Sackes bildend, die Vliesse der schlechtesten Klasse. Um diese herum wurden die der zweiten Klasse gelegt, und an der Naht des Sackes, da, wo der Käufer die Wolle zu sehen bekam, wurden die feinsten Vliesse aufgebaut. Betrug war das eigentlich nicht zu nennen, es gehörte nur zur appetitlichen Schaustellung der Wolle. Denn erstlich wussten die Käufer natürlich, dass so verfahren wurde, und hätten dies auch, wenn es unterlassen worden wäre, als geschehen vorausgesetzt; zweitens genierten sie sich auch garnicht, schnitten die Säcke ellenlang auf, und wühlten sich aus der Mitte Probeballen heraus; endlich aber kam die Wolle eines Guts gewöhnlich jedes Jahr an denselben Käufer, der ihre Qualität schon genau kannte. — Die grössten und berühmtesten Schäfereien gingen noch viel weiter in der Koketterie, möchte ich beinahe sagen, der Schaustellung. Die Wolle wurde nicht in die bekannten, langen, groben Säcke verpackt, sondern in viereckige, mit rosa Papier ausgeschlagene Kisten, aus denen die feinen schneeweissen Vliesse herausblühten, und wirklich ein reizender Anblick waren. Diese wurden auch in Breslau nicht in den dunklen Gewölben, Höfen und Durchfahrten gelagert, sondern in luftigen, hellen, wetterdicht gedeckten Zelten auf den freien Plätzen. Die Zelte trugen bunte Wimpel und Fahnen. Der Besitzer der Schäferei sass neben seinen Schätzen und nahm mit nachlässiger Herablassung die Huldigungen der Kenner entgegen. Dann zupfte sich ein besonders Privilegierter ein Wollhärchen aus einem besonders feinem Vliess, legte es auf seinen schwarzen Rockärmel und bestaunte

die gleichmässige Kräuselung durch ein Vergrösserungsglas, umgeben von einer dichten Corona von Wollkennern und Wollenthusiasten.

Im Jahre 1850 nun waren die ersten Proben australischer Wolle auf dem Breslauer Markte zu sehn, und es war als wenn die Sansculotten in die geheiligten Königsschlösser des französischen ancien régime eindrängen. Grobe, halbzerrissene Säcke, durch den Land- und Wassertransport um die halbe Erde ramponiert und beschmutzt, aus denen Fetzen einer groben, langen, ungewaschenen, mit Disteln und Dornen durchsetzten Wolle heraushingen. Der Hohn und die Verachtung der schlesischen Wollbarone war grenzenlos. Man zeigte sich lachend diese armseligen Erzeugnisse herum, und hatte keine Ahnung davon, dass binnen wenigen Jahren diese demokratischen Eindringlinge die ganze Herrlichkeit der hochfeinen Negrettis und Electorals von der Erde fegen würden. Es war eine ebenso übermächtige Konkurrenz der überseeischen Wolle, die ohne viele Kosten produziert wurde gegen die edle Schafzucht Europas, wie wir sie jetzt an dem amerikanischen Getreide erleben. Nur, dass in den damaligen Landwirten doch ein anderer, selbständigerer, mannhafterer Geist lebte, als in den heutigen. Statt nach Staatshülfe, nach Schutzzöllen zu schreien, legte man sich, schnell entschlossen, auf die Zucht des Fleischschafes, und erzielte schliesslich bessere Resultate, als bei den überfeinerten Merinos, die nicht das Futter, sondern nur den Hunger verwerteten. Onkel Paul hatte aber diese Wandlung schon 1850 herannahen sehn.

Über Schleswig-Holstein wechselten wir noch mehrere Briefe, endlich schloss er die Diskussion folgendermassen ab:

„Lieber Sebastian! Wenn England und Russland über Schleswig-Holstein nicht einig sind, so gibt es auch wohl keinen Krieg zwischen Dänemark und den Herzogtümern, und dann hast Du gewiss nicht nötig, hinzugehen. Sind sie aber einig, so sind die Herzogtümer doppelt und drei-

fach verloren, wenn sie einen Krieg anfangen, und ich, für meinen Teil, möchte bei keiner Sache tätig sein, welche ich für von vornherein verloren halte. Ich bleibe dabei, dass das Schicksal der Herzogtümer dann dem Polens ähnlich werden würde. Woraus Du folgern willst, dass die Sache der Polen nicht sittlich und nicht national sei, weiss ich nicht. Das letztere haben die gefährlichen Kriege, welche die Polen mit aller nationaler Kraft gegen Russland geführt haben, nicht bewiesen, und wenn Du gegen das erstere die Brunnenvergiftung anführst, so ist das etwas, womit die Polen schwerlich angefangen, sondern in der Verzweiflung geendigt haben, und wir müssten abwarten, ob die Holsteiner nicht zu ähnlichen Mitteln greifen würden, greifen müssten, wenn sie den Krieg unternähmen. An den Polen sehen wir also, dass eine uns sittlich und national scheinende Sache allerdings total verloren gehen kann. Das Beispiel Friedrichs des Grossen, das Du anführst, passt ungefähr wie die Faust aufs Auge; leider sehe ich nirgends einen Friedrich den Grossen — am wenigsten in Willisen, oder sonst einem proklamationssüchtigen, tagesbefehlenden, wortklingelnden General unsrer Zeit. Dass ich Dich in einer Frage nicht überzeugen kann, über welche jeder nur von seinem Standpunkt aus, gewissermassen gevatterlich, schwatzen kann, weil keinem der Blick hinter die Kulissen offen steht, ist selbstverständlich. Eben dieses Schwatzens halber ist sie mir aber auch sehr widerwärtig. Es kommt eben nichts dabei heraus. Meine Meinung kennst Du nun. Dein Vater denkt ebenso. Willst Du gehn, so tu was Du nicht lassen kannst, aber frage mich nicht weiter. Mir missfällt die ganze holsteinsche Geschichte ganz ungemein. Allein ich bin nicht närrisch genug, zu verlangen, dass alles so gehn möge, wie es mir gefällt — oder zu glauben — dass etwas wirklich schlecht sei, was mir missfällt. Übrigens war neulich einmal angekündigt, dass niemand im holsteinschen Heer aufgenommen würde, der nicht ein Attest beibringt, dass er in seiner Heimat

der Militärpflicht genügt habe. Ist das wie wahrscheinlich gegründet, so würde Deine Intention von selbst unerfüllbar sein."

An dieser halben Erlaubnis liess ich mir genügen, nahm Urlaub und eilte nach Berlin um nach Holstein zu gehen, denn der Krieg brach aus. Indessen in Berlin sahen denn doch die Sachen sehr anders aus, als ich sie mir in meiner Kunzendorfer Einsamkeit vorgestellt hatte. Es war klar, dass es ein aussichtsloser Verzweiflungskampf war; die unglückliche Schlacht bei Idstedt machte ihm schnell ein Ende, die Sache der Herzogtümer war für diesmal verloren, und ich kehrte sehr enttäuscht und traurig wieder nach Kunzendorf zurück.

Vor diesem letzten Holsteiner Versuch hatte Tante mir geschrieben: — — 12. August 1850. — — „Du siehst, ich lasse Dich nicht lange auf Antwort warten. Ich habe mich schon sehr gewundert, keinen Schleswig-Holsteiner Brief von Dir erhalten zu haben, da ich mir doch vorstellen konnte, dass Dich diese neue Schmach Deutschlands nicht sehr gemütsruhig lassen werde. Mit Walter haben wir auch Kämpfe zu bestehen gehabt, der wollte auch durchaus fort. Ich finde es sehr natürlich, dass jeder einzelne sich gedrungen fühlt, die Schande, welche die Regierungen über das Vaterland gebracht haben, mit seinem Blut wieder gut zu machen; aber ebenso ist es Pflicht für jeden, dem die todesmutige Jugend anbefohlen ist, es nicht zu dulden, dass sie sich für eine Sache opfere, deren Schicksal schon entschieden ist, es mag noch Blut fliessen oder nicht. Schlimm genug, dass es so hat werden müssen und können. Wie es aber einmal ist, erhaltet Euch für andere Zeiten, die nicht lange ausbleiben können, so natürlich ich es finde, dass Ihr dahin gehen wollt, wo allein noch in Deutschland eine ehrenwerte Masse zu finden ist. Aber bleibt noch! Es wird Euch nicht an Gelegenheit fehlen, Euch fürs Vaterland schlachten zu lassen. — Wir sind alle sehr fleissig, und nach getaner Arbeit viel im Garten zusammen, und er-

warten, als echte Deutsche bei Musik, bei Vorlesen, bei weisen Reden, an welchem Ende es der Welt belieben wird einzustürzen und uns zu verschlingen, denn ich glaube, jeder hält den Zeitpunkt für nicht ferne; aber wer weiss bei ganz bezogenem Himmel und gänzlicher Windstille, aus welcher Wolke der Blitz kommt? Es geht so toll in der Welt zu, dass man sich an seinem Backenbart festhalten muss, um nicht zu fallen, wie Vater dem Rabbiner sagte. — —"

Kunzendorf, 3. Oktober 1850.

„Weisst Du, dass die Deutschen bei aller Niederträchtigkeit in politischer Hinsicht doch sehr grosse Eigenschaften haben? In welchem andern Lande kannst Du in einer so kleinen Stadt wie Steinau, ein Konzert hören, worin Sachen von Hummel vorkommen, das Finale des ersten Akts von Titus, das Capriccio von Onkel (op. 33), Lieder von Gade, das Komitat für vierstimmigen Männerchor von Onkel, Lieder von Zelter, Sachen aus Zar und Zimmermann, etc. und alles recht gut und präcis, so dass ich mich himmlisch amüsiert habe. Die Seele des Ganzen war der Direktor des Steinauer Seminars, Richter, der Onkel, Mutter und Zelter gekannt hat."

Berlin, 2. November 1850.

„Seit drei Tagen gehe ich mit einem Brief an Dich schwanger, der wörtlich dieselbe Bemerkung enthalten soll über Deutschland wie der Deinige vor einer halben Stunde angekommene. Die meinige kommt von einem Brief von Hobrecht, der oben auf der Wartburg mehrere ihm fast fremde Freiwillige traf, unter denen gleich ein Quartett sich fand, und Felix' „Wald" natürlich auswendig, in die Berge hineinsang. — Ich hätte beinahe dabei an Deutschland geglaubt, an das arme, geknutete, geknebelte, mit Füssen getretene, wohlklingende vierstimmige Deutschland. Wann wird das Maass überlaufen, es füllt sich zum Rande mit Schande (Pardon), doch ist

es noch gut, dass bei dieser letzten Blamage kein Blut, und nur Millionen vergossen wurden. Ich habe in der letzten Zeit, obgleich ich nie an Ernst geglaubt habe, immer Hobrechts Kopf als Ziel für Kugeln gesehen, und warum das alles? Ich möchte Shakespeare sein nur um zu fluchen. Lies doch mehr Shakespeare und weniger Jean Paul."

Berlin, 14. Nov. 1850.

„Man wird jetzt so von einer ohnmächtigen Wut in die andere geworfen, verärgert, veruneint, verzankt — die Zeit und der Tag ist vorbei und man hat Kopfschmerzen und nichts weiter. Mir ist der schimpflichste Frieden für den Augenblick willkommener, als der ebenso schimpfliche und zugleich wahnsinnige Krieg. Sollen wir das wirklich noch einmal erleben, für schnöde Kabinetszänkereien, für den dummen schwarzweissen Partikularismus — Patriotismus ist das nicht — unsere teuersten Güter hinzugeben? Soll dadurch unsere längst mit Füssen getretene Ehre gerettet werden? Dafür giebt es andere Mittel, die mir die Bescheidenheit zu nennen verbietet. In den paar Minuten, wo alles kriegstoll war, habe ich in der Rahel 1806 ein paar sehr hübsche Worte gefunden, ungefähr so: „das Einzige, wozu es der Partikulier in solcher Zeit bringen kann, wo er mitten drin steht, nicht drüber, die Luft atmet und herumgedreht wird, ist das Bewusstsein, ich atme infame Luft und sie drehen mich." Überhaupt ist alles über 1806 jetzt sehr merkwürdig. Eben habe ich ein Memoire von Gentz über die letzten Tage vor der Schlacht von Jena gelesen, das ist wieder gräulich wie jetzt, nur dass man damals, ungeschickt und hoffnungslos, wie jetzt, ohne neue dringende Veranlassung wie jetzt, gegen einen wirklichen Feind zu Feld zog, wie jetzt nicht. Nun lebe wohl, so sehr ich mich sonst auf Dich freue, wünsche ich Dich doch nicht als Rekruten zu sehen."

Diesen Brief bekam ich vorerst nicht. Am Tage

vorher hatte ich einen Brief von Keudell erhalten, mit der Aufforderung, in sein Regiment einzutreten. Der Brief klang sehr kriegerisch, und ihm entsprach meine Stimmung. Wir hofften alle mit unserem Blute die unerhörte Schmach, die der König in Holstein und in Hessen auf den preussischen Namen häufte, abwaschen zu können. Ich erhielt den Brief in Steinau, wo ich mit Mobilmachungspferden war; ich eilte nach Haus, packte, fuhr am andern Morgen nach Jürtsch, Urlaub erbitten, und war am 15. in Berlin, wo ich die kriegerischeste Stimmung fand. Ich betrieb alles zum Eintritt, aber in den nächsten acht Tagen änderte sich alles, was man zuerst garnicht glauben wollte, geschah, am 29. November wurden die Olmützer Punktationen unterzeichnet, und tief unglücklich kehrte ich nach Kunzendorf zurück. Kein Mensch, der diese Zeit nicht miterlebt hat, kann sich einen Begriff machen von dem brennenden Schamgefühl, das uns alle beugte. Sybel schliesst seine Erzählung dieser für Preussen jammervollsten Zeit mit den Worten — und so empfanden wir alle damals: „Nun aber in Preussen! Wie viele Menschen hatten hier eine Ahnung von den Form- und Kompetenzfragen, deren glückliche Erledigung den Sinn des Königs mit Siegesbewusstsein erfüllte. Für sie hatte die Frage sehr einfach so gestanden: Soll der Bundestag die deutsche Nation, soll Hassenpflug sein kurhessisches Volk, soll der Dänenkönig das deutsche Schleswig-Holstein mit Füssen treten dürfen? Sie hatten gejubelt, als ihr König — sie wussten so wenig wie das übrige Europa aus welchen Gründen — sich dem allen widersetzte und waren für Preussens Ehre und Deutschlands Heil in flammender Begeisterung zu den Fahnen geeilt. Jetzt kam plötzlich die Wendung; der Degen entsank der zuckenden Faust und manchem wackern Kriegsmann rollten bittere Tränen in den Bart. Vor den so oft besiegten Österreichern, vor einer kaum wieder disciplinierten baierischen Schaar, war Preussen gewichen und als hohe Genug-

tuung wurde die Erlaubniss gepriesen, dass Preussen an der Unterstützung Hassenflugs und der dänischen Unterdrücker teil nehmen dürfe. Aus tausend Stimmen erscholl der zornige Schmerzensschrei, zum zweitenmale sei das Werk Friedrichs des Grossen vernichtet worden.“

Auf Preussens Ehrenschild war ein dunkler Schatten gefallen. Der Übermut in Wien und in Kopenhagen hielt seitdem alles für möglich; und das können wir heut, nachdem wir 1864, 1866 und 1870 erlebt haben, sagen, war das welthistorische, unbestreitbare Verdienst Friedrich Wilhelm's IV., dass er durch seine maasslos jämmerliche Politik allen seinen Gegnern die Überzeugung eingebläut hatte, Preussen werde sich stets alles gefallen lassen.

Es gab in Kunzendorf, wie auf jedem schlesischen Gut, einen Schmeie Tinkeles, der bei uns Levy hiess. Dieser Hofjude besorgte auf Verlangen alles, von einer Herrschaft von 20000 Morgen und einer Frau mit einer Million Mitgift bis zu einer Schachtel Streichhölzer oder einem Pfund Lichte, und kaufte alles auf dem Hof verkäufliche. Unser Levy war einmal zu Heine gekommen, und hatte die Konversation mit den Worten begonnen: „Nu, Herr Heine, Ihre Köchin will gehn“. Das weiss ich ja noch garnicht. — „Nu, was brauchen Sie es zu wissen. Sie besorgen sich doch keine neue. Ich besorg se doch. Ich weiss es, und ich weiss auch schon eine neue für Sie.“ — Dieser Levy kam nach meiner Rückkehr strahlend auf den Kunzendorfer Hof — er liebte mich, von wegen der Abstammung — und jubelte: „Nu, Herr Hensel, hab ichs Ihnen nicht immer gesagt? Es giebt keinen Krieg, es giebt Frieden.“ Ja, sagte ich, Levy, Sie haben ja leider Recht. „Leider, wie heisst leider?“ Aber bedenken Sie doch die furchtbare Schande. Da sah mich Levy mitleidig und unendlich geringschätzig an und sagte: „Herr Hensel! Schande? Wir sind fünfzehn Millionen Preussen, wenn ich mir da meine Schande rausrechne, wird se sehr klein.“

Am 10. Dezember musste ich mit allen Kunzendorfer

Gespannen nach Glogau, um die zur Verproviantierung der Festung ausgeschriebenen Lieferungen an Roggen, Hafer, Graupen, Grütze, Heu und Stroh hinzubringen. Wie alles damals kopflos geschah, so war auch diese Lieferung in der dummsten Weise organisiert, oder besser desorganisiert worden. Statt den einzelnen Gütern, oder wenigstens Kreisen zu bestimmen, wann sie zu liefern hätten, war einfach veröffentlicht worden, bis zu einem gewissen Tage müsse geliefert sein. Natürlich beeilte sich jeder, baldmöglichst die Sache vom Halse zu haben, und von allen Himmelsgegenden entstand ein rush nach Glogau. Schon meilenweit vor Glogau waren alle Dörfer überfüllt und verstopft mit Fuhrwerk, und alle erklärten einstimmig, ich täte besser ruhig zu warten, in Glogau sei absolut nicht unterzukommen, und man werde wochenlang nicht abgefertigt. Indessen beschloss ich, mein Glück zu versuchen, und fuhr nach Glogau hinein. Die Sache sah nicht sehr glückverheissend aus. Alle Krüge überfüllt; von Unterkommen für Wagen und Pferde keine Rede. Ich liess also die Wagen auf dem Ring zusammenfahren, die Pferde abschirren und hinter den Wagen, möglichst geschützt gegen die Witterung, anbinden. Den Knechten befahl ich auf das strengste, die Wagen nicht zu verlassen, sonst hätte ich sie wohl ratzenkahl ausgeplündert gefunden, und ich ging rekognoszieren. Nach vieler Mühe fand ich die Wohnung des Magazinverwalters, der die Lieferungen abzunehmen hatte, stellte mich ihm vor und bat mich wissen zu lassen, wann ich morgen abgefertigt werden könne. „Morgen?“ sagte er lächelnd, „keine Idee! Das geht hier streng nach der Reihenfolge. Warten Sie mal“ — er zog eine grosse schmierige Brieftasche heraus: „Morgen — übermorgen — Donnerstag — Freitag — kommen Sie Sonnabend 'mal wieder vor, sich erkundigen. Vielleicht Anfang nächster Woche.“ — Ich verabschiedete mich ziemlich verzweifelt; der Gedanke, auf dem Marktplatz von Glogau eine ganze Woche mit Wagen und Pferden zu kampieren, war hart. Ich hatte

mir sagen lassen, wo die Lieferung erfolgen werde und beschloss, mir das Lokal doch 'mal anzusehen. Es war ein mächtiges Magazingebäude, der Eingang durch einen langen, schmalen, gewölbten Torweg. Das gab mir einen guten Gedanken ein: Ich ging nach dem Markt zurück, befahl den Knechten morgen vor Tagesanbruch anzuspannen und legte mich auf den Heuwagen schlafen. Am andern Morgen fuhr ich mit meinen Gespannen nach dem Magazin und in den langen Torweg hinein, den ich vollständig mit den Wagen sperrte; und nun erwartete ich mit Ruhe meinen Magazinverwalter, zeigte ihm, als er ziemlich spät erschien, die Situation, und bat ihn, mich zu expedieren, da ja doch keiner hinein könne, ehe dies geschehen. Da wurde der Mann aber sehr kratzbürstig, polterte furchtbar los, was ich mir denke, hier gehe alles streng nach der Reihenfolge (auf diesem Satz ritt er so unablässig herum, dass ich bald merkte, bei geeigneter Behandlung werde alles nicht streng nach der Reihenfolge gehen), er werde Militär requirieren und meine Wagen herausschaffen lassen. Sie würden mich zu grossem Dank verpflichten sagte ich sanft, die Hand in die Hosentasche steckend. „Ach, das sagt jeder, und nachher kriege ich doch nichts“ brummte er misstrauisch. Sie würden mich zu grossem Dank verpflichten, sagte ich nochmals, drückte ihm — ein Achtgroschenstück in die Hand und rollte eine Stunde später mit meinen leeren Wagen nach Haus. Der Jürtscher Inspektor blieb acht Tage lang unabgefertigt, und ich weiss von andern, die noch länger zappeln mussten. Der Zustand von Verwilderung und Konfusion in Glogau spottete jeder Beschreibung. Die alten Vorräte wurden aus den Speichern auf die Strasse geworfen, um Platz für die unnützer Weise neu ausgeschriebenen Lieferungen zu bekommen. Die neu eingezogenen Landwehrmänner sahen wie die Strassenräuber aus; unvollkommen uniformiert — wer nur ein Montierungsstück an sich trug, galt für eingekleidet. Überhaupt kann ich gleich hier sagen, dass ich später noch drei Mobilmachungen tätig

mitgemacht habe, und dass der Unterschied zwischen jeder und der nächstfolgenden ein enormer war, bis die Maschine endlich 1870 tadellos funktionierte.

Rebecka an mich.

Berlin, 4. Dezember 1850.

„Von Keudell ist ein grosser Zirkularbrief auf grobem grauen Papier aus Kolpin bei Dahme angekommen; der hat einen viertägigen Marsch überstanden, ist nicht figürlich, sondern buchstäblich auf du und du mit seinen Kameraden Schusters und Kutschers, wohnt mit sechs Gemeinen und einem Unteroffizier in einer Stube oder Stall wie es kommt, hat keine Lust zum Schreiben, aber noch sehr guten Humor und beschreibt die Zustände sehr schön. Er bittet um Briefe, und ich habe richtig schon wieder Jean Pauls Vorschrift nicht beachtet „vergebt einer Freundin nicht zu schwer und einem Freunde nicht zu leicht“ — übrigens bin ich leider keine Tochter, sondern nur eine Mutter, habe mich also nicht danach zu richten — und habe ihm geschrieben und Wurst und Pfefferkuchen und Bücher geschickt. Tu Du desgleichen, Kaysers hat er natürlich nicht besucht. —

Ich schrieb darauf gleich an Keudell. — „Ja, ja! Hochmut kommt vor der Mobilmachung ist ein altes Sprichwort; wer hiess dich nach Mittenwalde gehn? Aber das ahnte uns nicht, als der Pfuschmakler auf der Börse Dich fragte „haben Sie Freiwillige?“ dass Du bald einen so langen Titel haben würdest, als auf der Adresse dieses Briefes steht.“ (Ich hatte Keudell einmal auf die Börse geführt, deren Treiben er zu sehen wünschte, es war ein besonders aufgeregter Tag, und ein kleiner, schwarzer, jüdischer Makler hatte ihm obige Frage entgegengekräht, und Keudell hatte ein unsäglich komisches verdutztes Gesicht dazu gemacht.)“

Paul Mendelssohn an mich.

„Reizend ist die Natur im Winter, nicht aber erfrischend; und seitdem ich als Schuljunge in einem geistreichen Auf-

satze die Vorzüge des Winters vor dem Sommer zur Zufriedenheit des Lehrers geschildert habe, bin ich entschieden anderer Meinung geworden, und würde jetzt vermutlich zu seiner Unzufriedenheif das Gegenteil schildern. Und dabei rede ich mir ein, konsequent zu sein! Schaurige Selbstverblendung.

Rahel mag ich nicht im mindesten. Sie hat erstlich einmal aus Unkenntnis kein richtiges Wort schreiben können, und dann glaubte sie, über alles geistreich sein zu müssen. Sie genoss nicht um zu geniessen, sondern um etwas Originelles darüber zu sagen. Das ist mir antipathisch, denn die Basis ist Koketterie und Eitelkeit. Und dann ist es mit solchen allgemeinen schematisierenden Sätzen, welche sie massenweise in die Welt setzte (in Ermangelung von Kindern) eine missliche Sache. In der Regel klingen sie nach etwas und bestechen das eigene Urteil. Sehr selten aber sind sie wirklich richtig! Und man gerät auf Irrwege, wenn man sich von ihnen will leiten lassen. Und wie manierirt ist ihre Natürlichkeit! Nix — Nix!"

An meinen Vater schrieb ich am

2. Februar 1851.

„Meine Tage bringe ich bei den Dreschern, Ochsen, Schafen, Rüben und Kartoffeln und anderen Menschen zu, meine Abende bei Lessing, Macaulay, Schiller, Byron, Getreidekonto's, Jahresrechnungen und andern Klassikern. Und so lebt sich ein Tag nach dem andern dass es eine Schande und Sünde ist, wie schnell. Etwas kurioses ist mir passiert: Meine Uhr hat das Glas verloren, und ich habe sie zum Reparieren gegeben, und unterdess eine andere mit einem Sekundenzeiger. Glaubst Du mir wohl, dass mich der Sekundenzeiger zur Verzweiflung bringt? Dass mir bei dem erst klar geworden ist, dass es nie in der Zeit einen Stillstand giebt? Bei dem Minutenzeiger sieht man das Fortschreiten nicht so; aber dies infame kleine Ding knabbert in

einem fort weiter, und hört nie auf, und ist eine Sekunde vorbei, so zittert es gleich in die folgende, und immerfort dieselbe rücksichtslose, grausame, gleichförmige Bewegung, und so seit Ewigkeit und so in Ewigkeit. Schauderhaft! Sonst kann man sich manchmal Illusionen machen, und glauben, irgend wann sei mal ein Stillstand gewesen, ein Abschnitt, und dann ein Ruck, aber wenn man so einen Sekundenzeiger sieht, nicht. Dieses geschäftige und doch zwecklose Herummuscheln von dem Ding! Ich könnte darüber toll werden — und muss ihn doch immerfort ansehen. Er bringt mich zur Wut und er kann doch nichts dafür. Aber das ist's eben: Könnte er etwas dafür, so könnte man ihm Vorstellungen machen und ihm sagen, er möchte einmal ein bischen warten, aber mit der Notwendigkeit lässt sich nicht reden und kapitulieren. Die Zeit wartet nicht; heut früh gab ich mir Mühe einmal ein paar Augenblicke keine Zeit zu verleben; aber es ging nicht, die Zeit floss durch mich durch, und man lebte malgré soi. Über dies Spinntisieren bin ich beinah etwas verweppt geworden."

Tante Rebecka an mich.

3. Februar 1851.

„Was kann ich, nicht zu Steifensand in die Morgensauree gegangen seiend, besseres tun, als an meinen Neffen schreiben? Wenn Du, nach dieser Einleitung, glaubst ich sei abgesetzter König von Bayern geworden, so ist dem nicht so, sondern es bleibt zwischen uns beim alten. — Gestern habe ich zwei schöne Anblicke gratis genossen. Vormittags habe ich bei Sachse vorm Fenster gestanden, und die Smala von Vernet im Kupferstich angesehen und abends habe ich Kroll abbrennen sehn. Es war das erste Mal, dass ich mit Bewusstsein eine Feuersbrunst gesehen habe; da kein Mensch dabei verunglückt ist, war ich so bestialisch, mich sehr an dem wundervollen Effekt zu erfreuen. Walter war den Abend zum Ball eingeladen, hat ihn aber im Stich

gelassen, um von Kaselowsky's Atelier aus Effekte zu studieren und womöglich Flammen mit Kohle und Kreide zu fixieren. Nun habe ich richtig Kroll nicht gesehen, ausser als Bajadere in Feuersgluten. Solche Feuerscenen werden ganz falsch gemalt, rotes Feuer und schwarzer Himmel; und es waren so feine, helle Töne, und der Himmel war so blau und deutlich wie selten bei Abend hier zu Lande.“

Kaselowsky's Atelier war in dem damaligen Palais des Grafen Raczynski, vis à vis von Kroll, da wo heute das Reichtagsgebäude erbaut wird. In dieser Zeit muss sich ungefähr eine interessante Geschichte zugetragen haben. Ich habe sie aus bester, unanfechtbarster Quelle, aus dem Munde des Grafen Wilhelm von Pourtalès, des Sohnes dessen, der sie erlebte. Pourtalès war aus Leipzigerstrasse 3 ausgezogen und hatte üble Erfahrungen mit seinem neuen Wirt gemacht, der, wie Tante mir schrieb, demokratissimo war. Er sah sich also nach einem eigenen Besitz um, und hatte sein Augenmerk auf das schöne Grundstück Wilhelmstrasse 72, das damals sogenannte Reimersche Palais geworfen. Der Kauf war abgeschlossen, Pourtalès hatte Schlussschein über das Grundstück. Da erfuhr der König von der Sache, der selbst schon lange dies Grundstück gern besessen hätte, sich aber immer nicht recht hatte entschliessen können, und teilte Pourtalès sein Bedauern mit, dass dieser ihm zuvor gekommen sei. Pourtalès als vollendeter Hofmann und Gentleman erklärte sofort zurücktreten zu wollen, und cedierte den Schlussschein dem König. Nach einiger Zeit liess der König ihm mitteilen, er danke ihm herzlich für sein Entgegenkommen, wolle sich aber gern erkenntlich zeigen, und schenke dem Grafen ein sehr bedeutendes Grundstück am Exerzierplatz — dem heutigen Königsplatz. Es muss ungefähr in der Gegend der Alsenstrasse gelegen haben. Diese Gegend war damals noch wüst und leer. Kroll und Raczynski die einzigen Gebäude, sonst waren die tiefen

Sandsteppen meist von Holzplätzen eingenommen. Indess war es doch eine zukunftsreiche Gegend, und Pourtalès sprach Sr. Majestät seinen ehrfurchtsvollen Dank für das Geschenk aus. Nach einiger Zeit kam aus dem Ministerium des Königlichen Hauses ein Schreiben an Pourtalès des Inhalts, dass Se. Majestät die Gegend des Exerzierplatzes zu heben wünsche, und daher Pourtalès das Grundstück geschenkt habe, weil er erwarte, der Graf werde sich daselbst anbauen. Pourtalès antwortete, die Wünsche Se. Majestät seien ihm Befehle, übrigens habe er schon selbst den Plan gehabt, sich dort anzusiedeln. Abermals verstrich einige Zeit, da notifizierte das Hausministerium dem Grafen, Se. Majestät wünsche, dass Pourtalès das ganze Grundstück bebauen, und nicht etwa parzellieren möge. Pourtalès erklärte, er werde den Wünschen des Königs entsprechend, das ganze Grundstück bebauen. Da kam abermals nach einiger Zeit der Wunsch des Königs, Pourtalès solle das ganze Grundstück palastartig bebauen. Da wurde Pourtalès stutzig. Die Ansprüche des Königs steigerten sich fortwährend; ein solches Grundstück palastartig zu bebauen überstieg denn doch seine Kräfte, es wäre ein Monumentalbau geworden wie das Königliche Schloss. Pourtalès ging zum Hausminister, der ihn etwas verlegen empfing. Excellenz, sagte Pourtalès, von Woche zu Woche verlangt Se. Majestät mehr von mir, es sieht beinahe so aus, als wolle man mir das Königliche Geschenk verleiden. Hat es damit vielleicht einen Haken? — Ja, sagte der Minister, es hat einen Haken; das Grundstück gehört Sr. Majestät garnicht!

Onkel Paul an mich.

Berlin, den 17. Februar 1851.

„Die Sonne will nun einmal nicht lange hintereinander über unserer Familie scheinen! — Gestern Nachmittag ist der kleine Felix an den Folgen des Scharlachfiebers,

nach langem Krankenlager, dessen letzte Tage entsetzlich quälend für den armen lieben Jungen waren, entschlafen. Wie die Tante Cécile diesen neuen Verlust ertragen wird, lässt sich noch nicht absehen. Ihre Würde und ihre Fassung, ihre Ergebung und ihren Glauben verleugnet sie nie; aber sie hat mir heute mit einem Tone gesagt, ich möge doch Mitleid mit ihr haben, sie sei zu unglücklich, dass man der Besorgnis Raum geben muss, ein so gebrochenes Gemüt werde auch den Körper mit sich reissen."

Cécile Mendelssohn schrieb an mich:

„Mein lieber Sebastian, Du hast durch Deinen Vater erfahren, welch neues grosses Unglück mich betroffen hat, und mein langes Schweigen gegen Dich begriffen. So gern ich mich nach Deinem letzten Briefe gegen Dich ausgesprochen hätte, denn ich weiss, wie lieb Du mich und die Kinder hast, und soviel ich um ein paar Augenblicke mit Dir gegeben hätte, so war ich doch viel zu sehr gejagt von Angst und Beschäftigung, als dass ich einen Brief zusammenkriegen konnte. Nnn habe ich Zeit, ach ja, viel Zeit, und es will doch auch nicht gehen. Was soll ich sagen? — Dass ich sehr unglücklich bin, dass mir Gott kaum etwas härteres auferlegen konnte, dass ich trotzdem lebe, und weiter leben muss, und meine Müdigkeit überwinden, so gut es gehen will, das alles weisst Du. Was kann der Mensch andres tun, als sich bücken unter der schweren Hand des Allmächtigen, wenn sie die kaum gewagten Hoffnungen zu Boden schlägt! — Ich hoffe, Dich bald einmal wiederzusehen, lieber Sebastian, und küsse Dich in Gedanken recht herzlich.

Deine treue Tante Cécile."

Tante Rebecka an mich.

28. Februar 1851.

— — „An demselben Tage, an dem wir den lieben kleinen Felix begruben, hatten wir noch einen anderen

harten Verlust zu beklagen. Jacobi ist in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch gestorben, und zwar an der furchtbarsten Krankheit, die es nur giebt, den schwarzen Pocken. Ich erlasse Dir und mir alle sonstigen Beschreibungen des Gräuels und Entsetzens dieser letzten Tage, genug, dass er dahin, und die Welt um einen gewaltigen Geist ärmer ist, und dass dieser gewaltige Geist mit allen seinen grossen Fehlern und Tugenden uns nahe stand. Sein Verhältnis zu Dirichlet war gar zu hübsch, wie sie so stundenlang zusammensassen, ich nannte es Mathematik schweigen, und wie sie sich garnicht schonten, und Dirichlet ihm oft die bittersten Wahrheiten sagte, und Jacobi das so gut verstand und seinen grossen Geist vor Dirichlet's grossem Charakter zu beugen wusste.

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehn.

Nun habe ich doch wieder einen langen Brief geschrieben und habe doch gar keine Zeit, aber ich kann Dich in Freud und Leid nicht allein lassen".

Jacobi habe ich noch sehr gut gekannt, obgleich ich natürlich nicht in der Lage war, seine Grösse zu würdigen; aber was ich vollauf würdigen konnte, und worin er das grade Gegenteil von Dirichlet war, das war seine Fähigkeit sich zu einem unentwickelten mathematischen Verstand herabzulassen. Wenn man zu Dirichlet mit einer — für uns — schwierigen mathematischen Aufgabe hilfebittend kam, so frug er: Kennst du den und den Satz — und nannte einen Satz aus der Differential- oder Integralrechnung, wovon man nie etwas hatte läuten hören, und verneinte man die Frage, so sagte er: Dann ist Dir garnicht zu helfen. Dann ging man zu Jacobi. „Mein Sohn, weisst du was ein Punkt ist?" Ja. „Schön! eine Linie? Ein Dreieck?" und ehe man sich's versah, war man von unten auf bei der Schwierigkeit angelangt, und sie war gelöst. Ernst Dirichlet erwiderte einmal einem Schulkameraden, der ihn um die Beihülfe seines mathematischen Vaters beneidete: Ach! die kleinen kann er nicht mehr! — Von

Jacobi ist die malitiöse Antwort bekannt, die er einer Dame gab, als ihn dieselbe beglückwünschte, dass er mit dem — unbedeutenden — Mathematiker G. zusammen in einem Hause wohne: „Ja, es ist sehr angenehm! Was der eine nicht weiss, weiss der andere.“

Jacobi's Bruder, Moritz Hermann von Jacobi (er war in Russland geadelt worden) hatte sich durch die Erfindung der Galvanoplastik sehr bekannt gemacht. Jacobi liebte es aber nicht, wenn man die Verdienste seines Bruders über die seinigen stellte; so antwortete er einmal einer Dame, die ihn fragte: Sind Sie der Bruder des berühmten Jacobi? „Nein, gnädige Frau, das ist mein Bruder.“ Jacobi kam einmal zu Gauss mit einer eben vollendeten mathematischen Arbeit, die er ihm vorlesen wollte. Gauss sagte ihm darauf: er solle doch einmal die eine Schublade seines Schreibtisches aufziehen und sich das Heft ansehen, das dort läge. Jacobi tat das und sagte dann trocken: „Ja, das ist dieselbe Sache, die ich eben gemacht habe, aber weshalb haben Sie denn das nicht herausgegeben, Herr Geheimrat? Sie haben ja viel schlechtere Sachen herausgegeben!“ Seine feinste Antwort gab er einmal dem Mathematiker Neumann. Bessel hatte einen populairen Vortrag astronomischen Inhalts gehalten, dem Jacobi und Neumann beigewohnt hatten. Beim Nachhausegehen sagte Neumann: „Wie kann uns aber der Bessel solche Sachen erzählen, die sich doch jeder längst an den Schuhsohlen abgelaufen hat!“ „Ja, lieber Freund, entgegnete Jacobi, wenn Bessel nicht heute Morgen eine Stunde mit mir spazieren gegangen wäre und mir den Vortrag erklärt hätte, dann hätte ich ihn auch nicht verstanden!“ —

Wenn Jacobi und Dirichlet, wie dessen Frau es ausdrückt, einmal Mathematik geschwiegen hatten, dann kam Jacobi zu ihr hinein und sagte: „Frau Professorin, heut sind wir wieder so sublim gewesen, dass wir uns selbst nicht mehr verstanden haben.“ — —

Mein Winter in Kunzendorf war zu Ende. Er brachte uns noch zum Schluss ein Hochwasser der Oder und eine Überschwemmung, bei der das Wasser vierzehn Tage lang den Dämmen gleich stand. Das war eine unangenehme, aufregende Zeit. Umfassende Vorbereitungen werden getroffen. An den gefährdetsten Stellen — es sind immer dieselben Punkte, an denen erfahrungsgemäss ein Dammbruch zu befürchten ist — werden Faschinen, Stroh, Erde und Dung angefahren, und aus der ganzen Umgegend wird ein Wachtdienst bei Tag und Nacht unterhalten, die Männer an grossen Wachtfeuern, mit Spaten, Schaufeln und Picken bewaffnet, Karren und Wagen daneben aufgefahren. Auf den Dämmen patrouillieren beständig Mannschaften. Es ist ein schlechtes und nicht gefahrloses Vergnügen, in einer stockdunklen Nacht, bei heulendem Sturm, dass man sich kaum auf den Beinen halten kann, den eiskalten Regen ins Gesicht schlagend, dass man kaum sehen kann, mit der Laterne auf dem schlüpfrigen Damm entlang zu gehen und gespannt durch den Aufruhr der Elemente zu horchen, ob man ein leises Rieseln durch den Damm hört. Denn die Hauptgefahr besteht darin, dass durch Mäuse- oder Maulwurfsgänge die Flut sich einen Weg durch den Damm bricht. Da handelt es sich um Minuten. Merkt man ein solches Durchsickern, so werden die Wachen alarmiert, und es gilt, unter dem Wasser die schadhafte Stelle zu finden und von der Wasserseite Dung hineinzustopfen. Dann ist die Gefahr beseitigt; bleibt der Schaden aber nur kurze Zeit unbemerkt, so vergrössert sich der Riss blitzschnell, das Rieseln wird zum Rauschen, zum Strom, die Erde wird weggespült und der Dammbruch, und damit unabsehbares Unglück für weite Landstriche und die Vernichtung der Ernte ist unvermeidlich. Die Verantwortung ist mithin eine ausserordentlich grosse. Mit der Zeit wird der ganze Damm so weich wie Brei und man kann kaum mehr darauf gehen. Das waren angstvolle anstrengende Wochen. Damals wurde Kunzendorf

nur dadurch gerettet, dass der Damm anderthalb Meilen unterhalb brach. Der Inspektor des dortigen Guts wurde Nachts dadurch geweckt, dass sein Hund, der unter dem Bett schlief, ängstlich winselte. Der Inspektor griff mit der Hand hinunter, um den Hund zu beruhigen, und — griff mit dem ganzen Arm ins Wasser. Das ganze Gehöft stand schon unter Wasser, mehrere Ställe mit dem Vieh wurden weggeschwemmt, und die Menschen retteten nur mit Mühe das nackte Leben. Die Wachen waren nachlässig gewesen. Nur noch diese Nacht wäre Vorsicht geboten gewesen, am andern Tage fiel das Wasser von selbst.

Kunzendorf, 13. Juli.

„Du kannst es mir sehr hoch anrechnen, dass ich Dir heute schreibe, (ich wollte sagen, dass ich heut schreibe, denn wenn ich schreibe, so fliesst mir zuerst in die Feder „Liebe Tante“) da mir Vater den Bastiat geschenkt hat, und ich nun die halbe Nacht sitze und verschlinge — um dann zum zweiten Mal ruhiger zu geniessen. So sind sie aber alle, von meinem Vater bis herab zu Manteuffel: Jede dumme politische Brochüre voll Deklamationen verbieten sie, jedes Lokalblatt, und Vater ist in Verzweiflung, wenn ich die Nationalzeitung lese, und schreibt, als ich mir Börne wünschte, „das Buch bekommst Du von mir nicht“ — aber Say, aber Bastiat, den lassen sie verkaufen, den schenken sie einem sogar! O Gott! Wo haben sie denn alle den Verstand? Zollschranken machen sie und machen doch auch Eisenbahnen. Eben fällt mir übrigens ein schönes Motto zu einer Geschichte der Fruchtlosigkeit der Zollschranken ein:

„Wie kommt das schöne Kästchen hier herein?
Ich schloss doch ganz gewiss den Schrein.“

Schreibe baldigstissimo. Zeit hast Du „multum“ wie das Volk hier sagt, auch eine kuriose Spracheigentümlichkeit. Wie kommt das Wort nach Oberschlesien?“

Nach Ablauf der Kunzendorfer Zeit wollte ich mein

Dienstjahr in Berlin absolvieren. Ich hatte Onkel Paul gebeten, mich wissen zu lassen, wann und an wen ich mich zu melden habe und er schrieb mir:

Berlin, den 7. August 1851.

„Mein lieber Sebastian, ich eile Dir zu sagen, dass nach den soeben eingezogenen Erkundigungen gar keine Zeit zu verlieren ist, wenn Du am 1. Oktober eintreten willst. Du musst Dich nämlich bis zum 15. August bei der Kreisersatzkommission melden etc. etc. (es folgt eine Menge Detail hierüber.) Das braucht aber nicht die hiesige zu sein, sondern die dortige, Dir gewiss näher und bequemer liegende reicht hin, auch wenn Du hier eintreten willst u. s. w.“

Darauf hin begab ich mich an den Vorsitz der Kreisersatzkommission nach Liegnitz. Und hier erfuhr ich zum ersten Mal von einem weisen Auguren, dass die Departementsprüfungskommission das Mekka sei, zu dem ich zu pilgern habe. Diese hatte ihren Sitz in Breslau, ich reiste sofort dahin, und bekam hier als ich meine Antecedenzien berichtete, den kaltblütigen Bescheid, die Zeit zur Meldung sei verpasst; übrigens hätte ich mich der Kreisersatzkommission gestellt, hätte gelost, müsse also drei Jahre dienen. Das war ja nun hübsch. Es begann ein wildes Hin- und Herschreiben und Gereise, und das Resumé davon steht in meinem Tagebuch:

21. August 1851. „Brief von Vater, der wieder alles umschmeisst, das ist eine Konfusion! Feldwebel, Landräte, Majore, Kriegsersatzkommissionen attestieren Jahre lang die Papiere seien genügend und in Ordnung — und nun es zum Klappen kommt, stimmt nichts, und es wird einem gesagt, man müsse sich um die Gesetze des Vaterlandes besser bekümmern. Und Feldwebel, Landräte, Majore, Kreisersatzkommissionen, Departements-Prüfungskommissionen (die Namen werden immer länger) kommandierende Generale, alle sind sie jetzt befragt worden, alle haben sie andere Auskunft gegeben, auch

nicht zwei haben übereingestimmt. Nur darin sind sie jetzt einig: ich müsse drei Jahre dienen. J! So hole Euch doch alle zusammen der Teufel."

In dieser Stimmung kam ich nach Berlin. Die Sache zeigte sich als vorläufig gründlich verfahren, dass sie schnell geordnet werden könne, war ausgeschlossen. Und so packte ich kurz entschlossen meine Sachen und ging nach Hohenheim. Das war alles so rasend schnell gegangen, dass ich die Reise wie im Traum machte. Ich hatte auf ein Jahr in Berlin bei den Meinigen gehofft, und war nun plötzlich wieder in die weite Welt verschlagen, viel weiter, als ich bis dahin von Hause weggewesen war. Eile aber war nötig, denn der Beginn der Vorlesungen stand vor der Tür. Hohenheim war damals die besuchteste landwirtschaftliche Akademie in Deutschland, für die der damalige König von Württemberg sehr viel tat. Es war so überfüllt, dass ich vorerst gar nicht im Akademiegebäude unterkommen konnte, sondern in einem Wirtshaus in der Nähe, der Garbe, ein Zimmer nehmen musste. Von der Reise ist mir jede Erinnerung geschwunden, ich war so mit Ordnen meiner konfusen Gedanken beschäftigt, dass ich für die Aussenwelt kein Auge und keinen Sinn hatte. Nur dessen entsinne ich mich, dass ich auf der Post zwischen Heidelberg und Heilbronn einem dicken Württemberger gegenüber sass, der, als er erfuhr, ich gehe nach Hohenheim, mich enthusiastisch also anredete: „Hier sind Se nu in dene Gegende, wo Se sich für 24 Kreuzer toll und voll fresse und saufe könne." — Und dieses Loblied auf das Land fand ich vollauf bestätigt. Es floss daselbst Milch und Honig, aber auch sehr viel Wein und noch viel mehr Bier zu äusserst billigen Preisen, und unser Mittag in Plieningen, einem Dörfchen unterhalb Hohenheim gelegen, kostete gerade die von dem Reisegefährten angegebene Summe von 24 Kreuzern, und dafür fütterte uns unsere edle Wirtin, Frau Haas, die früher Köchin im ersten Stuttgarter Hotel gewesen war,

so ausgezeichnet, wie ich kaum je sonst im Leben gegessen habe, jedenfalls nie in einer Restauration. Wir waren da eine geschlossene Gesellschaft von sieben oder acht jungen Studierenden und das ganze hatte keinen Restaurationscharakter, Frau Haas sorgte für uns wie eine Mutter.

Hohenheim, 6. November 1851.

„Liebe Tante, Du hast feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt, Du hast mir geschrieben, und ich habe Dir bis jetzt nicht geantwortet. Neffe wird von jetzt an das Wort heissen, mit dem die Geschichte ihre schwärzesten undankbarsten Sünder bezeichnet. Du sollst aber dafür auch einen Brief von mir bekommen so lang —. Ja wenn der Verfasser meines Lebensromanes sein Publikum nicht unvorsichtigerweise auf ein Kapitel in der Hauptstadt vorbereitet hätte, so wäre allerdings das, was er demselben hier bietet (denn ich bin ja selbst das Hauptpublikum dieses Romans, und muss ihn mit allen Längen und manchen recht faden Stellen Seite für Seite durchlesen und durchleben) es wäre, sagte ich, gar nicht übel. Lass Dir erzählen: Nachdem also der Held (man erfährt nicht recht warum?) Knall und Fall aus Berlin abgereist ist, lässt ihn der Autor nach einer Fahrt durch die schönsten Gauen Deutschlands in Hohenheim bei Stuttgart ankommen, und quartiert ihn auf der Garbe, einem zur Akademie gehörigen Häuschen ein. Der Held liegt hier täglich dem Kollegiahören fünf bis sechs Stunden ob, in der Zwischenzeit zeichnet er, liest, macht Sonntagsspazierfahrten nach Stuttgart, lernt angenehme Leute, den Oberst von Hardegg zum Beispiel, kennen, hat gestern Abend den Freischütz im Theater gehört; — zu Weihnachten hat der Autor dem Helden versprochen ihn nach der Schweiz zu schicken, und zum Frühjahr macht er ihm sogar Aussicht, dass seine den Lesern genugsam bekannte Tante R. D. (einer der besten und gelungensten

Charaktere, die in dem Roman vorkommen) ihn besuchen wird.

Das lässt sich hören; aber mein jetziges Leben hat doch, neben dem Angenehmen viele Seiten, die es mir, wenigstens fürs Erste, nicht ganz angenehm machen. Erstlich eben die getäuschte Berliner Hoffnung; dann kann ich mich in das süddeutsche Kneipenleben noch nicht recht hineinfinden, und werde es hoffentlich auch nie lernen, und auch unter den Studierenden habe ich noch garnichts gefunden, das mir zusagte. Aber unser Direktor Walz ist ein wahres Kleinod; ich kann Dir garnicht sagen, wie ich den Mann liebe — ich weiss kein anderes Wort dafür. So umfassende theoretische Kenntnisse mit einer so rein praktischen Richtung seiner Tätigkeit wird man selten vereinigt finden. Wäre er nicht so unendlich bescheiden, sein Name hätte die Grenzen Deutschlands längst überflogen. Und wenn Du ihm begegnest, so hältst Du ihn seiner äusseren Erscheinung nach für einen Bauern in guten Verhältnissen — der echte Schwabe, mit seinen Vorzügen und einigen seiner Fehler. Er kann die Kneipe keinen Abend missen und da sitzt er auf der Holzbank mit seinem Pfeifenstummel, und „a Brot und a Käs und a Schoppe“ vor sich und ist seelenvergnügt. Sieht er einen Studierenden mit Frack und Hut, so zieht er ein schiefes Gesicht. Bei seinem Antritt in Hohenheim hat er sich ausdrücklich ausbedungen, dass er nicht zu repräsentieren brauche, und so sitzen abends seine Frau und Töchter zu Hause, und er im Wirtshaus. Und somit „Grüsch di Gott“ wie sie hier sagen.“

Alle die schönen Pläne, die ich für das Jahr gemacht hatte, kamen nicht zur Verwirklichung: weder feierte ich das Weihnachtsfest bei Cécile Mendelssohn in Vevey noch besuchten mich Dirichlets im Sommer; ja es hatte einen Augenblick den Anschein, als werde ich Hohenheim noch vor Ablauf des ersten Vierteljahres verlassen. Es befand sich unter den Studierenden eine sehr

unangenehme Clique, hauptsächlich Polen, welche von Anfang an Streit mit den deutschen Studierenden gesucht hatte, besonders mit einem der allerangenehmsten, an den ich mich näher angeschlossen hatte, Gerber, der ihnen als Preusse und Landwehrleutnant doppelt verhasst war, denn er hatte den Revolutionskrieg 1848, in dem sie auf polnischer Seite gestanden hatten, in der preussischen Landwehr mitgemacht. Da die Polen auch im betrunkenen Zustande in den Strassen Excesse begangen hatten, waren sie gemaassregelt worden und es war nahe daran, dass sie ausgewiesen worden wären. Kurz vor Weihnachten war ein Ball in Stuttgart, den ich mit Walz's Familie besuchte, und hier insultierte mich einer von der Clique, als ich gerade mit Fräulein Walz tanzte, vorbedacht und überlegt. Er rechnete darauf, dass ich, bei meiner erklärten Abneigung gegen das Duell, die Insulte einstecken würde, und wollte so zugleich mich und Walz in seiner Tochter blamieren. Ich entschuldigte mich bei Fräulein Walz, die in begreiflicher Aufregung war, führte sie und ihre Mutter zurück, und suchte mir dann den sauberen Herrn auf; es kam zur Forderung, und die Sache sollte, um in Stuttgart jedes Aufsehen zu vermeiden, in den Weihnachtsferien in Heidelberg erledigt werden, zugleich mit einem Duell von Gerber gegen denselben Herrn, einen Baiern, Herrn von Künsberg. Meine schönen Weihnachtspläne waren damit zu Ende. Aber noch heut sage ich, ich konnte nicht anders. Ich hätte riskiert, dass es zu weiterem Skandal, zu Prügeleien kam, und was mich am meisten empörte, war die Perfidie, Walz und seine Familie dafür mit büssen lassen zu wollen, dass er gegen die Leute offenkundig Partei genommen, und mich vor allen Studierenden ausgezeichnet und vorgezogen hatte. Und so machte ich mich, nachdem ich Cécile Mendelssohn ohne Angabe des Grundes abgeschrieben hatte, in der übelsten Stimmung von der Welt nach Heidelberg mit Gerber auf die Reise, und verlebte den Weihnachtsabend

statt bei den Meinigen, auf der Kneipe der Westfalen.

Am ersten Feiertag steht in meinem Tagebuch: „Das hätte ich vor acht Tagen nicht gedacht, dass ich solch ein Weihnachtsfest zubringen würde. In fünf Tagen soll ich mich duellieren, ich, der ich immer das Duell für das widersinnigste, abgeschmackteste, für den dummsten, mittelalterlichen Lumpen gehalten habe, der auf uns gekommen ist, ja, was noch mehr ist, der ich diese Überzeugung jetzt noch viel fester habe, als jemals sonst. Und doch habe ich das Duell angenommen? Ich musste eben; oder vielmehr, ich gestehe es offen, mir fehlte der moralische Mut meiner Überzeugung zu folgen, und dem Geschwätz der Leute zu trotzen, die wirklich noch von der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit des Duells überzeugt sind, und leider sind diese Leute bis jetzt noch die Mehrzahl. Ich war zu feige, das Duell abzulehnen. In einer Hinsicht ist es mir aber höchst interessant, hierher gekommen zu sein; ich habe Bekanntschaft gemacht mit einer mir ganz neuen Menschenklasse, von deren Leben ich noch garkeinen Begriff hatte: den Korpsstudenten. Das sind auch wieder Formen, aus denen das Leben, die frühere Bedeutung gewichen ist, und die nun hohl und gespenstisch hinvegetieren. Ein flaches, inhaltloses Leben führen diese Menschen, und sie klammern sich an die alten Formen, weil sie vielleicht dunkel fühlen, dass, wenn sie die verlassen, sie garnichts, nicht einmal eine neue Form finden könnten, denn eine neue Form kann sich nur durch einen neuen, lebenskräftigen Inhalt bilden, und diese Leute haben keinen Inhalt als — Bier! Das ist das grosse Wort, der Zielpunkt, das A und das O: zehn Seidel — fünfzehn Seidel — zwanzig Seidel — ach Gott, was war der Weihnachtsabend öde! Diese vierzehn Tage werden mehr tun, als alle Moralpredigten, mich, was man so nennt „solide“ zu erhalten, und insofern haben sie ihr Gutes.“ —

Ich war wirklich hart für meine Feigheit gestraft. Die Tage lag ich auf dem Fechtboden, um mich „ein-

pauken" zu lassen, die Abende auf der Kneipe der Westfalen, die unsere Gastfreunde waren, und auf deren Waffen wir losgehen sollten. Endlich kam der grosse Tag. Wir begaben uns in Begleitung sämtlicher Westfalen nach der Hirschgasse, dem allbekannten Mensurenlokal Heidelbergs, und fanden dort unsere Gegner mit allen Schwaben. Der Senior der Westfalen that mir die Ehre an, mir zu sekundieren. Als ich kostümiert wurde, kam ich mir so entsetzlich dumm und lächerlich vor, dass ich mich gründlich schämte. Ich glaube, die Sekundanten hatten sich verabredet, es dürfe nichts herauskommen, denn sie fingen alle Hiebe sorgfältig ab. Nach einer Viertelstunde heftigen Schlägergerassels war die Komödie zu Ende. Der einzige unangenehme Moment war, als der Paukdoktor seine Messer und Sägen und Nadeln auspackte, die Schwämme mit warmem Wasser zurechtlegte und mir mit innigem Behagen den Gebrauch all der Marterinstrumente auseinandersetzte, und man sich überlegte, dass man vielleicht in wenigen Minuten unter den Händen dieses Schinders liegen, und noch Spott und Hohn dazu ernten würde. — Gerbers Duell verlief ebenso unblutig wie das meinige.

Ich benachrichtigte meine Verwandten von dem Vorgefallenen, und deren Antworten sind zu charakteristisch für die verschiedene Auffassung der Sache, um sie nicht mitzuteilen. Mein Vater begann seinen Brief mit den Worten „Bravo, lieber Junge" und in diesem Stil ging der Brief weiter. Er war ganz selig und erteilte meiner Handlung seine volle Billigung. Die verrückte Expedition hatte neben allem andern 85 Thaler gekostet, denn wir mussten Fechtstunden nehmen, die Waffen bezahlen, uns gegen das Korps durch eine grosse Kneiperei revanchieren — nach der das ganze Korps zwei Tage von der Bildfläche verschwunden war, unsern Sekundanten ein Geschenk machen (natürlich ein Prachtseidel) uns bei der Weihnachtsbescherung der Westfalen beteiligen etc. Diese Kosten erstattete mein

Vater sofort wieder, er hätte dasselbe getan, wären sie zehnmal so hoch gewesen.

Onkel Paul schrieb:

„Die Heidelberger Episode stimmte mit Deiner eigenen Denkweise, wie ich sie zu kennen glaubte, so wenig überein, dass die dadurch an Dir selbst begangene Untreue mich einen Augenblick über Dich irre gemacht und mein Vertrauen gelähmt hatte. Ein anderes Gefühl, als das des Bedauerns und des Zweifels war nicht in mir rege, und so habe ich denn auch eigentlich nichts zu verzeihen, denn ich war weder beleidigt noch gekränkt. Auch mag es wohl sehr schwer sein, eine Meinung gegen die überwiegende Majorität (denn diese ist leider entschieden noch dem Duell günstig) praktisch durchzuführen, und wenn Du dem Druck der Majorität, welcher sich in jedem einzelnen Fall der Art so fühlbar macht, als stünde die Majorität wirklich dahinter, erlegen bist, so hat man eigentlich keinen Anlass, sich zu verwundern. Wie dem aber auch sei — Deine verschiedenen über die Sache hierher geschriebenen Briefe sowie die zuversichtliche Hoffnung, welche Du gegen mich aussprichst, dass Du ein zweites Duell schwerlich je haben würdest, heben die Zweifel, in welche ich mich versetzt fand, auf, und stellen mein Vertrauen zu Dir wieder völlig her. Und damit wollen wir die Sache abgetan sein lassen.

Den Tod von Onkel Nathan, dem letzten hinterbliebenen Sohn von Moses Mendelssohn, wirst Du wohl schon erfahren haben. Er ist ungemein glücklich gestorben. Dem Anschein nach im Schlaf ohne vorher aufzuwachen. Sein Leben war ein sehr bewegtes, erfüllt von Kummer und Arbeit, aber leer an Resultaten, und also kein glückliches, wenigstens vom Standpunkt eines Dritten aus betrachtet. Immer aber war er für uns der letzte Repräsentant der Kinder von Moses Mendelssohn und gewissermassen die Brücke zu einer unmittelbaren

Verbindung zwischen Moses und den späteren Generationen Durch seinen Tod entsteht also in dieser Beziehung eine Lücke, welche ich als eine nie mehr auszufüllende beklage.

Überhaupt, lieber Sebastian, fühle ich mich gedrückt, entmutigt, und sehr melancholisch und zwar — mirabile dictu — und zum ersten Mal in meinem Leben — durch die Politik. Ich kann die französischen Begebenheiten durchaus nicht verwinden; es ist mir, als ob sie alles, was von Schwungkraft und Frische in mir war, gelähmt und zerstört hätten. Ich fühle mich alt, — zweifelnd — verzweifelnd an der Zukunft, welche ich zu erleben Anspruch habe — sehr üble Zeiten befürchtend!" —

Tante Rebecka schrieb:

„Wenn Du wirklich bei der Sache einen dummen Streich gemacht hast, so bist Du wahrhaftig bestraft genug durch das Aufgeben Deiner Reise nach Vevey, auf die ich mich so gefreut hatte. Schelte bekommst Du also diesmal nicht, ich glaube schon, dass Du es nicht vermeiden konntest. Man kann nicht der Don Quixote der Zukunft sein, so wenig wie der der Vergangenheit. Paul war in Angst, Du würdest in den Geschmack des Duells hineinkommen, als Beweis des Gegenteils habe ich ihm Deinen eben angekommenen Brief geschickt."

Und nun kam noch folgender Brief von Cécile und machte mir das Herz noch nachträglich ganz bedeutend schwer.

Vevey, Weihnachten 1851.

„Ein solches désappointement ist lange nicht gewesen, und Du machst Dir keinen Begriff davon! Wir hatten Dich seit zwei Abenden erwartet, die Kinder mit ihrer kindischen Ungeduld, die bald in Ausbrüchen von Zorn,

bald von Liebe sich kundgab, ich mit etwas ruhigerer Sehnsucht. Ich fing eben an, mich zu ängstigen, da kam Dein Brief! — Ich hätte mich so sehr gefreut Dich zu sehen, hatte wirklich etwas Erheiterung nötig, hatte auf Dich gerechnet, um den Kindern aufzubauen, dazu das schöne klare Wetter, die herrliche blaue Landschaft, die vor Deinem Fenster ausgebreitet lag, das Gejammer und Weinen der kleinen Lili, der stille Schmerz den Marie und Karl verschluckten, und Pauls Zorn, der alles zertrümmern wollte. So hatte ich denn Mühe, bis zum Abend wieder einige Ruhe eintreten zu lassen, aber beim Auspacken der Berliner Kiste, in der verschiedene Gegenstände für Dich waren, erneuerte sich der Schmerz."

Diesem Brief folgte am 2. Januar, der nach dem Bericht meiner Erlebnisse in Heidelberg geschriebene:

„Ich habe mich sehr gefreut, endlich von Dir zu hören, dass Du gesund bist. Ich war in einiger Angst um Dich, denn mir ahnte gleich bei Deiner raschen Absage etwas Ungehöriges. Bei uns in Süddeutschland ist das Duellieren so etwas gewöhnliches, und so zu einer Universität gehörig, wie der erste Rausch eines Studenten. es fällt mir daher, die ich Onkel und Bruder in Heidelberg gehabt habe, gewiss nicht ein, Dir etwas darüber sagen zu wollen, besonders da ich gar keine Details kenne und nicht weiss, ob Du Dich recht schön dabei benommen hast. Aber das hoffe ich doch von Dir. — Gewiss ist aber, dass Du dem Manne kein so grosses Vergnügen gemacht hast, als Du mir hättest machen können, und dass ich mich mit den Kindern über Dein Nichtkommen recht lange betrübt habe; bei jedem neuen anbrechenden herrlichen Tag aufs neue, und wir hatten deren so viele gerade in der Zeit. Gewiss hast Du Dich nicht halb so sehr auf unser Zusammensein gefreut als ich, Du magst sagen, was Du willst; es leuchtete mir überall durch, dass Du auf Deine Tat recht stolz bist, und dass Du es zu Ostern

wieder so machen wirst, wenn sich nur Gelegenheit dazu bietet."

Zu Ostern aber machte ich es nicht so, sondern ich reiste auf drei Wochen zu Mendelssohns nach Vevey, und das war in jeder Beziehung so gelungen und schön, wie man es nicht oft im Leben trifft. Ich konnte mir mit gutem Gewissen diese Erholung gönnen; ich hatte scharf gearbeitet, das Examen mitgemacht, was für einen Ausländer ganz ungewöhnlich war, die dies und das Arbeiten überhaupt meist den Württembergern überliessen, und das Examen war sehr gut ausgefallen, da war etwas Ausspannen mir wohl erlaubt und wie spannte ich aus.

Bei schlechtem Wetter, nasskalt und unfreundlich, verliess ich Hohenheim, und so blieb es, bis ich nach der endlosen Postfahrt die Bergschlucht nach dem Genfer See hinabfuhr. Da rollten wie auf ein gegebenes Zeichen die schweren Wolken fort, und im lachendsten Sonnenschein lag Vevey zu meinen Füssen und ich in den Armen meiner Verwandten. Sie wohnten im Hôtel Monnet, dem ersten jener Mustergasthöfe, wie sie jetzt in der ganzen Welt zu hunderten und tausenden sind, und uns schon langweilig erscheinen. Die Reisesaison hatte natürlich — Ende März — noch nicht begonnen, und im Winter war das Haus nur von wenigen dort in Pension lebenden Familien bewohnt, denen Herr Monnet, ein äusserst fein gebildeter Mann, mehr als Wirt in gesellschaftlichem Sinn nahe denn als Gastwirt gegenüberstand. Man stand mit ihm und seiner Familie auf dem Besuchsfuss, er gab sehr nette kleine Diners und Gesellschaften, seine Segelyacht und seine Equipage stellte er seinen Gästen immer zur Verfügung. Das ganze Haus war geheizt, die Treppen mit dicken Teppichen belegt — das kennt man ja jetzt zur Genüge, damals indessen war er der erste und einzige, der sein Hôtel auf diesem Fuss eingerichtet hatte, und der Dienst bei ihm war von allen Wirtssöhnen der Schweiz, die sich

einmal selbst etablieren wollten, als hohe Schule gesucht. Er selbst aber versäumte bei keiner Mahlzeit an der Tür des Speisesaales zu stehen und jede Schüssel, jedes Pfeffer- und Salzfass, das hineingetragen wurde, mit kritischem Blick zu mustern, empfing jeden anfahrenden Passagier in der Halle, verabschiedete sich von Jedem bei der Abreise am Wagen, war jeden Augenblick des Tages und der Nacht zu Dienst und Auskunft bereit. Das — übrigens noch heut bestehende — Haus (Trois Couronnes heisst es jetzt) lag hart am See mit dem herrlichsten Blick. Eine sehr niedliche Erfindung von Monnet war eine Kinder Table d'hôte, an der es sehr lustig zuging. — Hier verlebte ich nun drei glückliche Wochen. Ein strahlend schöner Tag folgte dem anderen und das Wetter hielt an bis zum Tage meiner Abreise, mit Regen verliess ich das schöne Vevey wieder, wie ich mit Regen angelangt war, aber eingerahmt in diesen trüben Rahmen schimmern mir jene Wochen in sonniger, unvergesslicher Heiterkeit. Wir machten keine weiten Ausflüge, nur was in einer Nachmittagsspazierfahrt bequem zu erreichen war, und nach Hohenheim zurückgekehrt verlachten mich alle, dass ich am Genfer See gewesen, ohne Genf, ohne irgend etwas als Vevey gesehen zu haben. Aber das stille Leben mit meiner Tante und den Kindern war ganz nach meinem Geschmack. Es war das letzte Mal, dass ich sie in leidlicher Gesundheit sah. Wie bald mussten wir die Hoffnung aufgeben, diese edle Frau noch lange die Unsrige nennen zu können. Nach drei der glücklichsten Wochen, die ich je erlebt, reiste ich wieder nach Hohenheim zurück. Der Abschied war von allen Seiten tränenreich.

Im Sommer las Walz zwei Kollegia, landwirtschaftliche Baukunde und speziellen Pflanzenbau, beide höchst interessant; ich arbeitete beide aus und versah erstere mit Zeichnungen, zu Walz's grossem Vergnügen. Leider sind mir meine sämtlichen Hohenheimer Hefte durch

einen verehrten Studien- und Tischgenossen „ausgeführt“, zu deutsch, gestohlen worden, der es bequemer fand, sie auf diese Art zu erlangen, als sie selbst nachzuschreiben. Er ist früh gestorben und hat wahrscheinlich meine Hefte mit sich bestatten lassen; aufzufinden sind sie nicht gewesen. Ich war garnicht gerührt über seinen Tod.

An Tante Rebecka berichtete ich:

Hohenheim, 17. Mai 1852.

Du gute Tante!

Dank, tausend Dank für Deinen Brief; vielleicht ist nie einer so zur rechten Zeit gekommen wie der. Ich war (und bin noch) hier im Lande der Gemütlichkeit, wo sie alles gemütlich finden, räucherige Kneipen und Kaffeeklatsche und alle Teufel, ja sogar mich! Denke Dir, mir hat neulich eine Dame gesagt, ich sei ein sehr gemütlicher Mensch; ich nahm es zuerst für Ironie, aber es war bitterer Ernst — hier also bin ich schon seit lange in einer höchst ungemütlichen Stimmung. Es fehlt mir total an dem, was mir unbedingt notwendig, Lebensbedingung, wichtiger als die Luft ist: an jemand, mit dem ich plaudern, ja zu Zeiten auch stille sein kann, der eben weiss, was in mir vorgeht, mit einem Wort, Du fehlst mir, oder Keudell, oder irgend einer, der eines Geistes Kind mit mir ist. Bekannte ist das Schlimmste, was man haben kann, und ich habe deren unendlich viele hier; und in das süddeutsche Wesen kann ich mich absolut nicht hineinfinden und bin für klug und witzig und satyrisch und Gott weiss was? verschrieen, und wenn ich dann wirklich einmal etwas sage, was nicht ganz dumm ist, dann versteht es kein Mensch, d. h. es versteht keiner, wie es eigentlich gemeint ist, — und dann sagen sie, ich sei ein verrücktes Luder, das ist so ziemlich das allgemeine Urteil über mich. So schlucke ich denn die paar vernünftigen Einfälle herunter und schwatze sehr viel ungewaschenes Zeug, und amüsiere

mich und die andern, wenn ich mit anderen zusammen bin, und bin am glücklichsten allein.

Tante Rebecka an mich:

Berlin, 10. Juni 1852.

Ich denke dieser Brief kommt an, wenn Du von Deiner Pfingstfahrt zurückkommst, also wieder zur rechten Zeit, was ich übrigens von allen meinen Briefen hoffe. Es geht den Briefen darin wie den Menschen: es giebt welche, die immer genau zur rechten Zeit, im richtigen Augenblick kommen, und welche, die immer zur Unzeit kommen, und das liegt mehr daran, dass es Menschen und Unmenschen giebt, als Zeiten und Unzeiten. Z. B. kam Bob gestern gerade zur rechten Zeit, um halb vier und wollte bei uns essen, Dirichlet hatte aber eine Einladung zu Mittag, und ich hatte mit den Kindern schon um ein Uhr gegessen, da ass er allein Kalteschale und gewärmten Braten und dann tranken wir zusammen Kaffee, und bei der zweiten Tasse sprang er auf und musste gleich auf die Eisenbahn, und lief wie besessen mitten durch die Torwache um die Ecke abzuschneiden, und nach zwei Minuten kam er wieder, die Eisenbahn war schon fort, und er musste nun noch zwei Stunden dableiben. War das nicht alles zur rechten Zeit? Und dazwischen kam F. und das war garnicht zur rechten Zeit, und dann kam Becker, der mir zum ersten Mal in seinem Leben einen Besuch machte, gerade wie wir vierhändig spielen wollten, und kam doch zur rechten Zeit. Ergo kommen meine Briefe zur rechten Zeit.

Sonntag Nachmittag waren wir alle so naiv, den Grunewald nicht zu kennen und auf eine Entdeckungsreise hinauszufahren, von der wir sehr entzückt zurückkamen. Ich weiss nicht, warst Du es oder Walter, der immer vor dem Grunewald warnte? Der Zorn der Weltgeschichte treffe Euch!“

Die Nachmittagsspaziergänge mit Walz versäumte ich fast nie; sie waren zu lehrreich. Sie beschränkten sich nicht allein auf die Hohenheimer Wirtschaft, sondern

die ganze meist von Bauernhöfen umgebene Gegend wurde durchstreift. Der Grundbesitz in Württemberg ist überhaupt sehr zersplittert; ich erinnere mich eines Besuchs auf einem der grössten Güter, in der Nähe von Stuttgart, das einem Schwiegersohne der Caulla's gehörte. Bei Caulla war ich accreditiert und hatte den Grossgrundbesitzer auf einem Caullaschen Ball kennen gelernt. Für meine durch die norddeutschen Dimensionen grosser Güter verwöhnten Begriffe war es unendlich komisch, wie wir uns in einem fort die Nase an den Grenzen stiessen; ich glaube, das ganze Gut war 500 Morgen gross. Freilich brachte ein solches Gut, bei dem vortrefflichen Boden, dem schönen Klima und der intensiven Kultur gewiss ebensoviel wie ein dreimal so grosses bei uns. Allein aus den längs den Wegen, auf den Ackerrainen, und häufig selbst in den Schlägen gepflanzten Obstbäumen werden grosse Erträge gezogen, und die „Moschtpresse" fehlt auf keiner, selbst der kleinsten Wirtschaft. Und was ist das für ein herrlicher Anblick, erst im Frühjahr, während der Blütezeit und dann im Herbst, wenn die Zweige alle gestützt sind, um die Last des Obstsegens zu tragen. — Einige Male besuchte ich mit dem Professor der Tierheilkunde, Rueff, die schönen Staatsgestüte Kleinhohenheim und Weil, mit ihren Araber Vollbluthengsten, mit denen sich freilich Württemberg seinen ganzen Landschlag von Arbeitspferden verdorben hat. Die Araber sind zu feurig und nervös für Zugpferde, dagegen sind sie vortreffliche Reitpferde und Wagenpferde für leichtes Fuhrwerk. In Hohenheim wohnte ein Fuhrmann, der uns Studierenden zu unseren Ausfahrten kleine Einspänner vermietete, in denen wir uns selbst fuhren. Unter seinen Pferden war ein Fuchs, der mein besonderer Liebling war. Diesen nahm ich mir zu Pfingsten zu einer kleinen Spritzfahrt nach Tübingen, um Köstlin's und Uhland zu besuchen. An diesen hatte ich einen Empfehlungsbrief von Varnhagen bekommen. Diese Expedition gestaltete sich zu

einer grossen Pleite. Zwar die Hinfahrt durch das schöne Land war sehr lohnend. Als ich aber in die Nähe von Tübingen kam, fand ich alle Wege durch einen in der Nacht vorher niedergegangenen Wolkenbruch so gründlich zerstört, dass ich, allein auf meinem oder vielmehr neben meinem Fuhrwerk grosse Not hatte. Endlich das letzte Stück, wo man recht steil in das Tübinger Tal hinabsteigt, war der Weg total verschwunden, und statt dessen leitete, schob und hob ich Pferd und Wagen durch Löcher und Baumverhacke, über Steinhaufen und Schlammberge, in wirklich recht gefährlicher Weise. Endlich kam ich unten an, in gräulich schmutzigem, zerrissenem und erschöpftem Zustand, und die biederen Tübinger wollten garnicht glauben, dass ich da herunter gekommen sei. Nun fand sich, dass Köstlins sich nicht fanden, sie waren selbst auf einer Pfingsttour, es blieb also Uhland! Ich setzte meine Garderobe so gut es eben gehen wollte, in Stand, und begab mich klopfenden Herzens nach Uhlands Haus. Einige zwanzig Jahre später war ich in Wien, und traf bei einem Bekannten den sehr netten kleinen Sohn des Schriftstellers Moritz Hartmann. Der Junge kam nachher zu seiner Mutter, und sagte ihr tief entrüstet: Ich bin mit dem Neffen von Felix Mendelssohn zusammen gewesen und der hat den ganzen Abend nichts Erhabenes gesagt! Damals war ich der Jüngling, und erwartete von Uhland er solle Erhabenes reden. Nun ist ja ein grosser Dichter ebenso wenig verpflichtet dazu, wie der Neffe von Felix Mendelssohn, aber er tat es auch, Gott sei's geklagt, nicht im mindesten. Ich war erst einigemale vor Uhlands Haus auf und abgegangen, mir die nötige Fassung zu erringen, hatte schüchtern die Klingel gezogen und war in das Allerheiligste getreten. Und da sass in einem schäbigen Zimmer, schäbig angezogen. ein Mann, der genau aussah, wie ein Tübinger Handwerker, mit einer blitzblauen Nase, und weit entfernt mir schleunigst aus dem Stegreif eine herrliche Ballade

zu recitiren, redete er ganz gemeinplätzige Sachen, wie sie jeder Tübinger Handwerker ebenso gut und besser hätte sagen können, und nach einer verlegenen Viertelstunde dienerte ich mich aus der Tür, und schwor mir mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört, nie wieder einen grossen Mann zu besuchen, und ich habe den Schwur gehalten. Ludo Hartmann in Wien habe ich übrigens nachher entschädigt. Man hatte mir seine Enttäuschung über mich erzählt, und das nächste Mal, als ich ihn sah, war ich — zum ersten und einzigen Male in meinem Leben — so erhaben, dass es einen Hund jammern konnte.

Die Sommer-Exkursion von Walz, die ich am liebsten mitgemacht hätte, zerschlug sich ganz, und ich entschloss mich zu der geognostisch-botanischen mit Professor Fleischer, die als Fussreise nur leider etwas kurz bemessen war, vom 23. Juni bis 5. Juli. Sie ging nach der Schweiz bis in die ewige Schneeregion, stieg bis zum Comer See hinab, und über den Gotthard wieder zurück.

Ich schrieb an meinen Vater:

Varenna, 28. Juni 1852.

„Bellinzona d. 29., denn mehr als das Datum konnte ich in Varenna nicht schreiben, und viel mehr wird es auch heut nicht werden. Die Reise ist eine furchtbare Hetze, und meine Beine werden sich noch lange daran erinnern, dass sie in zwei und einem halben Tag von Ragaz über Pfeffers, den Gonkel, den Calenda, Reichenau, den Splügen, bis Chiavenna gegangen sind, ohne nur einen Wagen zu besteigen. Sieh Dir das einmal auf der Karte an, und Du wirst mir zugeben, dass es alles ist, was der Mensch leisten kann. Aber wenn auch! Italien!! Ach Vater, könnte ich es mit Dir noch einmal bereisen. Ich versichere Dich, ich habe furchtbare Stunden erlebt; was ist mir alles durch den Kopf und das Herz gegangen! Dass mich der Gedanke an Mutter nicht einen Augenblick auf der ganzen Reise in den Gegenden verlassen

hat, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen. Ach! es ist so wunderschön in Varenna wie je: und zwei Aloen blühen jetzt dort, und die Zeder und die Zypresse und der blaue See steht alles noch auf demselben Fleck. Und ich stand auch auf demselben Fleck, aber wie anders! Und als ich da stand und so voll im Herzen war, dass es sich fast durch die Augen einen Weg gebahnt hätte, kam ein Holländer, der die Exkursion mitmacht, an mich heran, und fragte: Ist das nun ein italienischer Garten? Den hätte ich mir doch viel schöner vorgestellt!! — Und nun sitze ich in Bellinzona und habe das Erkerchen vor mir mit den Zinnen, und das Gaisblatt duftet so stark, dass ich beinah das Fenster zumachen muss. Aber der Pferdemist vom Hof mildert den Wohlgeruch. So ist Italien.“ —

Unsere Reisegesellschaft bestand anfangs aus etwa fünfzehn Studierenden. Meine spezielle Tafelrunde war ziemlich vollzählich vertreten, leider auch einige vom feindlichen Stamme der Polen. Bei dem rasenden Tempo unseres Marsches schmolz aber das Häuflein schon in den ersten Tagen sehr zusammen; namentlich fielen alle die ab, die sich schöne neue Bergstiefel hatten bauen lassen, das dummste, was man auf der Fussreise tragen kann. Dass mein kleiner Holländer durchhielt, wundert mich noch heute. Das war ein rührendes Flachland-Steppenhuhn. Als er nach Hohenheim kam, kannte er nichts höheres als einen Maulwurfshaufen. Er kam eines Tages zu mir auf die Stube, — ich besass, ich weiss nicht wieso? sein Vertrauen, und bat mich, ich möchte doch mal den Plan einer Schweizerreise ansehn, den er sich ausgearbeitet, ob das wohl so gut sei, und namentlich, ob er nichts übersehen habe? Da las ich nun: Mont Blanc, Monte Rosa, Jungfrau, Eiger, Finster-Aarhorn, kurz alle höchsten Spitzen der Schweiz aufgeführt. Ich fragte ihn etwas verdutzt, was er damit meine. „Nun“, entgegnete er, „man muss doch die hauptsächlichsten Höhen bestiegen haben“, und war sehr

crestfallen, als ich ihm erklärte, wenn das Glück gut sei, könne er vielleicht einen von diesen hohen Herrn zu erklettern versuchen. Als wir in die Vorberge kamen, lief er alle Augenblick an meine Seite und rief in seinem komisch gebrochenen Deutsch: „Ein ungeheurer Berg, Herr Hensel, ein ungeheurer Berg — wie heisst er?" Und war höchst erstaunt, wenn ich ihm sagte, so etwas Kleines habe gar keinen Namen.

In Italien hatte ich herrliche Gelegenheit, meinen Freunden nützlich zu sein, und die Polen zu ärgern. Ich hatte allerdings mein Italienisch, wie ich glaubte, gänzlich vergessen, aber siehe da! Plötzlich war es aus irgend einem geheimnissvollen Schubfach des Gedächtnisses wieder da, als ich die ersten italienischen Laute hörte, und ich sprach zu meinem eigenen grössten Erstaunen fliessend italienisch. Dies benutzte ich nun zum Heil meiner Freunde, ging, wenn die Mittags- oder Abendstation sich zeigte, etwas schneller voraus, bestellte für die Meinigen alles, und wenn wir vergnüglich bei Tische sassen, stelzten die Gegner mit dem Lexikon noch in den Gängen umher, und dolmetschten sich ihre Leibes Nahrung und Notdurft mühselig zusammen. Zu meiner grossen Freude wurde ihnen dies auf die Länge unerträglich, und in Bellinzona trennten sie sich von uns. Sie kamen dann auch in Hohenheim nicht mehr zum Vorschein, und es war mir sehr angenehm, die unsympathischen Physiognomien nicht mehr zu sehen. — Als wir aus Bellinzona hinausmarschierten — unsere Garderobe sah schon sehr zerlumpt aus, und wir waren Handwerksburschen ähnlicher als sonst etwas, fuhr ein elegantes Wägelchen vorbei, in dem ein Herr seine Frau selbst kutschierte. Der Übermut packte mich, ich lief neben dem Wagen her und bettelte italienisch. Das Paar merkte natürlich den Spass, liess mich eine ganze Weile laufen, endlich drückte mir die sehr hübsche Dame lachend einen Bajocco in die Hand, und verabschiedete sich mit freundlicher Verneigung. Ich habe die kleine

Kupfermünze lange an der Uhr getragen, als das erste selbst verdiente Geld. Unsere Ausrüstung war eine ausserordentlich einfache: ein leinener Anzug und ein Bündel mit der allernotwendigsten Wäsche. In Airolo, als wir den Gotthard übersteigen wollten, kauften wir uns Mehlsäcke, schnitten in dieselben drei Löcher für Kopf und Arme und zogen sie über. Sie gewährten einen ganz guten Schutz gegen den Regen, allerdings nicht gegen das ganz abnorme Unwetter, das uns auf dem Gotthard überfiel: Sturm, Hagel, Schnee, Regen und eine eisige Kälte. Ich sah vor mir auf Fusspfaden einen rotbemäntelten Kerl hinaufsteigen, kletterte ihm nach, gesellte mich zu ihm, es war ein Douanier vom Hospiz, der mich nun auf den merkwürdigsten Nebenpfaden führte und mir dabei von seinem Leben erzählte, wie er alle Abend nach Airolo hinabsteige und alle Morgen hinauf, im Winter aber bleibe er oft vier Wochen oben im Schnee vergraben. Ich kam, Dank seiner Führung anderthalb Stunden vor den andern im Hospiz an, zog mich gänzlich aus, legte mich und meine triefenden Sachen auf den ungeheuren Kachelofen, und als endlich meine Kameraden nass wie die Katzen ankamen, war ich ganz behaglich warm und trocken! — Als wir die deutsche Grenze auf der Rückreise überschritten, forderte man uns die Wanderbücher ab. Unsere Abgerissenheit und Ruppigkeit hatte alle Spuren höherer Zivilisation vollständig getilgt. So, mit abgelaufenen Stiefeln, durchlöcherten Kleidern und leeren Beuteln, aber sehr vergnügt über die schöne Reise kehrten wir nach Hohenheim zurück und die ernste Arbeit begann wieder.

Und nun gings mit Macht in das grosse Herbstexamen, dessen Resultate mich sehr erfreuten. Ich bekam einen der drei Preise, bestehend in einer silbernen Medaille, dem Ziele des Ehrgeizes der ganzen studierenden landwirtschaftlichen Jugend Württembergs. Ich war schon beim Packen, als mich Walz mit dem Anerbieten überraschte, die Reise mit ihm zusammen zu machen.

Er wurde auf Staatskosten geschickt, die sämtlichen deutschen landwirtschaftlichen Lehranstalten zu besuchen und kennen zu lernen und die grosse Versammlung Deutscher Landwirte in Hannover mitzumachen. Das sollte ich nun alles mit ihm zusammen sehen und dabei natürlich vieles kennen lernen, was sonst niemandem gezeigt wird. Ich war höchlich geehrt und erfreut über diesen Beweis des Zutrauens und der Liebe meines angebeteten Lehrers und griff natürlich mit beiden Händen zu. Ich nahm Abschied von allen Lieblingsplätzen, wir assen zum letzten Mal in unserem freundlichen Stübchen in Plieningen bei Mutter Haas zusammen, ich besuchte alle lieben Freunde in Stuttgart, die lebhaften und innigen Anteil an meinem Erfolg nahmen — und Hohenheim war Vergangenheit. Ich konnte mit diesem Abschnitt meines Lebens zufrieden sein. Ich hatte viel gelernt, ich hatte mich nebenbei sehr amüsiert, eine schöne und lehrreiche Reise mit Walz, und dann ein Jahr im Kreise der Meinigen, die ich lange Jahre nur ganz flüchtig gesehen hatte, stand mir bevor.

In Berlin trennten wir uns nach der Reise mit gegenseitigem Bedauern, und ich stellte für anderthalb Jahre den Wanderstab in die Ecke. Walz hat mich später noch einmal in Gross-Barthen besucht; in Korrespondenz haben wir stets gestanden, — wenn seine Briefe nur leserlich gewesen wären. — —

Meine langweilige Militärangelegenheit war noch nicht in Ordnung. Die Behörden wollten den schönen Gedanken, die preussischen Waffen während dreier Jahre durch meinen Arm unüberwindlich zu machen, durchaus nicht aufgeben, und ich musste bis an Wrangel, die höchste militärische Autorität in den Marken, gehn, um endlich die verfahrene Geschichte in das richtige Gleis zu bringen.

Hätte ich nicht mein damaliges Originalschreiben an den Major der Kreisersatzkommission in Dahme mit seiner Randbemerkung gehabt, aus dem zur Evidenz

hervorging, dass ich bona fide gehandelt, nichts in der Welt hätte mich vom dreijährigen Dienst gerettet. Mein Eintritt musste nun bis zum Frühjahr 1853 verschoben werden, und ich hatte einen ganzen Winter zum Ausruhen.

Und ich genoss ihn in vollen Zügen! Zwar vollständig faullenzte ich nicht: ich hörte auf der Universität verschiedene Kollegia: Chemie bei Mitscherlich, Experimentalphysik bei Magnus, Erdkunde bei Ritter, Naturrecht bei Heidemann. Einige Male hospitierte ich bei Dirichlet, und es kam mir so vor, als ob manche seiner ständigen Zuhörer ungefähr ebenso viel von seinem Vortrag verstanden, wie ich selbst, das heisst, garnichts. Das interessanteste Kolleg war das Rittersche, das amüsanteste das Magnussche. Dieser war ein ausserordentlich geschickter und eleganter Experimentator und hatte wundervolle Apparate. —

So kam das Frühjahr und meine Dienstzeit heran. Ich ging mit grossem Widerwillen in diesen neuen Abschnitt meines Lebens hinein, und es lässt sich nicht leugnen, dass mir das Militär bis jetzt noch kein freundliches Gesicht gezeigt hatte. Und die Demütigung Preussens, die niemals grösser war als in diesem Augenblick, machte den Eintritt in die Armee nicht gerade verlockend. Aber der Zauber und die zwingende Gewalt des blauen Rocks ist eine ausserordentliche; mit dem Augenblick, wo ich ihn angezogen hatte, übte er seine Macht auf mich aus, und machte mich zum Soldaten Nicht etwa, dass ich das schön fand, was ich sah und erlebte; es konnte mir nicht entgehen, dass — wenigstens in meinem Regiment, der geistloseste Gamaschendienst herrschte, dass die äusserliche Ausbildung zur Parade der einzige Gesichtspunkt war, nach dem sich alles richtete. Das zeigte sich in allem: Wenn wir Lanzenexerzitien übten, wurde nicht darauf gesehen, dass man dem Gegner zu Leibe rückte, dass man beim Stoss richtig zielte, sondern darauf, dass man mit der eignen

Partei gerichtet vorritt, gleichzeitig stiess, ohne Rücksicht wohin, in die blaue Luft, wo gar kein Gegner war. Wenn wir zum Pistolenschiessen nach der Jungfernheide ritten, dann sass die ganze Schwadron ab, die Pferde wurden vorsichtig seitwärts in das Dickicht geführt, die Mannschaften aber kletterten nacheinander auf zwei, drei uralte Gäule, die nichts aus ihrer Ruhe bringen konnte, und von diesen herunter gab man seine reglementsmässige Anzahl Schüsse ab — wir hätten eben so gut in einem Lehnstuhl sitzend schiessen können. Dadurch wurden natürlich gute Schiesslisten erzielt, aber die Folge war, dass, wenn man in dem Manöver auf dem eigenen, nicht an den Schuss gewöhnten Pferd sitzend, nur nach dem Pistolenhalfter griff, der Gaul, von panischem Schrecken gefasst, querfeldein ging. Ebenso war es mit dem Reiten: Hecken- und Grabenspringen wurde nie geübt, und als unser Zug auf dem Manöver einmal auf den Feldgraben kam, den vor uns Infanterie feldmarschmässig gepackt ohne Mühe übersprungen hatte, kam der Leutnant, ein Unteroffizier und ich hinüber; die anderen Pferde versagten den Sprung, fielen, kehrten um, und wenn im Ernstfall jenseits drei feindliche Kerls gestanden hätten, so konnten sie mit grösster Musse uns alle zusammenschiessen. Eines Abends verkündete der Wachtmeister im Stall: Morgen früh um sechs Uhr wird allarmiert. Um fünf war das ganze Regiment versammelt, die Pferde gesattelt, die Mannschaften standen daneben, fertig zum Aufsitzen, und als der Trompeter die Trompete nur ansetzte, rückten die Schwadronen fix und fertig auf den Exerzierplatz, das nannte man Allarmieren. Dagegen wurde Parademarsch und namentlich Parademarsch zu Fuss, der grösste Unsinn für einen Kavalleristen, endlos und bis zur Erschöpfung geübt, weil bei der Kirchenparade zu Fuss bei dem Könige vorbeimarschiert werden musste. Von irgend einer Übung, die im Ernstfall von Nutzen sein konnte, war in dem ganzen Jahr nicht ein einziges Mal die Rede; und auf den sogenannten Übungs-

märschen wurde nur Schritt und langsamer Trab geritten, und sowie die Pferde anfingen warm zu werden, sorglich innegehalten — um das Pferdematerial zu schonen. Das Wichtigste war ein möglichst ausführliches und luxuriöses Frühstück unter schattigen Bäumen mit Regimentsmusik. So kam es denn, dass beim Manöver die an keine Strapaze gewöhnten Pferde furchtbar zusammenklappten, viele nicht aus dem Fressbeutel das Futter nehmen wollten, und auch die meisten Mannschaften sich nur wieder nach der Bequemlichkeit des Kasernendienstes sehnten. Jedem, der nicht ganz gedankenlos das alles ansah und mitmachte, mussten schwere Zweifel aufsteigen, wie solche Truppen sich dermaleinst vor dem Feinde benehmen würden, und ich weiss, in wie gedrückter Stimmung ich unser Heer 1866 in Böhmen einrücken sah, da aber war, Gott sei Dank, schon ein anderer Geist eingezogen, und das war eines der vielen Verdienste, die der alte Kaiser Wilhelm sich von seinem Regierungsantritt an um Preussen erworben hatte. Damals aber galt er uns als das Ideal eines Gamaschenunteroffiziers, und mit Entzücken erzählte uns unser Wachtmeister, der Prinz von Preussen habe auf einer Parade plötzlich sein Pferd pariert und gerufen: Der Unteroffizier hat einen falschen Jahrgang Hosen an! Das ist ja möglicherweise eine wahre Geschichte, aber er wusste eben noch andere Dinge. In solchen Kleinigkeiten aber ging die ganze Tätigkeit der Führer vom Unteroffizier bis zum Regimentskommandeur, und leider auch wohl höher hinauf, damals gänzlich auf. Als ich eingekleidet war und zum ersten Mal dem Regimentskommandeur vorgestellt werden sollte, schärfte mir unser alter Wachtmeister ein, ich solle die Kehle recht aufblasen, denn wenn der Kommandeur den Finger zwischen Kragen und Hals hineinzwängen könne, werde der Kragen unnachsichtlich enger gemacht. Und richtig, das war der erste Griff des Kommandeurs — aber ich war gewarnt. Und es ist unglaublich, wie der Blick damals für derartige Spielereien geschärft war. Hatten

wir Parade — sie fanden damals noch Unter den Linden statt, und waren eine Höllenpein — so musterte zuerst der Unteroffizier seinen Beritt, dann der Leutnant seinen Zug, der Rittmeister die Schwadron, jeder besserte, glättete Falten in der Uniform, rückte Schnallen am Riemenzeug zurecht, und stand dann das Regiment aufmarschiert auf dem Hofe der Kaserne, so fand der Regimentskommandeur noch hundert Fehler, die kein Unteroffizier-, Leutnant- oder Rittmeisterauge bemerkt hatte. „Wir haben für alles Bestimmungen“ krächzte dann der kleine dünne Tyrann, für alles — nur nicht für den Ernstfall, musste ich bei mir denken, denn davon war nie die Rede. Hatte diese Putzerei über drei Stunden gedauert, dann ritten wir unter die Linden, wo die Kavallerie Aufstellung auf der Sonnenseite vor den wie Öfen glühenden Häusern nahm, und nun endlos hin und her geschoben wurde, bis die richtige Distanz und Front gewonnen war. Das dauerte wieder Stunden; dann ritt der König einmal mit seiner Suite bei uns vorbei, wir ritten einmal bei ihm vorbei, und „mit langsam abgemessenem Schritte verschwanden wir im Hintergrund,“ und das Tagewerk war vollbracht, und man hatte die schönsten Kopfschmerzen vor Hitze und Langeweile. Bei Gelegenheit meiner ersten Vorstellung ereignete sich eine Geschichte, die wahrscheinlich dem Wachtposten am Brandenburger Tor eine böse Stunde bereitet hat. Paul Mendelssohn hatte mir zu meinen Besuchen bei den Herren Offizieren seine Equipage gegeben (von Erdmann hatte er sich schon lange emanzipiert). Ich fuhr also in elegantem Wagen in der Paradeuniform der Ulanen, die sehr stattlich aussieht, mit wehendem Federbusch über den Pariser Platz, und der Posten an der Wache, der wohl ein Neuling sein mochte, rief schallend „Heraus“. Die Wache stürzte an die Gewehre, ich machte mich natürlich so wenig als möglich bemerklich, sah aber doch, wie der wachthabende Offizier den unglücklichen Ruhestörer fürchterlich herunterkanzelte. Es ist allerdings

etwas viel verlangt, von einem armen, vielleicht erst seit kurzem in Berlin weilenden Bauernjungen zu fordern, dass er sofort, bei den hunderten von Uniformen aller Arten und jeden Ranges, wissen solle, was die betreffenden Honneurs sind, und ein Irrtum in demjenigen vor demjenigen, dem es zukommt, ist erklärlich — wird aber bestraft. Unsere Wachen waren glücklicherweise nur an unserer einsamen Ulanenkaserne, und doch passierte auch dabei dem einzigen Volontär, der ausser mir bei dem Regiment war, ein Unglück. Der Mann zeichnete sich nicht durch Geist aus, und bei seiner ersten Wache hatte man ihn vorsichtigerweise an das hintere Tor nach dem öden Exerzierplatz hinauspostiert, wo menschlicher Voraussicht nach nichts Salutierbares vorbeikommen konnte. Das Schicksal fügte es aber, dass unser Kommandeur, von einem Spaziergang kommend, vorbeiritt, und der arme Posten der Instruktion gedenkend dass vor diesem herausgerufen werden müsse schrie mit Stentorstimme das ominöse Wort in die Wüste hinaus, wo er „fern vom Schall der menschlichen Rede“ stand. Das hören und wütend auf den Unglücklichen losjagen, war eins: „Wer soll heraus? Die Schindmähren aus dem Stall?“ und er verfügte sofort die Ablösung des Verbrechers.

Mitte Mai ging Tante Rebecka auf eine längere Badereise, ich lasse einige Stellen aus unserer Korrespondenz folgen.

An Rebecka.

Berlin, 23. Juni 1853.

„Wenn es auch in Karlsbad hübsch ist, hier ist es noch viel hübscher. Alle Bekannten ziehen weg, und man sieht in der Stadt nur zugemachte Fensterladen, und gestern war es so staubig, dass man garnichts sah, und heute regnet es so, dass man wieder nichts sieht. Ins Theater geht man nicht, denn es ist zu heiss und alles hat Urlaub, nur eine Königsberger Truppe spielt, aber man betrachtet sie vielfach als eine den Berlinern

vom Himmel zugeschickte Züchtigung; aber Pepita tanzt zum fünfzigstenmal als eine den Berlinern zugeschickte Unzüchtigung „unwiderruflich zum allerletztenmal“ und die Wollmarktlandwirte schwitzen vor Vergnügeu, ich weiss aber nicht, was ihre Frauen dazu sagen? So schauderhaft hatte ich mir Berlin im Sommer doch nicht gedacht! Stelle Dir einen Zustand vor, in dem Herr F. mein nächster anwesender Bekannter ist und von mir mit einer Art Raptus begrüsst wird, da ich ihn im Hennigschen Sommergarten treffe. Ich kann mir jetzt eine belagerte Stadt denken, wo man zuletzt Wanzen und Würmer frisst, denn F. ist entschieden eine geistige Wanze. Ah quel plaisir d'être soldat!“

Berlin, 23. August 1853.

„Bei Euch sieht es übrigens jetzt schauderhaft aus: alle Tage stinkt es nach etwas anderm, alle Tage klebt man wo anders und an einer andern Farbe fest, alle Tage stehn in einer andern Stube die Stühle und Tische übereinander. Maler mit rotplierigen Augen, weisse Maurer, schwarze Schornsteinfeger, Tapezierer, die einem einen Mund voll Wasser ins Gesicht prusten, Bohner schliddern einen über den Haufen und dann setzt man sich in einen heimtückischen Scheuereimer.

Alles, was noch in Berlin ist, — und das sind doch immer noch einige hunderttausend Menschen — sucht wenigstens in den Nachmittagsstunden dem verfluchten Nest zu entgehen; ein solches Strömen zu den Vergnügungsorten, ein solches Laufen und Fahren ist mir noch nie vorgekommen. Was kümmert die Leute orientalische Frage und alles? Immer wieder mein Jude, der mit 15 Millionen Preussen in die Schande von Bronzell dividiert und seinen Anteil leicht erträglich findet. Und das Schlimmste ist, der Jude hat Recht, und wir andern, die wir uns ärgern, verbittern uns nur das Leben. Aber nein! — Eigentlich hat er doch nicht Recht.“

Rebecka an mich.

Kreuznach, 3. September 1853.

„Goethe sagt irgendwo im zweiten Teil — nicht von Faust, sondern von seiner italienischen Reise —, er könne nicht den Seinigen schreiben, er werde von ungeheuern Mächten hin- und hergeworfen. Unter allen Ausreden finde ich die die allerbequemste, und sehe nicht ein, warum ich sie nicht auch verbrauchen soll?

Deine Beschreibung vom Zustande unserer Wohnung macht mir keine Lust, bald zurückzukommen; übrigens, obgleich sie mit vielem Talent gemacht ist, sieht man doch, dass dem Autor noch manche Fachkenntnisse fehlen. Bohner, Tapezierer und Maurer können nicht an einem Tage genannt werden; erst wenn die verreiste Herrschaft ihrer Köchin geschrieben hat: wir kommen übermorgen zurück, überziehen Sie die Betten und holen Sie $1^1/_2$ Pfund Kotelettes, Ihrer wohlgewogenen etc., dann fängt der Tapezierer an zu spucken und der Bohner ist noch nicht fertig wenn die Herrschaft in die Droschke steigt und fragt: Ist alles zu Hause in Ordnung? „Jawohl!" Dann kommt man an, und riecht schon unten im Hausflur den Kranz von Tannen und alten Eichenblättern und weiss nicht, ob man mehr überrascht ist über die lange Guirlande draussen mit dem papiernen „Willkommen" oder über die Unordnung im Innern, wo alles verdreht steht, und dabei muss man gemütlich sein, d. h. erst den andern Tag schelten.

Mit Maler, Maurer, Töpfer ist's ganz anders: auf die Perspektive hin, dass der Töpfer kommt, macht das Mädchen, die gar nichts zu tun hat, schon acht Tage lang nicht mehr rein; dann kommt der Töpfer, wie sie eben einen Augenblick „rübergegangen" ist, und macht eine grässliche Sauerei, die ganze Erde voll. Das sieht das Mädchen, wie er halb fertig ist, räsonniert schrecklich, und legt eine alte Decke unter, die nun auch dreckig wird. Dann nimmt sie eine Scheuerfrau und lässt wegfegen; und dann sollen die Maurer den andern Tag um

sieben kommen. Drei Tage darauf kommt um neun ein Maurer oder Maler und kann nichts anfangen, bis sein Kollege da ist. Unterdessen frühstückt er und sieht aus dem Fenster, ob der andere nicht kommt. Der kommt endlich, frühstückt auch, und nun suchen sie ihre Farbentöpfe. „Schockschwerenot, ich habe meine Pinsel verjessen!" Während er rennt, sie holen, das heisst, er geht ganz langsam und charmiert unterwegs mit den Droschkenkutschern und Bierkellnern, kann der andere wieder nichts machen und sieht wieder aus dem Fenster. Endlich fangen sie an und machen den ganzen Fussboden voll blauer und grüner Farbe, wobei auch ein bischen auf die Wand kommt; dann klingelt's und es kommt ein kleiner Junge: „Ick möchte jern Vatern sprechen!" — „Wer ist denn Dein Vater?" — „Der arbeit't hier." — Ach so. Nun geht der eine Arbeiter raus. „Vater, Du sollst mal bei Muttern kommen." Wieder ein Fluch und er geht nach Hause. Der andere sieht ihm unterdessen aus dem Fenster nach und macht witzige Bemerkungen. Dann ist's Mittag und dabei machen sie den ganzen Fussboden voll Fettflecke, und dann legen sie sich mitten in die Stube und schlafen, u. s. w., con grazia in infinitum, bei Gott nicht übertrieben. Ich habe mich oft gewundert, dass bei dieser Art zu arbeiten zuweilen doch etwas mit der Zeit fertig wird." — — —

Das Ende meiner Dienstzeit und damit das Ende meines Berliner Aufenthalts kam heran. Ich hatte noch das Offiziersexamen zu machen und dabei beging ich eine sehr grosse Torheit, die ich im späteren Leben noch bitter zu büssen hatte. Ich rannte wieder an der Mauer der militärischen Verhältnisse meinen Kopf ein, in ganz vom Zaun gebrochener, unmotivierter Weise. Den äusseren Anlass bot ein Vorfall in der Instruktionsstunde, die uns Freiwilligen durch den Leutnant v. B. gegeben wurde. Dieser, ein ganz gewöhnlicher, eleganter Garde-Kavallerieoffizier, wurde in einer der letzten Stunden herausgerufen, kam wieder und sagte höhnisch lächelnd: „Denken Sie

sich, meine Herren, da sagt mir der Bursche, es wolle mich ein Mensch draussen sprechen, und es war gar kein Mensch, es war ein ganz gemeiner Jude!“ — Wahrscheinlich war es ein unbequemer Gläubiger gewesen mit einem Wechselchen von dem Herrn Leutnant. Das ging mich ja eigentlich gar nichts an, aber es bosste mich. Das Unglück wollte, dass denselben Nachmittag der Wachtmeister mir sagte, ich müsse zum Examen mein „Cocclovitta“, wie er das curriculum vitae nannte, schreiben. Ich ging nach Hause und schrieb ein fulminantes Aktenstück zusammen, in dem ich zuerst meine Abstammung von Moses Mendelssohn und dem Judentum sehr betonte, dann erzählte, bei meiner Anwesenheit in Paris hätte mir (dem fünfjährigen Kinde!) das Attentat von Fieschi auf Ludwig Philipp einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und endlich erwähnte, in Italien habe ich die Bekanntschaft des Grafen Gonfaloniere gemacht, eines Leidensgefährten Silvio Pellico's der ebenso wie dieser von Oesterreich nichtiger politischer Gründe wegen auf das grausamste eingekerkert worden sei.

Wir gingen ins Examen. Ich habe schon erwähnt, dass ich mich zum ganz tüchtigen Soldaten ausgebildet hatte. Mein Examen fiel infolgedessen ganz brillant aus, und der alte Ehrenstein, unser Rittmeister, bei dem ich einen grossen Stein im Brett hatte, äusserte mir darüber seine Freude. Da gab ich das unglückliche Cocclovitta ab und dies fiel wie eine Bombe in meine Aussichten. Der Wachtmeister fragte mich besorgt, was ich denn verbrochen habe, der Rittmeister tobe und fluche ganz schrecklich über mich. Es dauerte auch gar nicht lange, so kam der Leutnant v. B. mit seinen unendlich langen Beinen über den Kasernenhof auf mich zu gestiegen, stellte sich mit etwas verlegenem Gesicht vor mich hin, da ich ihn in reglementsmässiger Stellung erwartete, und fragte: „Sagen Sie mal, Freiwilliger, der Silvio Pellíco, von dem Sie schreiben, der war wohl ein sehr gefährlicher Mensch?“ Die Geschichte fing an, mich ungeheuer

zu amüsieren: „Im Gegenteil, Herr Leutnant, ein reines Dichtergemüt!“ — „So?“ — „Zu Befehl, Herr Leutnant, und hat ein sehr interessantes Buch geschrieben: Le mie prigioni — das sollten Sie wirklich einmal lesen.“ Damit war das Inquisitorium zu Ende. Ich erhielt aber den Befehl, am andern Morgen beim Kommandeur anzutreten. Mit stolz geschwollener Brust ging ich hin — der ganze Marquis Posa gärte in mir; ich wollte ihm sagen — ja, was ich eigentlich sagen wollte, wusste ich nicht recht; aber ich war auf bittere Vorwürfe von dem alten Eisenbart gefasst und war entschlossen, mich tapfer meiner Haut zu wehren und unendlich erhaben zu sein.

Der Kommandeur empfing mich im Schlafrock und fing ganz freundlich an: „Lieber Sohn, Sie haben uns ja ein ganz wunderliches Curriculum eingereicht. Ich habe Sie immer für einen recht vernünftigen jungen Menschen gehalten, weshalb haben Sie uns denn das alles gesagt? Wir haben Sie ja gar nicht darnach gefragt?“ — Und nun setzte er mir ruhig auseinander, meine politischen Gesinnungen gingen ihn und das Offizierkorps eigentlich gar nichts an, wenn man sie ihm aber in so ganz unmotivierter Weise unter die Nase riebe, müsse er ja davon Notiz nehmen, so ungern er es auch täte. Kurz, er sprach so vernünftig und unwiderleglich, dass ich den Marquis Posa ganz stille sauber einpackte und ihm zugestand, ich hätte einen sehr dummen Streich begangen. „Ja, das haben Sie allerdings,“ entgegnete er, „und Sie werden leider die unangenehmen Folgen zu tragen haben. Denn wir können Ihnen, so gut auch Ihr Examen ausgefallen ist, die Qualifikation zum Offizier nicht erteilen.“

Und so war es — ich fiel durch, und was ich für Unannehmlichkeiten deswegen noch zu erdulden hatte, wird später zu erzählen sein. Ich hatte vorerst jedenfalls gesehen, dass die preussische Armee keinen Spass versteht.

Darüber war denn nun der 1. April und mit ihm meine Abreise von Berlin herangekommen. Ich hatte eine Stelle bei Amtsrat Paalzow in der Priegnitz angenommen

als Administrator seines Pachtgutes Luggendorf; er selbst wohnte anderthalb Meilen davon auf seinem eigenen Gut Mesendorf.

Ich ging guten Mutes einer lange entbehrten praktisch landwirtschaftlichen Tätigkeit entgegen. Meine Einführung in Luggendorf war allerdings sonderbar genug. Ich kam in Mesendorf bei Paalzow an, und er liess sofort anspannen und fuhr mich selbst nach Luggendorf hinüber. Viel Zeit war nicht zu verlieren, denn meinen Vorgänger hatte er Knall und Fall, wegen unregelmässiger Kornrechnungen, wie Bräsig sagt, fortgejagt, und man befand sich mitten in der Saatzeit. Paalzow fuhr mit mir auf den Luggendorfer Hof, ich stieg ab, nahm meinen Koffer herunter und erwartete nun, Paalzow werde mich einführen, den Leuten vorstellen und mir die nötigsten Informationen geben. Der alte Herr aber blieb sitzen, sagte „Das ist nun Luggendorf, adieu“, drehte um und fuhr nach Hause. Da stand ich nun ganz allein auf dem sonnenbeschienenen stillen Hof. Die Leute waren alle auf dem Felde, keine lebende Seele zu sehen und zu hören. Ich musste doch über die formlose Art meines Regierungsantritts lachen; indessen was war zu tun? ich schulterte meinen Koffer, und ging dem Hause zu, was wohl meine Residenz sein musste, und fand endlich die Frau des Kämmerers. So hiess der Würdenträger hier, der in Pommern Statthalter, in Dahme Vogt, in Kunzendorf Meier genannt wurde. Ich stellte mich ihr als der neue Administrator, sie sich mir als Frau Dreckhahn vor; ich war versucht, zu sagen, „Das sehe ich“, sie hätte es nur leider nicht verstanden. Ich ass die erste von vielen hundert Milchsuppen, die mir Frau Dreckhahn gekocht hat, packte meine Sachen aus, und sah mich vorerst in Haus und Hof um. Darüber wurde es Mittag, die Leute kamen nach Hause, ich machte die Bekanntschaft des Herrn Dreckhahn, musste ihm aber auf seine Frage, was Nachmittags gearbeitet werden solle, sagen, dass ich davon natürlich keine

Ahnung habe, und dass er nur vorläufig weiter bestimmen solle. In den ersten Tagen wusste ich wirklich manchmal nicht, wo mir der Kopf stand. Mitten in der tollsten Arbeitszeit — und es zeigte sich, dass in der Zeit des Interregnums, und schon unter meinem ziemlich gewissenlosen Vorgänger sehr viel versäumt war — musste ich mir ausser der Anordnung der täglichen Arbeit die ganze allgemeine Übersicht über das Gut, die Leute, den Viehstand, die Fruchtfolge verschaffen. Die Register waren vernachlässigt, eine zuverlässige Gutskarte existierte nicht, und es kam in der ersten Zeit, als ich auch die Leute noch nicht ordentlich kannte, vor, dass ich an fremde Arbeiter auf fremdes Feld heranritt und mich erst vorsichtig erkundigen musste, ob ich denn da etwas zu sagen habe.

Und die Korrespondenz musste auch wieder nach langer Pause persönlichen Verkehrs angefangen werden

Luggendorf, 19. April 1854.

„Ja, ja! Da sitzt man schon wieder und schreibt sich Briefe und anderthalb Jahre in Berlin sind verschwunden, gewesen. Dein Brief war sehr hübsch und wenn Du auf meine kurzen immer so lange schreibst, wäre ich fast versucht zu schliessen. Aber man muss die Götter nicht versuchen, und die Tanten auch nicht, und dieser Brief soll sehr lang werden.

Gestern habe ich einen schrecklichen Festtag erlebt, wie er auf dem Lande sein muss: Die alten Paalzow's und Rothe's waren schon zu Mittag fortgefahren zu einem Nachbar, das junge Volk kam Nachmittags nach. Da traten wir nun in ein Zimmer, das nie gelüftet wird, und so roch wie arme Leute. Darinnen sassen zehn bis zwölf Herren, die zuviel Champagner getrunken hatten und politisierten. — Von der Politik hast Du garkeinen Begriff, aber ich, denn ich war in Dahme. Sie trieb mich in ein zweites Zimmer, dem man ansah, dass alle Möbel den Morgen erst aus den Futteralen genommen

waren, es war auch vor lauter Ehrfurcht ganz leer, nur ein alter Herr schlief den Schlaf des Gesättigten und Betrunkigten, an den Wänden hingen Kreuzabnahmen, Abendmäler — es war entschieden das Staatszimmer. Aber nein! mein Blick fiel in einen dritten — Raum möchte ich nicht gern sagen, denn es war nicht viel Raum da; aus ihm funkelten mir die blauen, roten, grünen und gelben Kleiderrücken eines kompakt geschlossenen Damenkreises entgegen, von der mir zugekehrten Seite verdunkelt — oder sagen wir lieber überstrahlt durch die blauen, roten, grünen und gelben Augen, Backen und Haare der zugehörigen Schönen. Auch sie schienen zu schlafen, denn man hörte kein Wort sprechen, nur die Stricknadeln rasselten. An der Wand hing eine illuminierte Lithographie „Rural pleasures“ eine Viktoria Droschke mit vier Pferden bespannt und altmodisch kostümierten Leuten fährt in einer Staubwolke, in der noch zwei obligate Hunde umherspringen. Auf einer Konsole stand — ein goldener Kazike mit Rubinaugen, würde Madame Meier sagen — d. h. ein bronzener Kazike mit Glasaugen, ich glaube, seine Bestimmung war drei Talglichte zu halten, auf der Servante stand der bekannte Strauss von gemachten Blumen — dies Zimmer war das Staatszimmer. Eine Dienerin präsentierte mir auf einem Brette Bier und Kaffee, das Bier sah sehr schwarz aus, der Kaffee sehr hell, und da ich die Wahl hatte, dankte ich für beides und ging in den Garten. Da war wenigstens frische Luft, und gerade ebenso amüsante Gesellschaft, eine Gänseherde weidete auf einem Rasenplatz. Ich musste aber doch endlich wieder hineingehen und da fand ich dann, dass ich allerdings einen politischen Fehler begangen hatte, für Bier und Kaffee zu danken, denn die andern Herren, die doch schon Champagner genossen hatten, nahmen beides; ich galt fortan für einen exentrischen Menschen. Es wurde dann sogar getanzt — lass mich darüber schweigen, der Geist meiner ge-

mordeten Hühneraugen schreit laut zu Marianne Grimmert um Rache. In den Berichten von Lq. in der Nationalzeitung erreicht bei Festen nach Tische die Fröhlichkeit einen Gipfel, den zu beschreiben er sich enthält; dies geschah auch hier, ich war wirklich nahe daran, zu flennen wie ein Kind vor Langeweile, dann fuhren wir endlich fort. Heut kommt nun dieselbe Gesellschaft zu Paalzow, und dieselbe couleur in Grün und Ödigkeit erlebt ihre zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Und das ist Ostern. Und Angesichts solcher Zustände erfrecht sich Faust noch immer zu fragen. „Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon etc.?"—

Dienstag. Gestern war es nicht ganz so schrecklich, namentlich weil der Pastor M. nicht da war, der immer vom modern angefressenen England und dem historisch entwickelten Russland spricht. Schade, dass der Kerl kein Engländer ist, die Modernität hätte sich dann gehütet, England anzufressen, um ihn nicht mit hinunter zu schlucken. — Heute ist nun der ganze Rothe'sche Train sechs Mann hoch abgereist, und es ist viel stiller und angenehmer geworden. Das eine Fräulein Rothe kokettiert rasend und singt schlechte Lieder gut und gute schlecht; sie hat mich angesteckt mit einem verdammten Ding von „Hansel und Gretel" (Du kennst solche Bänkelsängermelodien, die einem ansitzen wie Pech und Kletten) über das ich mich heute schon den ganzen Tag schändlich gebost habe. Die jungen Männer sind recht unbedeutend und der alte Rothe ist bei der Polizei angestellt, weiss, dass Hinkeldey im Grunde seines Herzens sehr liberal ist, und küsst immerfort seine Gattin, was unangenehme Empfindungen im Magen hervorruft. — Jetzt besteht die Gesellschaft noch aus dem alten Paalzow, der mir bis jetzt recht gut gefällt, aber wenig Menschenkenntnis besitzen muss, denn er hat mich neulich um Rat gefragt, ob er Papierchen verkaufen soll — ich soll wissen! — Sage doch Onkel Dirichlet, er solle ihm einen Rat geben. Ich schnitt aber natürlich ein sehr kluges Gesicht und

sagte, augenblicklich sprächen sich die Konjunkturen sowohl für Verkaufen als für Kaufen aus, sie ständen pari, in einigen Tagen würde es sich wohl entscheiden, und dann solle er meine Ansicht hören. Er schien mich nicht recht zu verstehen, ich war mir aber auch selbst etwas dunkel. Dann Madame Paalzow, die wie eine verschrumpelte Eierpflaume mit roten Augen aussieht, aber herzensgut zu sein scheint; sie liebt praktische Spässchen; neulich ging ich die Treppe hinauf, da schlug mir etwas auf den Kopf, dass ich dachte, die Decke käme herunter, und als ich aufsehe, ist es die alte Paalzow, die mit einem ungeheuren Wirtschaftskontofolianten mit metallbeschlagenen Ecken dasteht, eben zum zweiten Hieb ausholt, und sich halbtot lacht, „sie hätte mich erschrecken wollen“ — ich muss gestehen, ihre Absicht ist ihr vollkommen gelungen. Indessen ist sie nicht so schlimm, wie sie aussieht, was allerdings sehr schlimm wäre. Drittens ein Fräulein hoch in die siebenundzwanzig, rote Nase, gefühlvoll, schwärmt für Veilchen und Nachtigallen, legt Karten und backt gute Kuchen. Denn ein Fräulein Koch, aber nicht Wally, sondern — schlag mich tot, wenn ich weiss, wie sie mit Vornamen heisst — ich glaube Klara. Sie ist etwas schweigsam, ich glaube, sie spannt den Redestrom durch eine Schleuse ein, wie die Schlesier ihre Wasserfälle im wilden Riesengebirge, weil nicht Stoff genug da ist, wenn sie es aber dann für fünf Silbergroschen springen lässt, so sieht der wässrige Strom eine Weile ganz niedlich aus. Sie ist auch recht hübsch. Jetzt lebe ich hier in Luggendorf ganz allein und das ist ungeheuer nach meinem Geschmack. Es ist übrigens allerliebst hier, und wenn es erst grün ist, wird es ganz reizend sein. Ich habe drei oder vier Plätzchen hier mit ungeheuren Bäumen, wenn die in Berlin wären, bekämen sie die schönsten Namen, es würde ein Kaffeehaus da gebaut und wäre scheusslich: da sie aber nicht heissen, kein Kaffeehaus da ist und ich ihr einziger Besucher, so ist es sehr hübsch. Mittags esse ich entweder

eine Milchsuppe mit Kartoffeln, die mir meine Vogtin, Dreckhahn mit Namen, sehr gut und reinlich kocht, oder ich reite nach Mesendorf, wenn ich mit Paalzow zu sprechen habe, wo immer für mich gedeckt ist. Abends speise ich bei mir zu Hause, pour varier les plaisirs Kartoffeln mit Milchsuppe. Oft aber auch Eier (frisch), Käse, (alt) und Tee (schlecht) Wurst und Butter à discretion. (Jerechter Jott, sagt Grossmama).

Tante Rebecka an mich.

Berlin, 6. Mai 1854.

„Da ich seit gestern zwei blaue Silbergroschencouverts habe, habe ich gar keinen Grund mehr, Dir nicht zu schreiben. Warum hast Du Rabenneffe nicht dem Onkel Dirichlet gratuliert? Associé étranger soll ja wirklich eine Ehre sein. Ich habe Dirichlet sehr geärgert, weil ich immer gesagt habe, es sei doch nur ein unsichtbarer mérite Orden, wenn es auch bei der Ernennung etwas properer zuginge, er hat sich aber wirklich geärgert, und da habe ich ihn denn beruhigt mit dem Zitat: „Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan“, etc. Du wirst die Fortsetzung kennen. Wenn Du ihm gratulierst, so bringe doch an, er müsste sich jetzt erst recht angreifen, denn noblesse oblige oder il vaut mieux trop tôt que jamais, das sind seine Redensarten für Gratulanten.“

Ich schrieb darauf an Dirichlet.

Luggendorf, 8. Mai 1854.

„Lieber Onkel! Wenn ich Dir erst jetzt schreibe, so musst Du das nicht meiner Unempfindlichkeit gegen die Ehre zurechnen, die denen widerfahren ist, die Dich zum Associé étranger ernannt haben, sondern meiner Unbekanntschaft mit diesem Faktum. Ich Unglücklicher, ganz beschäftigt mit dem gemeinen Beruf, Brot und Fleisch zu erzeugen, (aber nicht „Fleisch von meinem Fleisch“, wie in der Bibel steht) weiss garnichts von dem, was sonst in der Welt vorgeht. Gestern ist mir die Sache

zu Ohren gekommen, und heute ergreife ich, mit Hintansetzung einiger Tagelöhner-Getreide- und Geldrechnungen die Feder. Aber mein Wahlspruch in dieser Hinsicht ist: Il vaut mieux trop tôt que jamais und so halte ich meine Versäumnis für entschuldigt. Wem aber soll ich mehr gratulieren, der Gesellschaft die Dich zum Correspondant étranger ernannt hat, oder mir? Denn nach dem Satze „Wenn zwei Grössen einer dritten gleich sind, so sind sie untereinander gleich" (beiläufig gesagt, einer der Sätze, die Ihr Mathematiker nicht beweisen könnt, und auf die Ihr Euer ganzes Lügengewebe baut) nach diesem Satze bin auch ich dieser Würde teilhaftig geworden: Du bist Correspondant étranger, ich bin Dein Correspondant, also bin ich auch Correspondant étranger. Auch fühle ich wohl die schweren Pflichten, die meine neue Würde mir auferlegt, „noblesse oblige" und ich werde mich von jetzt an erst recht angreifen müssen, mein Amt als Correspondant gut zu verwalten, Du wirst daher, nicht wie früher alle drei Jahr einen, sondern jedes Jahr drei Briefe von mir bekommen. „Il n'y a qu'un pas du sublime au ridicule", das sieht man hieran recht. Ein Orden pour le mérite ist ridicul, eine Ernennung zum Associé sublim, Warum? Weil eben dieser ganze Pas dazwischen liegt, und weil man das Korrespondentendiplom nicht um den Hals trägt. Ich meine das nicht spasshaft, sondern ernsthaft: Ich glaube, dass diese Grenze ungeheuer schwer zu definieren ist, wo eine äussere Ehrenbezeugung aufhört, eine Ehre zu sein, und anfängt, ein Orden zu werden. Wie man's will, es ist entweder sehr schwer oder ganz leicht. Sage bitte der Frau Associée étrangère, ich kennte die Sketches von Boz noch nicht, und mein Geburtstag fiele dieses Jahr schon auf den 16. Mai. Ich dankte ihr sehr für ihren schönen Brief und würde gleich antworten. Werde ich in dem Brief an Tante bestellen können, ich dankte Dir für einen Brief? — Schreibe mir doch, von was Du eigentlich Associé geworden bist, ob von einer

Aktiengesellschaft oder von der Banque de France, und ob die Geschichte rentabel ist? dann mache ich meine Associéschaft auch geltend. Tante schreibt mir bloss das nackte Faktum, Du seiest Associé geworden. Und damit leb wohl."

Ich will die Mitteilung der Briefe einen Augenblick unterbrechen, und über meine landwirtschaftliche Tätigkeit in Luggendorf und mein Leben daselbst einiges berichten: Es war das erste Mal, dass ich, vollständig auf eigenen Füssen stehend, zu wirtschaften hatte, und ich sah bald zu meiner Freude, dass meine Vorbildung mich dazu befähigte. Ich hatte in vier ganz verschiedenen Gegenden Güter und Menschen kennen gelernt, und einen noch weiteren Überblick in Hohenheim und namentlich durch den täglichen Umgang mit Walz bekommen, der erstlich sehr viel wusste, und zweitens die Gabe hatte mitzuteilen, was er wusste, eine Gabe, die wenige Menschen, und am allerwenigsten im allgemeinen die Landwirte haben. Paalzow war ein ganz eigentümlicher Mensch; ein self made man, wenn auch nicht im besten Sinne des Wortes. Es gab manche recht dunkle Punkte in seinem Leben, so z. B. sprach er mit Enthusiasmus von der schönen Zeit, wo der Schmuggel über die mecklenburger Grenze, der wir ganz nahe waren, noch geblüht hatte. Er hatte eine Menge Unternehmungen angefangen Brennereien, Brauereien, Stärke-Zuckerfabriken, und muss sich ein sehr hübsches Vermögen zusammengespart haben. Jetzt war er alt und kümmerte sich nur by fits and by starts um die Wirtschaft; um die Luggendorfer glücklicherweise fast garnicht, so dass ich da ziemlich freie Hand hatte. Luggendorf liegt in ganz anmutiger Gegend, allerdings ausgesprochenen Norddeutschen Tiefebenecharakters ohne Wasserflächen, leicht welliges Terrain, schöne Baumgruppen, ein Hauptreiz der Landschaft der sehr häufige Ginster, eine Lieblingspflanze von mir, die dort in grosser Üppigkeit bis über Manneshöhe gedeiht, und alle Feldraine besetzt hält. Der Boden des

Guts bestand aus zwei streng geschiedenen Teilen: Der grössere hatte leichten Sandboden, der, bis ich hinkam, meist als Schafweide benutzt und selten zu dürftigen Roggenernten beackert wurde, der kleinere, tief gelegene war schöner, schwarzer, schwerer Boden, in den alle Feuchtigkeit aus den Sandbergen hineinzog; infolgedessen schwer zu bestellen und viel zu nass. Ich legte nun Paalzow einen Plan vor, die Höhen durch Lupinenkultur, die damals gerade aufgekommen war, zu grösserem Ertrage zu bringen, die Wege in dem tiefen Lande, in denen bis dahin die Wagen häufig stecken blieben, aus den Sandbergen mit Kies zu befahren und so zu chaussieren, und die schweren nassen Äcker zu drainieren. Ich machte mich anheischig, indem ich die Ochsen zum Fahren anlernte, was ich in Süddeutschland als gut ausführbar gesehen hatte, alle diese Meliorationsarbeiten ohne weitere Gespannvermehrung auszuführen; nur für die Beschaffung eines grösseren Arbeiterpersonals müsse ich die Mittel angewiesen bekommen. Paalzow ging darauf ein und in den zwei Jahren, die ich dort war, drainierte ich den grössten Teil des schweren Bodens mit dem besten Erfolg, chaussierte alle dessen bedürftigen Wege und nahm den grössten Teil des leichten Bodens in Kultur. Ich baute bis zu 180 Morgen Lupinen, die mir freilich in der Blütezeit die schönsten Kopfschmerzen, aber Luggendorf auch vorzügliche Roggenernten und eine Menge vortrefflichen Schaffutters verschafften. Die meisten Lupinen wurden allerdings grün untergepflügt. Sie wuchsen bis zu fünf Fuss hoch, und ich führte Hohenheimer Pflüge eigenartiger Konstruktion ein, um diese gewaltigen grünen Massen gehörig unterzupflügen. Einen grossen Kampf hatte ich in der ersten Zeit zu bestehen: Luggendorf war bis dahin als die dienende Magd von Mesendorf betrachtet worden; wenn sie hier mit den Arbeiten im Rückstand waren, was oft geschah, so musste Luggendorf mit Leuten und Gespannen aushelfen. Davon konnte nun bei dem schwunghaften Betriebe, den ich

einführte, nicht mehr die Rede sein, und ich musste mich einigemal stark auf die Hinterfüsse setzen, um mich meiner Luggendorfer Haut zu wehren; es gelang mir auch der Nachweis, dass es lediglich Folge der Mesendorfer bummeligen Wirtschaft war, wenn sie dort nicht fertig wurden, und dass Mesendorf, wo keine Meliorationsarbeiten vorgenommen wurden, mehr Arbeitskräfte hatte als Luggendorf. Auch mit der Trägheit und dem Widerwillen meiner Leute hatte ich anfangs zu kämpfen, die sich namentlich gegen das Fahren mit Ochsen empörten; sie behaupteten, das ginge gar nicht, bis ich ihnen den Beweis führte, dass sogar zum Ziehen im nassen, schweren Boden Ochsen viel brauchbarer sind als Pferde. Allmählich ging aber alles gut, und die Leute wurden sogar bei jeder neuen Einrichtung neugierig und sagten: Nu soll uns man doch wunnern, wie dat wedder gahn ward? Und et gung. — Einen sonderbaren Streich spielte mir beim Anfang der Ernte meine Unbekanntschaft mit den landesüblichen Ausdrücken; überhaupt habe ich alle Benennungen der Geräte, Werkzeuge etc. bei meinen Wirtschaften in so verschiedenen Gegenden vier bis fünfmal neu lernen müssen. In Schlesien nannte man das Weiterfahren des zu beladenden Wagens „Nachrücken“. Nun bestellte ich am ersten Erntetage dem Vogt, er solle zwei Jungen zum Nachrücken schicken; diese nehmen dem Knecht, der mitaufzuladen hat, das Fahren von einem Haufen zum andern ab. Der Vogt sah mich etwas verdutzt an, sagte aber nichts. Am andern Morgen, als ich den letzten Wagen vom Hof spediert hatte, ritt ich auf die Wiese, fand aber keine Nachrücker und alles in Konfusion. Wo sind die Jungen? fragte ich etwas unwillig. „Ja, die haben ja der Herr Inspektor an die Zäune bestellt.“ An die Zäune? sagte ich und sah nun meinerseits verdutzt aus. „Ja, die bringen die Rückzäune in Ordnung, ich dachte, das meinten der Herr Inspektor mit Nachrücken.“ Ach, sagte ich, sie sollten die Wagen weiterfahren; wie nennt Ihr denn das hier? „Ach,

Tauführen sollten sie! Na, ich wunderte mich gleich, dass Sie dazu keinen bestellt hatten, aber Sie machen ja alles anders; ich dachte, das wär auch so ne neue Mod!" Natürlich war hinter der scheinbaren Dummheit etwas Malice wegen der neuen Moden.

Anfang Oktober fiel in meine ruhige landwirtschaftliche Tätigkeit plötzlich die überraschende, weil noch gar nicht erwartete Kunde, dass die Engländer und Franzosen Sebastopol eingenommen hätten. Sie bestätigte sich bekanntlich nicht, und es dauerte noch fast ein Jahr und forderte noch viel Gut und Blut, aber in dem Augenblick zuckte diese „Tatarenbotschaft" elektrisierend durch die ganze Welt und rief, je nach der politischen Ansicht, die verschiedensten Empfindungen hervor. Die meinigen habe ich in Briefen an Rebecka Dirichlet niedergelegt:

Montag, 2. Oktober 1854,

„Nachdem ich Mittags unter meiner Serviette das Extrablatt der National-Zeitung gefunden als schönstes Gericht — ein Gottesgericht.

Ach' Tante! Könnte ich doch allen Jubel, der in mir tobt und jauchzt, ausströmen in lebendigen Worten, statt mit der toten Feder! Könnte ich es jemand anders erzählen als den Tannen und Eichen meines Waldes — und selbst die lachen und schütteln froh die Köpfe; die Schöpfung freut sich, dass der Zerstörer zerstört wird — könnte ich heut bei Dir sein! Was ist aller Privatjammer dagegen? Wo bleibt der kleine, jämmerliche Kummer des Einzelnen gegen diesen Triumphtag der Menschheit? So ist es denn also wirklich wahr, was ich kaum noch zu hoffen wagte? Denn, wenn es jetzt nicht wahr wäre, nicht sich bestätigte — nein, es muss wahr sein. Gott, ich weiss recht gut, dass damit noch wenig gewonnen ist für die Ewigkeit, aber ich will dem heut die Augen verschliessen, ich will mich freuen; ich bin kein „principe" und muss den Augenblick nützen. Freuen ist so hübsch! Auch weiss ich recht gut, dass der Privatjammer sein

Recht behält, dass der kleine Kummer des Einzelnen das geackerte Feld des Herzens wieder überzieht, aber für jetzt ist die Erde aufgerissen und liegt schwarz und fruchtbar, gesunden Samens harrend da; ich will mich jetzt darüber freuen und gesunden Samen einstreuen, vielleicht geht manches gute Korn auf. — Donnerstag. Es kann nicht bestimmt werden (was sehr schade ist), wie lange ich am Montag noch so hätte fortschreiben können, denn ich war, im eigentlichsten Sinne des Wortes, freudebetrunken. Aber schon heut macht sich der Privatjammer wieder geltend, bestehend in seit drei Tagen anhaltenden Kopfschmerzen (vielleicht der Katzenjammer der Freudebetrunkenheit), die mir sehr störend sind. Aber sie machen mich doch gegen das angenehme Gefühl, die National-Zeitung jetzt zu lesen, nicht unempfindlich. Das sind jetzt die umgekehrten Flitterwochen des russischen Krieges, wo sie sich noch zanken, und die muss man benutzen; lange dauert es doch nicht, dann hört diese schöne Zwietracht auf und sie werden sich wieder auf die jämmerlichste Weise vertragen, und schliesslich kommt gar nichts heraus, als dass wir Preussen auf eine oder die andere Art die Zeche bezahlen. Mein Verhältnis zu Louis Napoléon ist ein eigentümliches, gerade wie das vom Just zum Wirt in der Minna: Louis Napoléon schenkt mir ein Gläschen veritabeln Danziger, echten doppelten Lachs nach dem andern ein — er alliiert sich mit England, demütigt so und so viel gekrönte Häupter, nimmt Bomarsund, nimmt Sebastopol — ich trinke alle die Gläschen aus, sage „Gut Ding, wahrlich gut Ding! Aber auch die Wahrheit ist gut Ding! Herr Louis — er ist doch ein Lumpenhund.“ Und zwar wäre er der grösste von allen, wenn nicht die andern vor ihm kröchen und so Lumpenhundshunde wären; so aber tragen die andern doch den Preis davon.“

Ohne Datum.

„Was Sebastopol anbetrifft, so bin ich allerdings mit

kaltem Wasser begossen worden, als ich eben in der grössten Hitze war; dass aber dies „russische Bad“ noch immer andauert, dass ich seit vierzehn Tagen im kalten Wasser stehe, ist sehr störend, und ich bin davon sehr verschnupft. Einstweilen lese ich alle Tage in der Zeitung die Schlacht an der Alma, die anfängt, mich stark zu ennuyieren, und dabei denke ich mir, dass es doch wahrscheinlich immer so war, und dass das nun Geschichte ist. Wenn in zwanzig Jahren mein kleiner Junge neueste Geschichte lernt, und da liest: „1854 Schlacht an der Alma, und vier Wochen später Eroberung Sebastopols“, dann wird der Kleine mit glühenden Backen mich fragen: „das war wohl schön, das mitzuerleben, Papa?“ (denn der Junge hasst natürlich die Russen) und dann werde ich ihm sagen: Ach nein! denn die vier Wochen, die Du so schnell liesest, die dauerten wirklich vier Wochen und waren sehr eklig, und die Schlacht an der Alma haben wir in diesen vier Wochen achtundzwanzig mal beschrieben gelesen faute de mieux — vielleicht aber sage ich ihm das nicht, um ihm nicht Illusionen zu rauben, sondern ich zeige ihm den begeisterten Brief, den ich neulich an Dich geschrieben (ich kann das sehr leicht, denn Du wohnst dann bei mir) und dann wundert sich der kleine Hensel, dass sein Vater — ein so bedächtiger, kluger und erfahrener Mann — in seiner Jugend so hitzige Briefe schreiben konnte. — Ich schreibe jetzt übrigens etwas über den einjährigen preussischen Militärdienst, was mich entweder zum Kriegsminister oder zum Zellengefängnisbewohner machen wird.“

Rebecka an mich.

Berlin, 16. Oktober 1854.

„— — — ich denke jetzt oft im Rückblick auf alles, was wir seit sechs Jahren erlebt haben, und was uns wohl noch bevorsteht, wie idyllisch doch das Leben Deiner Mutter war! Ein misslungener oder ein guter Musiksonntag war eine Hauptbegebenheit, der vereinigte Land-

tag ein grosser politischer Moment, der Brand des Opernhauses eine Kalamität. Wohl ihr! Wir müssen uns jetzt freuen, wenn 3000 Franzosen und Engländer und noch viel mehr Russen auf dem Schlachtfeld bleiben."

Dieselbe an denselben.

Ohne Datum.

„Gestern hat ein neuer Mensch bei uns gegessen, ein Professor Guhl, zwar von hier, den ich aber im Louvre kennen gelernt habe, ein Kunstwissenschaftler, aber ein geistreicher, viel und gut sprechender Mensch, verwachsen, mit einem feinen klugen Gesicht, nun siehst Du ihn vor Dir. Der Mann hat ein Buch geschrieben, Künstlerbriefe, das ich mir habe geben lassen, in der Idee, es seien Briefe so von Theobald an Guido: „Du weisst, mein teurer Guido, seit ich den Boden der heiligen Künste" etc. Keineswegs aber, sondern es sind wirkliche Briefe von Raphael, Perugino, Michel Angelo et Comp., hübsch zusammengestellt und mit sehr hübschen Anmerkungen und Erzählungen über damalige Zustände, also gerade das Buch wie ich es brauche. Neulich war ich dabei „pleureur d'Homère", ich hätte bald geweint, dass Raphael nicht mehr lebt; dessen Briefe haben eine Art Ähnlichkeit mit denen von Felix."

Anfang Dezember ging ich auf einige Tage nach Berlin, und fand bei allen Meinigen die liebevollste Aufnahme. Die Rückreise machte ich in Begleitung einer wunderschönen jungen Ulmer Dogge, Crib, die mein Vater mir geschenkt hatte; ich wollte nicht gern die langen Winterabende ohne eine vernünftige Hundeseele in Luggendorf sein. Ich hatte mir nach der Bahnstation ein Pferd bestellt, setzte mich wohlgemut, wie ich ging und stand, ohne Sporn und Peitsche auf, und ritt los. Kaum fing ich an zu traben, so wurde der Hund munter, der offenbar noch nie neben einem Pferd gelaufen war, und schnappte dem Pferd nach den Beinen. Dieses, ein sehr nervöses, temperamentvolles Tier nahm diesen Scherz

übel, nahm den Zaum zwischen die Zähne und ging ab. Der Hund jauchzend hinterher, und nun begann eine tolle Jagd. An halten war nicht zu denken, ich sass hülflos auf dem rasenden, wahnsinnig eingeängstigten Tier. Der Hund immer hinterdrein, auf keinen Zuruf hörend, immer dem Pferd nach den Fesseln schnappend, und es zu immer tollerer Angst steigernd. So gings durch die Priegnitz. Ich konnte nichts tun, als das Pferd möglichst vor einem Sturz bewahren und in gebahnten Wegen halten. Die Gegend, durch die wir tobten, war mir gänzlich unbekannt. Ich wusste doch nicht recht, wie das enden solle — wahrscheinlich mit einem Sturz und einigen gebrochenen Gliedern, es wurde mir recht unbehaglich. Endlich erblickte ich in der Ferne Bullendorf; hier kannte ich die Lokalität und sah Aussicht auf Rettung: Die Strasse läuft an dem Gut entlang, der Eingang auf den Hof liegt rechtwinklig von der Strasse ab. Das Pferd war allmählich matter und langsamer geworden, als ich an das Hoftor kam, warf ich das Tier kurz herum, sprengte in das Tor; der Hund, der, die Augen voll Schmutz, blind hinterher lief, schoss gradeaus die Strasse entlang, und ich konnte schnell abspringen. Das Pferd stand, zitternd an allen Gliedern, mit Schaum bedeckt und zu Tode erschöpft da. Der Hund aber war, sobald er mich auf der Erde sah, ganz zufrieden und sprang wedelnd an mir in die Höhe: er hatte die ganze Sache für einen famosen Spass gehalten. Ich liess mir nun eine lange Peitsche geben, stieg wieder auf, und als der Hund dasselbe Spiel wieder beginnen wollte, bekam er einen Jagdhieb, zum Zeichen, dass mir dies Benehmen nicht scherzhaft vorkam. So ritt ich langsam nach Haus, beständig den Hund abwehrend und das Pferd beruhigend. Crib wurde nun einige Wochen mit dem Pferd zusammen eingesperrt, aber es dauerte lange, bis dieses seine Angst überwunden hatte. Es war vielleicht die ernsteste Gefahr, in der ich je geschwebt hatte, mir den Hals zu brechen. Crib aber wurde bald mein grosser Liebling,

er war ein sehr schöner Hund. Ich hatte ihn noch nicht lange, als er einen Beweis angeborner Race-Eigenschaft gab: Die Ulmer Doggen sind Saupacker, das heisst sie werden auf der Wildschweinsjagd gebraucht und darauf dressiert, den Eber von der linken Seite anzulaufen und über ihn springend sein rechtes Ohr zu fassen, oder umgekehrt; so sind sie vor einem Hieb mit den Hauern sicher. Eines Tages hatte ich einige ungarische halbwilde Schweine gekauft, und eines derselben entwischte beim Abladen und lief in den nahen Wald. Ich rief Crib, setzte ihn auf die Spur des Flüchtlings, hörte bald jämmerliches Gequieke und fand Crib in der ganz richtigen Stellung das Schwein am Ohr haltend. Gelernt hatte er dies, wie ich sicher wusste, nie, es war also vererbte Eigenschaft von seinen auf diese Weise durch Generationen dressierten Voreltern. Darwin würde sich darüber gefreut haben.

Rebecka an mich.

Berlin, 4. April 1855.

„Du wunderst Dich, warum die Leute sich mehr gegen unvermeidliche Schickungen, Märzschnee, Aprilschmutz, Maikälte etc. empören als gegen vermeidliche Könige? Sehr einfach! Raisonnieren über schlecht Wetter ist ja das Einzige, was noch nicht mit Zuchthaus besteuert ist. Lass es nur nicht laut werden, dass Du Dich darüber wunderst, sonst wird nächstens ein Ehescheidungsgesetz über Raisonnieren über schlecht Wetter vor die Kammern gebracht und Stahl Berichterstatter an derselben Stelle, wo einst der Sommernachtstraum entstand.*) — Ich lese jetzt mit Wuth französische Revolutionsmemoiren, und komme immer darauf zurück, man lege sich schlafen. Wenn eine solche Masse Heldenmut, Energie, Talent, Blut zuletzt zu wieder den Bourbonen und schliesslich zu Napoleon III führt, was wollen wir armen Kinder denn

*) Anmerkung: Leipzigerstrasse 3, das Mendelssohnsche Familienhaus, später Herrenhaus.

ausrichten? Fast komisch war mir's gestern, wie ich mittendrin, um zu sehen, ob's für Flora past, Dullens Geschichte des deutschen Volkes in die Hand nahm und den alten bekannten Jammer so noch einmal überlas, wie von Anbeginn die Deutschen ihre eignen ärgsten Feinde waren, und wie gut es alle anderen Völker wussten und benutzten. Was hilft's? Wir wissen das sehr gut und wandern doch nicht aus! Was hält uns eigentlich hier? Erinnerungen, Kälte, Staub, Mücken, Kiefern, Gewohnheit. Das einzige Wichtige, die Erinnerungen, könnten und müssen wir ja mitnehmen. Aber wir bleiben doch hier — wären wir nur beisammen!

Ich habe während meines Krankseins allerlei Bücher durchgeblättert, u. A. ein Buch von Auerbach, Dichter und Kaufmann; es ist aber, obgleich manches hübsche darin ist, zu jüdisch für einen Juden. Unsereins kann sich nicht Veilchen und Täubchen reizend denken, ich habe das ganze Buch durch gemauschelt. Ausserdem halte ich es für ein verkehrtes Ding, das Leben eines bestussten Schwachmatikus einen dicken Band durch zu beschreiben, der nicht klüger (der Mann nämlich) dadurch wird, dass er mit Moses Mendelssohn und Lessing verkehrt. Doch hat mich's persönlich interessiert, weil ich an viele Erzählungen von Vater und Mutter dabei gedacht habe, namentlich Vaters tiefen Hass gegen das Judentum, der mir oft unangenehm war, wieder verschiedentlich darin erklärt und motiviert gefunden habe."

„Man ist hier sehr empört über Buchers Berichte, er soll „der guten Sache" schaden, dadurch, dass er Englands faule Flecken aufdeckt. Er hat aber Recht, und jeder Tag gibt ihm mehr Recht. Was sagst Du denn zu den jetzigen Aussichten? Ich bin gewiss für faulen Frieden wo er hingehört, zwischen Oesterreich und Preussen und der Schlacht von Bronzell, aber diese Menschenschlächterei für nichts und wieder nichts, das ist mir doch zu viel. Omar Pascha hatte eine feine Nase, als er nichts mit denen zu tun haben wollte, und allerdings wer liess uns

etwas von etwas erwarten, worüber so viele hohe Häupter einer Meinung waren. — Heut' ist wieder etwas feuchter Dreck, so was nennt man hier Frühlingsahnung; ich will ein bischen spazieren gehn und mit einer roten Nase wiederkommen."

Wir hatten allerlei schöne Pläne zu gemeinschaftlichen Reisen gemacht, aber es kam jetzt eine Wendung in Dirichlets Schicksal, die allen diesen Plänen ein Ende machte. Gauss in Göttingen war gestorben, und Dirichlet wurde dahin berufen. Wie hoch er Gauss stellte, kann man aus einer hübschen Geschichte ersehen, die ich einmal mit ihm erlebte. Wir sassen rauchend in seiner Stube. Dirichlet war wochenlang sehr schweigsam gewesen, er war einer grossen Entdeckung auf der Spur. Er pflegte zu sagen, ich sei der einzige Mensch, den er zu solchen Zeiten um sich leiden könne, ich verstände so schön zu schweigen. Nun also, wir schwiegen beide, plötzlich aber richtete er sich auf, sagte ganz vergnügt „Jetzt habe ich es", und wurde gesprächig. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte ich ihm, es müsse doch ein schönes Gefühl sein, sich sagen zu können, man sei der Erste in seinem Fach. „Ach was, Unsinn, von der Erste ist gar keine Rede. So unter zehn bis zwölfen zähle ich wohl mit?" Wer sind denn die andern? Da besann er sich eine Weile, dann sagte er: „Der andre ist Gauss." Natürlich hatte es grossen Reiz für Dirichlet, die Stelle dieses ersten aller Mathematiker auszufüllen berufen zu sein, und er ging bereitwillig auf die Unterhandlungen ein.

Tante Rebecka an mich.

Berlin, 20. April 1855.

„Mein lieber Sebastian, es ist nun entschieden und wir gehen im Herbst nach Göttingen. Die Tinte ist geduldig und schreibt solch ein grosses Wort ruhig nieder, aber es ist doch sehr infam, dass es so hat kommen müssen und dass die letzten Rudera unserer Familie aus-

einandergehn. Ich habe zwar verdammt wenig davon gehabt, alle vierzehn Tage ein Diner en famille, das ist, in Anbetracht, dass wir ein ganz anderes Zusammenleben hätten führen können, sehr wenig, aber in Anbetracht dass es auch nicht mehr geschehen wird, sehr viel, und wenn ich auch sonst mal behauptet habe, der Rinderbraten am Sonntag sei das Band, das die Familie zusammenhält, so hält sie, wenn's zum Klappen kommt, doch noch anderweitig zusammen und geht nicht ohne einen grossen Riss auseinander. Historisch berichtet, kam am Montag, als noch niemand Böses dachte, der kleine Weber aus Göttingen in der Eigenschaft eines ausserordentlichen Bevollmächtigten von Hannover, um den Handel abzuschliessen. Paul und Magnus wollten durchaus, Dirichlet sollte den Ruf auf Professorenweise benutzen, da niemand wagen wollte, ehe der Ruf schwarz auf weiss da war, den Minister anzugehen, indessen Dirichlet wollte es nicht, und ich konnte ihn auch nicht mit gutem Gewissen dazu bereden, und nun ist es so und muss the best of it gemacht werden. Ich stelle es mir schrecklich vor und hoffe, mich überraschen zu lassen; ich denke mir das reine Kuhschnappel, trotz allem, was von angenehmer Geselligkeit, Unabhängigkeit der Professoren, Aussicht auf Berge, gutem Geist der Studenten etc. gerühmt wird. Ich fragte Weber, ob er nicht für Dich einen Lehrstuhl der Agrikultur gründen könnte, er meinte aber, das wäre nicht nötig, da ein solcher vorhanden, für jetzt aber ist er besetzt. Domänen sollen früher das reine Gold gewesen sein, seit 1848 aber mehr Essig. Übereile Dich aber doch nicht mit Ankauf, wer weiss, ob sich nicht ein Warzentrost, Rosenköter, Mehlpampe oder dergleichen im Hannöverischen findet."

Und so bröckelte nach und nach Berlin ab, das Berlin meiner Kindheit, meiner Jugend; das Haus war verkauft, das Herrenhaus tagte darin, das Leben meines Vaters war schon seit dem Tode meiner Mutter gänzlich

zerstört. Jetzt gingen Dirichlets und es blieb nur Paul Mendelssohn, der mich an das erinnerte, was mir Berlin einst gewesen war. Es vergingen siebzehn Jahre, bis ich zu der Stadt meiner Geburt wieder in nähere Beziehungen treten sollte.

Tante Rebecka an mich.

Berlin, 2. Mai 1855.

„Kurz nach meinem letzten Brief ist das Meisterstück moderner Zivilisation, die Brückenwage, eingelaufen, wofür ich meinen schönsten Dank sage. Bis jetzt dient sie allerdings mehr zum Spielzeug für Ernst und Paul, die Mittwoch Nachmittags Folianten wiegen, und nächstens, wenn ich noch einige Gewichte angeschafft haben werde, sich selbst wiegen wollen, denn, aufrichtig gestanden, hierzulande wiege ich nicht viel nach, um nicht zu sehen, wie ich betrogen werde. In Göttingen, wo ich mir überhaupt vornehme, vollkommen zu sein, werde ich's einführen. Du siehst doch von hier, wie die Vollkommenheit nach vierzehn Tagen im alten Schlendrian ist, oder nicht einmal angebahnt wird, um Nationalzeitungsch zu reden.

Na ob es mit uns beim Alten bleibt! Es wird noch viel älter werden, d. h. ich werde gewiss, wenn die Stühle erst auf den Herren sitzen, sehr viel Zeit haben und viel mehr schreiben; es ist eine bekannte Sache, dass man aus kleinen Städten die längsten Briefe schreibt. Jetzt ist es fast komisch, wie alle Menschen, die sich das ganze Jahr nicht um uns bekümmern, sich über unser Fortziehen grämen und gar nicht begreifen, wie ich ohne sie werde fertig werden können. Herr F. wollte uns u. a. gestern durch seinen Besuch die Trennung erleichtern, Ernst hat ihn aber abgehalten."

Berlin, 27. Mai 1855.

„Ich hatte mich heut vor acht Tagen auf die Entdeckungsreise nach unserm neuen Wohnort gemacht und

bin Donnerstag wieder angekommen, nachdem ich in den drei Tagen eine Wohnung gemietet, alle notwendigen Erkundigungen über Prediger, Französischlehrer und Köchin eingezogen, zwei Soupers, ein Diner und zwei Landpartieen erfahren hatte. Göttingen hat mir im Ganzen den Eindruck gemacht, den ich erwartet habe; die Stadt ist etwas hässlicher, die Gegend etwas hübscher als ich glaubte, das kompensiert sich, und letzteres muss für manches andere trösten. Ich hoffe entschieden von der besseren Luft und dem ruhigeren Leben Gutes für meinen armen Kopf, der nachgerade zu schwach für Berlin wird. Überhaupt, es ist nun einmal so, Dirichlet ist contentissimo, und so muss es gut sein. Leichtsinn ist jetzt Tugend. Das Nähere, wenn ich es erst erleben werde. Gasbeleuchtung soll erst über's Jahr kommen, bis jetzt lässt man sich durch eine Laterne mit zwei Lichtern Abends abholen, die als Equipage mit zwei Pferden gemeldet wird, und angesichts derer die Studenten aufhören zu krähen, zu bellen, oder womit sie sich sonst angenehm und nützlich auf der Strasse beschäftigen.

Ein Vorzug von Göttingen ist, dass keine Göttinger da sind; es ist eine aus ganz Deutschland zusammengewürfelte Bevölkerung quant aux Professoren, und aus der ganzen Welt quant aux Studenten. Das ist in einer kleinen Stadt ein entschiedener Vorteil, weil man ruhig die Dinge bei ihrem Namen nennen kann und nicht zu sagen braucht, keine Strassenbeleuchtung sei deutsche Biederkeit und Einfalt. Um Dir unsere Wohnung näher zu bezeichnen, so weiss ich nicht, wie die Strasse heisst, in der sie liegt; es gibt überhaupt nur eine Strasse, die einen Namen hat, die Weender Strasse; in der ist sie nicht. Sie liegt am Zusammenfluss dreier kleiner Strassen, besitzt als Hauptstück ein hübsches, grosses Eckzimmer mit einem Balkon. Links und rechts davon eine Reihe Zimmer, die durch einen grossen Korridor verbunden oder getrennt sind, und von denen eins gleich zum Fremdenzimmer eingerichtet wird. Aussicht über lauter

spitze Nachtmützendächer, Nachbarschaft: erstens alles, zweitens die Bibliothek mit allen klassischen Werken inklusive Kladderadatsch, die Promenade in der Stadt, bestehend aus etwa zwanzig Linden, und der sehr schöne Wall, auf dem man täglich seinen Spaziergang um die Stadt macht. Zu einem Hauskauf oder Bau habe ich mich nicht gleich entschliessen wollen, von wegen keine Ueberstürzung nicht, es wird aber wohl das Ende vom Liede sein. Der ganze Zustand, Pläne zu machen, gezwungen zu sein, über die Zukunft zn bestimmen, als ob ich leben bliebe, ist mir ganz neu; seit 1848 habe ich in einer ganz biblischen Unbekümmertheit gelebt, von der Hand in den Mund; das hört nun auf und es mag sein Gutes haben, es rüttelt die Lebensgeister ein wenig auf. Noch muss ich ganz was Neues sagen, dass in dieser Jahreszeit sogar der Weg von Berlin nach Göttingen paradiesisch ist, besonders erschien mir der Rückweg so, nicht als Witz, sondern weil auf der Hinreise eine höchst unparadiesische Art von Hundewetter, Donnerstag auf der Rückfahrt aber ein schöner warmer Sommertag war. Mein Mittagessen bestand darin, dass ich in Braunschweig Pfefferkuchen für die Kinder kaufte und mir eine Apfelsine in die Tasche steckte."

An Tante Rebecka.

Luggendorf, im September 1855.

„Dass ich Paul Mendelssohn's in der Schweiz getroffen habe, wirst Du gehört haben; ich habe mich über alle Begriffe gut amüsiert und diese Reise ist wieder einmal einer von den Lichtpunkten im kodderigen Leben, das allerdings augenblicklich einen hohen Grad von Kodderigkeit erreicht hat; es ist jetzt hier ganz unausstehlich, ein Glück, dass es nur noch dreissig Tage dauert; (Du siehst, ich bin wie ein Schuljunge und zähle die Stunden bis zu den Ferien ab). Vom 1. Oktober an „steht mir wieder die ganze Welt offen" was Ihr vernünftigen Leute uns unvernünftigen immer als ein

grosses Glück darstellt, was ich aber für einen sehr fatalen Zustand halte. Denn was einem von der ganzen Welt offen steht, sind eben öffentliche Gegenstände: Eisenbahnkoupées, Postwägen, Restaurationen, es wäre mir lieber, es stände mir irgendwo eine ganz kleine Hütte offen, also nach Schiller nur $^{1}/_{5}$tel der Welt. — — — Weiter nichts für heute, ich habe jetzt viel zu tun, um das Gut in präsentablem Zustand abzugeben; ich weiss, dass neulich der beste Landwirt der Gegend gesagt hat, Paalzow würde lange suchen können, bis er wieder einen solchen Kerl fände, wie mich — und das hat mir doch Spass gemacht. — Und nun leb' wohl, und möge Dir der Umzug nicht allzu schwer werden, liebe Pourleméritterin! Ich gratuliere, aber 1000 Taler Zulage wäre doch besser gewesen, und dann wäret Ihr in Berlin geblieben, und Leipzigerplatz 18 ist es doch oft sehr hübsch gewesen für Deinen

S. H.“

Luggendorf, 29. September 1855.

„Liebste Tante, wenn ich diesmal mit Dir rechnen wollte, so wäre ich weniger ein Neffe, als ein Untier, und müsste nicht wissen, was packen heisst. Ich weiss aber, was packen heisst, und bin kein Untier, also — sei gegrüsst in Göttingen!

Möge es Euch wohl dort gehen, möget Ihr Euch heimisch fühlen, und möge ich Euch bald dort besuchen — das sind so meine ersten Wünsche. Dass Du armes Wesen jetzt eine sehr scheussliche Zeit durchgemacht hast, kann ich mir lebhaft vorstellen; erhole Dich aber nun, und pflege Dich, und wiege Dir auf der Dezimalwage täglich einige Pfund vorzüglichen Essens zu, auf dass Du fett werdest und lange lebest auf Erden, und zu Deinem Antrittsball (gib ihn nur bald) eine gar stattliche Figur spielest. Ich wollte Dich in Versen bewillkommnen, aber seit ich das Gedicht kenne, welches der Küster in Ganz, einem Dorf hier in der Nähe, zum Em-

pfang von der Rittergutsbesitzerin gedichtet und durch seine weissgekleidete Tochter nebst einem Myrthenkranz hat überreichen lassen — seit ich dies Gedicht kenne, habe ich die Poesie aufgegeben. Es lautet:

Flüsternd leis von Kindertönen
O willkomm!
Laut von Töchtern und von Söhnen
O willkomm!
Und von Alten: wenn gewönnen
Die Ortsmutter wir — wir können
Rufen laut: Willkomm!

Dieses Kränzchen, zwar gewunden
Lockres Band.
Wo zwei Herzen sich gefunden
Fester Band.
Wenn sie durch ein „Ja“ verbunden
Teilen Leid- und Freudenstunden
O! welch unauflöslich Band! —

Nicht der Segen alter Ahnen
Ruht auf Ganz.
Nicht berühmte Veteranen
Bauten Ganz.
Nur „durch Sie“ — o! ernstes Mahnen!
Werden Gottes Untertanen:
Segne und erbaue Ganz!

Also, liebe Tante, segne und erbaue Göttingen und vor allem, erbaue nun bald mich durch einen Brief, wenn es auch nur im telegraphischen Depeschenstil ist; die ausführlichen Berichte schickt ja Marschall Pelissier, duc de Sebastopol, auch erst drei Wochen später. Da ich nun weiss, wie Sebastopol von den Franzosen eingenommen ist, möchte ich auch wissen, wie Du von Göttingen eingenommen bist; das interessiert mich mindestens ebenso sehr. — Meine Zeit hier ist nun auch um! Ich müsste eigentlich schon gepackt haben, wenn

ich mich nicht davor graulte. Nun geht das unstäte Vagabundenleben wieder an; ach! was ich das satt habe. —

Meine nächste Reise landwirtschaftlicher Art wird nun wohl jenes Land der Kimmerier, vor dem ich eigentlich einen instinktiven Graul habe — Ostpreussen sein. Ich habe über die dortigen Konjunkturen Mitteilungen bekommen, die allerdings nicht unbedingt von der Hand zu weisen sind. Also werde ich wohl einige Monate lang frieren müssen, und wenn Geld dabei zu verdienen ist, vielleicht einige Jahre."

Luggendorf, 2. Oktober 1855.

„Natürlich war mein Brief eben weg, liebste Tante, als Deiner ankam. — So sieht also ein Brief aus Göttingen aus. Wer mir das vor einem Jahr gesagt hätte, dass ich mit Dir dahin korrespondieren würde. Und worüber wird man sich nächstes Jahr alles wundern, wovon man sich jetzt nichts träumen lässt — wenn man sich überhaupt noch wundert und träumt. Gutes wirds wohl schwerlich werden — wo sollte das auch herkommen?

Sehr hat es mich gefreut, dass Du, nach Deinem Brief zu urteilen, Deine gute Laune unzerbrochen auf den drei Möbelwagen dorthin bekommen hast und das ist die Hauptsache. Die andern Geschichten, Schlosser und Tischler und Hofräte werden sich mit der Zeit schon finden, und ans Kartoffelbuddeln wirst Du Dich auch gewöhnen: aber um eins bitte ich Dich: Lass Onkel sich nicht so auszeichnen, dass sie ihn zum „Höchsten auf Erden", zum Hofrat machen, es wäre zu schrecklich. — Meiner Ankunft kannst Du in etwa vierzehn Tagen entgegensehen; bis jetzt habe ich eigentlich keine Ahnung, wie man nach Göttingen reist, nur soviel glaube ich zu wissen, dass man irgendwo von der Eisenbahn verlassen wird, und dann noch einige Wochen durch die Wüste Sahara auf Kameelen befördert wird. — —"

Ich blieb nur wenige Tage in Berlin und reiste dann

nach Göttingen. Es war eine sehr frohe Zeit; ich bekam den Eindruck, der sich auch vollauf bestätigt hat, dass Rebecka Dirichlet sich sehr schnell in diese, von ihren bisherigen so ganz verschiedenen Verhältnisse einleben würde. In Baum, ihrem Arzt, in Siebold und seinen talentvollen Töchtern, in Weber (der mit Gauss zusammen die elektrische Telegraphie erfunden und zuerst praktisch gemacht hat) lernte ich liebenswürdige und interessante Menschen kennen; mit Wilhelm Baum, damals Student, schloss ich Freundschaft, die fürs Leben andauerte. Einige Tage war auch Keudell dort; es wurde viel musiziert. Ich sah mich um, ob sich vielleicht landwirtschaftlich Aussichten für mich eröffneten, aber vergeblich. Eine Erfahrung machte ich mit hannoverischer ländlicher Gastlichkeit, die ich doch der Vergessenheit entreissen will. Ich war auf einer Gesellschaft dem Pächter der grossen Domäne Weende vorgestellt worden, und dieser lud mich ein, seine Wirtschaft anzusehen, die etwa eine Meile von Göttingen entfernt war. Am nächsten Morgen ging ich also zu Fuss dorthin, und der Herr empfing mich in seinem Zimmer, sagte aber sofort, ohne mir nur einen Stuhl anzubieten: „Nun wollen wir hinausgehen.“ Wir besahen den Hof, alle Ställe, ich bewunderte sein wirklich recht schönes Vieh; dann führte er mich endlos durch alle seine Felder, auf denen freilich, der Jahreszeit entsprechend, nicht viel zu sehen war, als Stoppelfelder, die von dem schönen Stand der vorigen Ernte einen vorteilhaften Begriff gaben, und junge Saaten, die zu der Hoffnung einer ebenso schönen nächstjährigen Ernte berechtigten. Indessen allmählich war mein Verlangen, sein Vieh und seinen Weizen in gebratenem und gebackenem Zustand kennen zu lernen, recht lebhaft geworden. Endlich war der Rundgang vollendet, ich war seit sechs Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen und müde zum Umfallen, hungrig zum Brüllen. Wir kamen ins Zimmer und setzten uns. Bald erschien ein Dienstmädchen, flüsterte meinem Wirt etwas ins Ohr, dieser,

stand auf, verbeugte sich, sagte: „Entschuldigen Sie, ich werde zu Tisch gerufen" — und verschwand. Eine Weile zögerte ich noch, denn ich hielt es für absolut ausgeschlossen, dass dies etwas anderes als ein Missverständnis sein könnte. Der Mann hatte mich eingeladen, er wusste, dass ich seit vielleicht sieben Stunden nichts genossen hatte als den Anblick seiner Felder; er war offenbar ein sehr wohlsituierter Mann, ich war nicht etwa ein hergelaufener Handwerksbursche, sondern der Verwandte eines der ersten Professoren Göttingens; und selbst wenn er die Einladung vergessen und nur eine Mehlsuppe gehabt hätte, so musste er sagen: Nehmen Sie vorlieb. Indessen die Tür des Esszimmers blieb geschlossen, das Teller- und Gläsergeklapper nahm seinen ruhigen Fortgang und ich — meinen weniger ruhigen, sondern sehr wütenden. Halbtot kam ich bei Dirichlets wieder an. Griepenhagen hiess der Biedermann, — ich hoffe, sein Mittagbrot ist ihm den Tag nicht bekommen.

An Tante Rebecka.

Königsberg, 2. Dezember 1855.

„Wenn Du sehr böse auf mich wärst, liebste Tante, fände ich es ganz natürlich, sei aber for once eine unnatürliche Tante und sei nicht böse. Du sollst auch einen so langen Brief bekommen, mit soviel darin, dass Du eher erschöpft sein wirst als mein Stoff. Nachdem ich Euch verlassen hatte — (Gott, wie weit liegt das hinter mir! Sollte ich Dir wirklich seitdem nicht geschrieben haben? Es muss ein Brief an Dich in meinem Kopf verloren gegangen sein!) habe ich zunächst einige sehr schöne Tage in Dresden verlebt. — Ich sah eine schlechte Aufführung des Don Juan, wo sie den Mangel an innerem Feuer durch überstürzte Tempi auszugleichen suchten, sowie ein Theaterkonzert mit einer neuen Komposition von Niels W. Gade, Erlkönigs Töchterlein; Piccicatos und Flöten machen aber allein keine Elfenmusik, und Onkel Felix hat es doch besser verstanden.

Dann trat die Ristori auf, aber ich kann nicht in das wirklich ekelhafte Entzücken der Berliner über sie einstimmen; mir hat das jetzt so einreissende Wesen mehr oder minder grosser Künstler, mit schlechten Truppen umherzureisen, etwas so unkünstlerisches, dass ich mich nicht ganz darüber hinwegsetzen kann. Ich lasse mir das noch allenfalls gefallen, wenn sie zu ihren anatomischen Experimenten irgend ein corpus vile, ein obskures (hier könnte man mit Recht sagen obscönes) Stück von Alfieri oder etwas derartiges nehmen, und sich daraus eine Paraderolle zurechtschneidern, und die andern wirklich nur Statisten sind; wenn sie aber, wie Ira Aldridge den Othello und Macbeth, oder wie die Ristori Maria Stuart verarbeiten, so geht es mir über den Spass, und mir fehlt das Abstraktionstalent, dies gänzlich aus den Augen zu lassen und mich an der Darstellung einer grausam verstümmelten Rolle — und wäre es der schönste Torso — ungeteilt zu erfreuen, namentlich, wenn ich noch alle Backsteine in den Kauf nehmen muss, in die der Torso eingemauert ist. Die Schauspieler sind nun einmal reproduzierende Künstler, und sollten an ein Meisterwerk mit eben der Scheu und Pietät herangehen, wie ein guter Musiker an ein Beethoven'sches oder Bach'sches Stück. So etwas ist nicht zum zurechtmachen da, sondern zum rechtmachen. In der „Myrrha“ zieht, beiläufig gesagt, die Ristori, wenn sie sich totgestochen hat, ein Stück roten Flanells aus dem Busen, und zerrt diesen immer weiter hervor, je mehr Blut quellen soll. — Auf dem Ball bei Ezechel passierte eine sehr gute Geschichte: Nach dem Abendbrot sagte ein sehr junger Herr, der mit der kleinen Marie tanzte: „Mein Fräulein, wann werde ich Sie je wiedersehen? Vielleicht erst nach Jahren, wenn Sie schon Gattin, wohl gar schon Mutter sind!“ Und als sie dies ihrer Freundin (auch ein Balg von vierzehn Jahren) erzählte, antwortet die: „Ach, so was sagen einem die Herren immer auf dem Ball.“ — — Gestern vor vierzehn Tagen reiste ich

nun nach Ostpreussen, wenn ich offen sein soll, mit etwas schwerem Herzen, denn es war natürlich alles so absolute terra incognita. Aber schon in Dirschau (wo man die Eisenbahn verlässt, um sie erst wieder in Marienburg zu besteigen; die Fahrt auf Kähnen zwischen Weichsel und Nogat und auf der Post durch die Niederung zwischen beiden ist recht unbehaglich) ich sage, in Dirschau wurde mir klar, dass ich, wie mein alter Württemberger damals sagte, auch hier in der Gegend war, wo man sich für vierundzwanzig Kreuzer toll und voll fresse und saufe kann. Denke Dir, dass auf der Weinkarte der Table d'hôte in Dirschau zu lesen war: Johannisberger Goldsiegel aus der Fürstlich Metternich'schen Kellerei: 20 Silbergroschen. Wo findest Du das sonst in der Welt?

Es ist mir sehr interessant die Lokalitäten, die Leute, alles das, wovon ich durch meinen überwiegend ostpreussischen Bekanntenkreis schon soviel gehört hatte, nun von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Mir macht Königsberg den Eindruck einer entschieden bedeutenden Stadt, eines regen, geistigen Lebens. Männer wie Jacoby, Kosch, Dr. Hay, Simson, Erinnerungen wie Kant und Bessel — das imponiert einem doch. Ich wurde überall ausserordentlich freundlich aufgenommen, namentlich bei Oppenheims und Adelsons."

Tante Rebecka an mich.

Kuhschnappel, 11. Dezember.

„Es ist allerdings eine Niederträchtigkeit erster Klasse dans la guirlande, dass Du nicht geschrieben hast, indessen will ich Dir diesmal verzeihen, weil Du geschrieben, und allerlei Gutes geschrieben hast. Ich bin ja auch mal in der Übung im Verzeihen. — Beiläufig, ich kann die Süssigkeit davon garnicht goutieren, es ist eine elende, faule, verdorbene Syrups- und Mispelsüssigkeit, ein herzhafter, gesunder Zorn ist mir lieber, wo er hingehört. — — — Vorgestern haben wir

unsere Appartements eröffnet, und unsern sechzig intimsten Freunden die Heimkehr vorgesungen, und es fiel sehr gut aus; die Ensemblestücke gingen so gut, und das Ganze hatte solchen Zug und Leben, dass es mir selbst Vergnügen gemacht hat. Beim Nachtwächterlied habe ich manche Träne geweint — das versteht niemand ausser Dir. Die kleinen Soli im Chor die beiden Siebolds, was zweitens sehr hübsch aussah, und erstens auch ganz niedlich klang. Zuletzt Krippe mit zwei Kardinalbowlen und ungeheurer Dankbarkeit, ausgedrückt durch furchtbares Essen und Trinken und mehrere Professorentoaste: Wirte, Gäste, Sänger, Musik, alles Mögliche. Die Proben waren das Netteste, wie die Musik ihnen so einging und lieb wurde, und wie wir dabei so gut Freund wurden. Ein Student Walter, der den Schulzen singen sollte, nahm es bei der ersten Probe offenbar übel, dass er nur einen Ton zu singen hatte; bei der zweiten wurde ihm aber sein Standpunkt klar, besonders, weil ich ihm versicherte, die Rolle hätte immer den grössten Effekt gemacht, und er machte seine Sache ganz vortrefflich.

„Lasst mich den Löwen auch spielen“ fehlte natürlich auch nicht, sowie „Stichwörter und den ganzen Plunder“ und es war sehr hübsch, und ich fühle mich ordentlich ein bischen mehr zu Hause hier, seit hübsche Musik hier bei uns gemacht ist. Ja, ja, wir füttern die Leute mit Brosamen unserer alten Herrlichkeit!“

Und mit diesem freundlichen Bilde will ich für jetzt die Mitteilungen aus meinem Leben abschliessen. Als der Brief ankam, hatte ich mich eben verlobt, gleich darauf kaufte ich mein Gut Barthen, wo ich siebzehn Jahre ruhig leben und arbeiten sollte. Meine Lehr- und Wanderjahre waren zu Ende.

II. Gross-Barthen.

Es ist ein Jahr vergangen, seit ich an diesen Mitteilungen aus meinem Leben den Schluss meiner Jugend schrieb. Heute, am 1. März 1893, fahre ich fort:

Nicht in derselben Weise, gleichsam Tag für Tag, streng chronologisch; bisher war ich ein Einzelindividuum, das wie ein Atom unstät, bald hier, bald dort, mich umtrieb. Ich war in Pommern, der Lausitz, in Schlesien, in Süddeutschland, in der Priegnitz Landwirt gewesen, und hatte überall gelernt, wie sie es da machen. Nun sollte ich in Ostpreussen zeigen, was ich gelernt hatte. Aber zugleich gründete ich mir hier einen Hausstand und wurde der Mittelpunkt eines kleinen Kreises von Menschen, untrennbar verflochten mit meinen Schicksalen. Ich war nicht mehr ein einzelnes loses Fädchen, dessen Dasein oder Nichtdasein die Umgebung wenig kümmerte, sondern der Bestandteil eines festen Gewebes. Daher muss nun die Behandlung eine andere werden, wenn die Geschichte meines Lebens nicht durch die Aufnahme vieler anderer Lebensgeschichten ins Unendliche wachsen soll. Ich werde fortan aus diesem Gewebe einzelne Fäden herausziehen und genauer betrachten und wende mich zunächst zu meinem Gut.

Der Gedanke, nach Ostpreussen zu gehen und dort die landwirtschaftlichen Verhältnisse mit der Absicht eines Ankaufs mir anzusehen, lag für mich durch meinen wesentlich ostpreussischen Freundes- und Bekanntenkreis nahe: Roby Keudell, Ehlert, Meyerowiczens, Simson waren alle Ostpreussen, Walter Dirichlet war hingegangen und schilderte enthusiastisch Land und Leute. Von dem Adelsonschen Hause

wurde viel gesprochen, an sie wurde ich warm empfohlen. So ging ich denn, um mit eigenen Augen zu sehen; und was ich sah, gefiel mir. Königsberg hatte damals noch viel mehr, als es wohl jetzt der Fall ist, einen bestimmt ausgeprägten eigenen Charakter. Die Ostbahn war noch nicht einmal fertig, die Dirschauer Brücke wurde gebaut, und von Dirschau nach Marienburg fuhr man auf Fähren, über die Weichselarme mit Postwagen durch die Niederung. So war Königsberg von dem nivellierenden Strome des Weltverkehrs noch ziemlich unberührt. Der Nimbus von Namen wie Kant und Bessel, und der noch Lebenden wie Lobeck, Lehrs, Johann Jakoby gab der Stadt einen Zauber, dem man sich nicht entziehen konnte. Die Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit der Adelson'schen Familie war ganz so gross, wie sie mir geschildert worden, und nahm vorerst mein Interesse mehr in Anspruch als der Ankauf. Ich verlobte mich, und nun wurde die Frage, wo ich mir ein Haus gründen solle, eine dringliche; zugleich schränkte sich der Kreis, in dem ich suchen konnte, erheblich ein; denn meine Schwiegereltern wünschten, ihre Tochter in erreichbarer Nähe zu behalten. Also kam nur noch die Umgegend Königsbergs, etwa im fünfmeiligen Umkreis, in Frage. Nachdem ich einige andere Güter oberflächlich besehen, die mir garnicht zusagten, trat ich der Frage, Barthen zu kaufen, näher. Das Gut hatte sehr viel Verlockendes: guten, von leichtem Sand bis zu schwerem Lehm wechselnden Boden, ein vortreffliches Wiesenverhältnis, gut bestandenen Wald.

Abgesehen von der Unzulänglichkeit meiner Geldmittel war ein weiterer bedenklicher Umstand, dass Barthen an der Stirne geschrieben stand: „dies Gut bringt nichts.“ Allerdings die Gebäude waren ausgezeichnet; aber die Scheunen und Futterböden und Speicher waren leer, der Viehstand war lächerlich gering und der Acker in einem Grade verwahrlost und verunkrautet, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Dazu kam, dass das Gut schlecht oder vielmehr garnicht arrondiert war. Es bestand aus

dem Hauptgut Barthen, den Vorwerken Ottenhagen, Waldhof und Lindenau, den Wäldern Ackeran und Dichtenwalde und einigen kleineren Parzellen. Lindenau lag über eine Meile, Waldhof nahezu ebenso weit von Barthen, die Wälder noch weiter, keines grenzte an das andere, und von einem Ineinandergreifen der einzelnen Wirtschaften war keine Rede.

Indess gerade in diesen Mängeln lagen Momente, die für mich bestimmend zum Kauf waren: da die Vorwerke durchaus von einander unabhängig, eigentlich ganz selbstständige Wirtschaften waren, so eigneten sie sich vortrefflich zum Verkauf, ohne irgend eine Schädigung des übrig bleibenden Komplexes. Der Einzelverkauf versprach höhere Preise gegen meinen Ankaufspreis en gros; das verkleinerte Gut wurde dann meinen Mitteln angemessener; ich konnte dieses dann um so intensiver bewirtschaften. Und in Bezug auf die Ertragsfähigkeit, so war mir von vornherein klar, dass hier mit der primitivsten Melioration, dem Mergeln, Wunder zu verrichten seien.

Dass Mergel vorhanden, und auch in landwirtschaftlich nutzbarer Weise vorhanden war, daran war kein Zweifel. Wenn nämlich der Mergel zu tief unter der Oberfläche liegt, sind die Kosten des Abräumens der kalklosen Oberschicht und des Heraufkarrens zu gross, und das Grundwasser hindert bald die Ausbeutung der Grube. Aber der Mergel war vorhanden. Mehrere Nachbargüter waren schon mit dem günstigsten Erfolge gemergelt. Für Barthen selbst lag die Mergelungsfrage höchst eigentümlich und sogar psychologisch rätselhaft. Oberamtmann Böhm, der Besitzer von Barthen, war notorisch als Pächter der Domäne Balga durch Mergeln ein reicher Mann geworden. Er hatte dann Barthen gekauft, die Erfolge des Mergelns bei den Nachbarn gesehen, in Lindenau beim Auswerfen eines grossen Entwässerungs grabens Tausende von Fuhren Mergel ausgeworfen, sie dann auf Wagen geladen, und — — damit Löcher ausgefüllt! ! — Aus Versehen waren aber denn doch einige

Fuhren auf den Acker geraten, und da hatte sich denn ein so üppiges Wachstum entwickelt, dass selbst der dicke Schädel Böhm's es einsehen musste; im Herbst 1855 hatte er denn angefangen mit schwächlichen Mergelversuchen. Auch hierbei verfuhr er noch höchst sonderbar: er engagierte einen sogenannten „Mergelsucher“ und versprach ihm für jedes Mergellager, das er finden würde, fünf Taler. Der Mann muss sein Geschäft schlecht verstanden haben, sonst hätte er in wenigen Tagen ein reicher Mann werden müssen. Denn es fand sich, dass der Mergel überall, und zwar meist ganz dicht unter der Oberfläche lag, stellenweis sogar zu Tage. Um diese Mergelfrage gleich zu erledigen: ich warf mich auf diese Melioration mit aller Kraft; die drei trockenen Jahre 1856, 57 und 58 unterstützten mich, so dass ich die besten Mergellager auf einige zwanzig Fuss tief ausbeuten konnte, ohne dass mich Grundwasser hinderte, und die Erfolge blieben nicht aus.

Die Unterhandlungen mit Böhm wegen des Kaufs waren recht unangenehme. Zuerst forderte er 140,000 Taler, dann, als er sah, dass es mir Ernst war, 150,000 und endlich 160,000 Taler. Als er mir aber in einer Gesellschaft, wo wir uns trafen, lächelnd sagte: „Was werden Sie sagen, Herr Hensel, jetzt ist mein Preis 170,000,“ erwiderte ich ihm, ebenfalls lächelnd: Dann werde ich sagen, bester Herr Oberamtmann, dass Sie Sich einen andern Käufer suchen können, drehte mich, schwubb, auf den Hacken herum und liess ihn stehn. Das wirkte, und auf der Basis von 160,000 unterhandelten wir nun, und schlossen schnell ab. Ich hatte mir von vornherein vorgenommen, in den Hauptsachen fest, in Nebensachen nachgiebig zu sein. So blieb ich fest in Bezug auf den Preis und die Verteilung der Restkaufgelder auf die einzelnen Vorwerke. Ebenso machte ich mir lange Fälligkeitstermine aus, und setzte die Bedingung durch, dass ich jederzeit abzahlen könne, soviel ich wolle. Auf diese Weise wickelten sich später meine Verkäufe sehr glatt

ab, und ich wurde die Böhm'schen Schulden ziemlich schnell los.

An Tante Rebecka.

Königsberg, 13. Januar 1855.

„Du kannst Dich gewiss dies Jahr nicht über meine Schreibfaulheit beklagen, wieviele Briefe ich schon „gut" bei Dir habe, bin ich garnicht mehr im Stande zu berechnen, auch bin ich garnicht in der Laune zu rechnen, diesen Brief bekommst Du ganz extra, als Extrablatt der Freude. Du schriebst mir, Du wärest garnicht in der Laune zu verzeihen, ich will Dich auch garnicht um Vergebung bitten, sondern nur darum, Dich von Herzen mit mir zu freuen: ich bin nämlich so gut wie verlobt! Mit wem, wirst Du Dir aus einigen Schlusssätzen meiner letzen Briefe denken können, mit Juliette Adelson. Dass ich nun grosse Lust hätte, in eine sehr enthusiastische Schilderung auszubrechen, kannst Du Dir vorstellen, indessen werde ich es nicht tun, aus zwei Gründen: erstlich schaden enthusiastische Schilderungen dem Gegenstand, den sie betreffen; zweitens sind sie in diesem Fall nicht angebracht, und ganz unnötig: die reine, ungeschminkte Wahrheit ist hübsch und anmutig genug. Also die reine, ungeschminkte Wahrheit: Juliette ist ziemlich gross, hat dunkles, sehr schönes, gewelltes Haar, sehr schöne, ausserordentlich sanfte Augen, mit dem angenehmsten Ausdruck, ziemlich starke Züge. Aber keine Beschreibung kann Dir das ausnehmend gewinnende, gleich gefallende der ganzen auch nur äusserlichen Erscheinung geben. Der himmlich gute Ausdruck der Augen! Das so sehr mädchenhafte, fast noch kindliche ihres ganzen Wesens, obgleich Juliette am 29sten Februar zwanzig Jahr alt wird. Die vollkommene Unschuld nnd Reinheit ihrer Seele, ihre unendliche Herzensgüte — alles das spricht sich schon in ihrer äusseren Erscheinung aus, und macht diese zu etwas viel anziehenderem als es in meinen Augen eine „Beauty" ist.

Es ist ganz merkwürdig, wie allgemein beliebt Juliette in Königsberg ist: man kann hören, wen man will, ihre Verwandten, ihre Bekannten, Leute die ihr ganz fern stehn, sie nur ab und zu gesehen haben — wird ihr Name genannt, so erheitert sich jedes Gesicht, und man hört nur das einstimmigste Lob über sie. Sie ist die Lieblingstochter ihrer Eltern, die Lieblingsschwester ihrer Geschwister, der Liebling aller Leute. Dabei ist sie so einfach und natürlich, so anspruchslos und fleissig; garnicht vergnügungssüchtig, am liebsten in einer stillen Häuslichkeit, wie sie allerdings das Haus ihrer Eltern nicht darbietet. Ich habe Gelegenheit gehabt, sie in ihrem Hause, und in den mannigfaltigsten Umgebungen kennen zu lernen." — — —

5. März 1856.

„Du hast den ganz richtigen Gesichtspunkt aufgestellt „mit einem Bräutigam und neugebackenen Rittergutsbesitzer kann man es nicht so genau nehmen" — namentlich mit letzterem. Ich habe wohl früher von viel arbeiten gesprochen. Aber das war denn doch alles Kinderspiel: jetzt habe ich täglich nur zu überlegen, was von ganz dringenden Sachen ungetan bleiben muss. Zu Zeiten geht mir der Kopf so rundum und alles steht so auf dem Kopfe, dass ich mich für meinen eigenen Antipoden halten möchte. Doch wird es — denke ich — alles mit der Zeit gut werden."

Tante Rebecka an mich.

„Vorigen Sonnabend bin ich fünfzehn Meilen gereist, nach Hannover, um den Lobgesang und die neunte Symphonie zu hören. Ich kam mir vor wie in London, grosse Plätze, Gas, steinerne Häuser, herrlich! Und wirklich recht gute Musik. Heut kommt Joachim mit Brahms her und geben eine uninteressante Soirée, Schubert, Schumann, Brahms. Item, es ist Joachim, man geht also hin und freut sich; morgen oder übermorgen

wollen sie bei uns Musik machen, also grosser Karneval. — — — Ausserdem bist Du ein Strick! Ist Tante nur eine Niederlage für Seufzer? Sind ihre Hopstänze aus f-moll gesetzt? Dass Du mich meidest nei momenti tuoi felici? Du sollst nicht gedacht werden! — — — Ich höre, Du heiratest erst im November, das ist wohl der Wonnemonat der Landwirte, wo sie in der Stube sitzen können? — — —

Adieu, lieber Rittergutsbesitzer, Kandidat zum Aufknüpfen bei der nächsten Revolution, ich will schliessen und wieder in den Garten gehen, wo ich sehr vielen Hühnern die Schwänze aufzubinden habe. Einen Hund haben wir, der grösser ist als nicht nur sein, sondern als unser Haus. Du musst jehen und ihn Dir ansehen."

R.

An Tante Rebecka.

„Nein, eine Tante ist keine Niederlage für Seufzer und Deine Hopstänze sind nicht aus f-moll gesetzt, und ich meide Dich nicht, wie die grosse Welt. Aber der Besitz von Barthen ist keine Niederlage für Briefschreiben, und meine hiesigen Hopstänze sind aus ff gesetzt. Liebstes Tantchen, wenn man täglich vierzehn Stunden zu Pferde sitzt (wenn's nur mein Pferd auf die Dauer aushält, ich werd's schon aushalten) und Abends noch sechs bis acht Reskripte von Landratämtern und ähnlichen Schweinehunden eigenhändig zu beantworten hat, weil unter den Inspektoren keiner ist, der a — b = ab schreiben, nicht einmal abschreiben kann — dann hat man wohl Zeit an Tantens zu denken, aber schreiben —! Dein Hund ist grösser als Dein Haus; ich sage Dir, mein Gut ist noch grösser als Dein Hund. Nu sieh Dir an, wie gross mein Gut sein muss. (Frei nach dem Bettler der alten Rothschild.) — —"

Barthen, August 1856.

„Geliebte Tante! Jawohl bin ich jetzt sehr glücklich,

viel glücklicher, als ich je gedacht hätte, dass ein Mensch, und namentlich ich, werden könnte. Weisst Du noch unsere Geschichte, wie Du Angst hattest, ich möchte Dir eines Tages schreiben „ich bin der glücklichste Mensch?“ Nun siehst Du, jetzt schreibe ich es Dir wörtlich und bin es, und Du brauchst keine Angst zu haben. Wie wunderbar und herrlich sich das alles gemacht hat — manchmal kommt es mir noch vor, wie ein Traum, ich kann mich noch kaum darin finden. Eins steht fest, dass ich weiss, ich bin glücklich, und dem oder der, oder was es nun sein mag das die Geschicke lenkt, unendlich dankbar bin; nennt man das fromm, so bin ich vielleicht jetzt der frömmste Mensch, — denn es ist mein immer währendes Gefühl wenn auch nicht in der orthodoxesten Form. Nun wenn auch, vielleicht ist der liebe Gott ein Goldschmied, der die Façon nicht bezahlt, sondern nur den Gehalt, und der ist bei mir achtzehnkarätig. Ich schreibe wohl eigentlich dummes Zeug, aber vielleicht verstehst Du doch, was ich sagen will! Dass das Leben ein ganz anderes Ansehen bekommen hat, will ich sagen, und dass ich auf einem hohen Berge stehe und alle Gegenden zusammenhangsvoll geordnet sehe, die mir wirr und chaotisch erschienen, solange ich im Tal und Sumpf, zwischen den struppigen Weiden umherkrebste und nichts sah, als den nächsten Schritt und nicht wusste, wohin mich der führte, als eben einen Schritt weiter in den Sumpf. Nun stehe ich oben, und die Ferne, aus der ich gekommen bin, erscheint mir nahe und duftig und das sumpfige Tal liegt in Nebel gehüllt unten, und um mich her ist Sonnenschein, und über mir blauer Himmel, und an meinem Arm meine Juliette. Und das ist nicht bloss so eine Phantasie, sondern so einen Berg habe ich wirklich auf meinem Gut hinter dem Garten und da gehen wir Abends hin und sehen die Sonne untergehen, und da wird viel an Dich gedacht. Und mir steht zwar nicht mehr die ganze Welt offen, was jungen Leuten immer als so herrlich geschildert wird, aber ein Stückchen der

Welt, und kein ganz schlechtes gehört mir, und erwartet sein Wohl und Wehe von mir, und ich das meinige von ihm, und das ist ein beglückender Gedanke. — — —“

Dezember 1856 — — „Unser Weihnachtsfest war einfach aber geschmacklos: Schulbescheerung im Schulhaus, alle Kinder mit reglementsmässig gefalteten Händen, „die Jungen zur Rechten, die Mädchen zur Linken“ und die bekannten Gesänge die in unmöglich hohen Tönen anfangen und so unwiderstehlich auf die Lachmuskeln einwirken; eine kleine Mamsell von sechs Jahren die Bibelgeschichte von der Schwangerschaft der Jungfrau Maria aufsagend, war rasend drollig. Der Hintergrund des Schulzimmers angefüllt mit der erwachsenen Bevölkerung Barthens, die Kinder, die noch nicht stehen können, auf den Armen, denn es ist unverbrüchliches Recht jedes bis zum Weihnachtstage mittags zwölf Uhr geborenen Kindes „beschenkt“ zu werden. Dann also die Bescheerung: Westen, Halstücher, Shawls dritter Qualität; dann Bescheerung bei uns oben Gärtner, Reitknecht, Mädchen etc. Westen Halstücher, Shawls zweiter Qualität und Inspektoren, Westen, Halstücher, Shawls erster Qualität. Naschwerk in denselben Gradationen: in der Schule selbstgebackene Pfefferkuchen zum Kopfeinschmeissen, Äpfel und Nüsse; jedes Kind entfaltete eine Schürze oder einen sorglich mitgebrachten Beutel zum Einheimsen der Schätze; der Schulmeister passte auf, dass spekulative Köpfe nicht mogelten. Oben Pfefferkuchenteller vom Konditor und ich einen extrafeinen von Pomatti. Ich mache mir garnichts daraus — Juliette fand, als sie im August herkam, die versteinerten Überreste meines vorjährigen „bunten Tellers“, soweit sich die Mäuse nicht darüber erbarmt hatten, in meinem Schrank — aber es gehört nun einmal zur Rangordnung. Ausserdem auf jedem Teller passende Marzipanfiguren (z. B. hatte Juliette allen Küchen- und Hausmädchen Wickelkinder, sogar Zwillinge, auf den Teller gelegt, was ich gefährlich fand).

Juliette beschenkte die Schulkinder mit Heften. Auf

dem Deckel des einen ist die Spree mit einem Minaret hinten, vorn eine wasserschöpfende Negerin, in der Spree ein Krokodilskopf, dreimal so gross als die ganze Negerin, darunter folgender Vers:

In dem Fluss, genannt der Nil
Der befruchtet Asiens Küste
Lauscht im Schilf das Krokodil
Regungslos gleich einer Büste.
Wasser schöpft des Mädchens Arm
Weils sich's damit kühlen will
Aber dass sich Gott erbarm
Schnell verschlingt's das Krododil. — —"

Ich beneide Sie nicht, hatte mir der Justizrat Tamman nach Abschluss des Kontrakts mitleidig gesagt, und ich glaube, Böhm selbst war der Ansicht, ich würde nach wenigen Jahren abgewirtschaftet haben und er wieder Besitzer von Barthen werden, nachdem er meine Anzahlung von 40,000 Talern geschluckt hatte. Und in der Tat, wenn ich weniger Jugendmut und Unternehmungslust gehabt hätte, so hätte ich wohl mit Angst ob der übergrossen Aufgabe in die Zukunft blicken können. Mehr oder weniger ist jeder solche Entschluss doch ein Sprung ins Dunkle, und die grössten Schwierigkeiten wurden mir erst klar, als ich schon Besitzer war, namentlich als gleich im ersten Jahr mich harte und nicht vorherzusehende Unglücksfälle trafen.

Unter diesen stand obenan die Vernichtung meiner Wälder durch die Nonnenraupe, eine Kalamität, die ich übrigens mit der ganzen Provinz Preussen teilte. Ich sagte schon, dass die Barthener Wälder von mehreren Vorbesitzern in systematischer Weise geschont worden waren. Meine Vorgänger Schiffert sowohl als Böhm sollten zu allen ihren sehr erheblichen Bauten alles Holz gekauft haben, und der Bestand an mächtigem Bauholz war ein sehr grosser, so dass der Waldwert einen bedeutenden Teil des Kaufpreises repräsentierte. Das alles wurde in wenigen Monaten im Sommer nach meinem Kauf vollständig ver-

nichtet. Um dies zu verstehen — denn die Nonnenraupe frisst ja nicht das Holz, sondern nur die Nadeln — muss man sich die Lebensbedingungen eines Nadelholzbaumes vergegenwärtigen: Jeder Laubbaum produziert in jedem Frühling, wenn der Saft in die Gefässe tritt, durchaus neue Blätter, und verliert sie in jedem Herbst sämtlich. Die Conifere behält ihre Nadeln Jahr aus, Jahr ein und ist nicht imstande, an einer einmal mit Nadeln besetzt gewesenen Stelle, die aus irgend einem Grunde der Belaubung beraubt worden ist, jemals neue Nadeln zu erzeugen; dies geschieht nur an den Spitzen der Triebe. Nimmt man einer Conifere die Nadeln, so stirbt sie. Geschieht dies im Winter, wo kein Saft in den Bäumen ist, so hat das Holz Wert. Geschieht es aber im Sommer, im vollen Saft, so kann dieser in dem toten Baum nicht zurückfliessen und das Holz fault und ist, so lange die Fäulnis noch nicht gar zu weit vorgeschritten ist, allenfalls als Brennmaterial zu verwerten, als Nutzholz dagegen garnicht.

Der Nonnenschmetterling legt im Herbst seine Eier in kleinen Häufchen, sogenannten Spiegeln, in die rissige Borke der Tannen; im Frühjahr kriechen die Räupchen aus und wandern an demselben Stamm in die Höhe, auf dem Wege alle Nadeln abfressend, bis der ganze Baum kahl ist. Sind die Raupen oben angekommen, und finden nichts mehr zu fressen, so fallen sie ermattet auf den Boden, sterben und verfaulen. Ein Weiterwandern auf andere Bäume findet nicht statt. Natürlich giebt es immer Nonnen, aber in so geringer Menge gewöhnlich, dass sie keinen nennenswerten Schaden anrichten. Aber, im Jahre 1852 anfangend, fand eine furchtbare Vermehrung des Schmetterlings, zuerst in Russisch-Polen, statt, und von da verbreiteten sie sich in immer anwachsender Zahl über die ausgedehnten ostpreussischen, litthauischen und masurischen Forsten, deren Hauptbaum die Fichte, oder wie sie dort genannt wird, Tanne ist. Der Nonnenschmetterling erschien in wolkenartigen

Massen, liess sich überall auf die Bäume nieder, legte seine Eier, und im Sommer 1856 begann bei uns das Zerstörungswerk. Menschliche Hilfe ist vollkommen machtlos. Die mir benachbarte, grosse königliche Gauleder Forst gab 80000 Taler für Eier- und Raupensammeln aus, ohne damit auch nur einen Baum zu retten. In meinem Garten hatte ich einige schöne Nadelhölzer, die ich nur dadurch erhielt, dass den ganzen Sommer Jungen darauf sassen, die die Raupen absammelten. Das kann man ja im Garten tun, im Walde ist es unmöglich. Im Rotheburger Revier wurden 300 Pfund Eier gesammelt, die etwa 150 Millionen Eier enthielten, daneben anderthalb Millionen weibliche Schmetterlinge — ohne jeden Erfolg. Man musste mit verschränkten Armen der Verwüstung zusehen.

Der Anblick eines solchen Waldes ist furchtbar phantastisch. Man hört das Schroten der Raupen an den Nadeln, der Kot der Tiere rieselt fortwährend wie ein dichter Regen herunter, er bedeckt schliesslich mehrere Zoll hoch den Boden mit einer schleimigen stinkenden Masse, gemischt mit zerfressenen Nadeln und den Milliarden toter verwesender Raupen. Im Herbst, zur Flugzeit, sind dann die Wälder erfüllt mit den flatternden Schmetterlingen, die einem weissen Schneegestöber ähneln. Junge Bäume krümmen ihre Gipfel unter der Last der klumpenweis daran sitzenden Raupen, und auch die Äste der starken Bäume biegen sich alle nach unten. Im nächsten Jahr steht ein solcher abgefressener Wald rotbraun, kahl, gespenstig still da; kein Vogelgesang ist zu hören, alle Tiere meiden die verpestete Gegend, kein grünes Blatt, kein Grashälmchen ist zu sehen; soweit das Auge reicht, nichts als die abgestorbenen Zweige an den hohen Stämmen. Und in den nächsten Jahren schreitet dann die Zerstörung auch der Stämme vor sich. Die Tannen sind im vollen Saft getötet: dieser sackt sich im Stamm bis etwa acht Fuss über dem Boden. Da fault der Baum ab, und wenn

sich ein Windstoss erhebt, stürzen ganze Reihen Bäume wie die Bleisoldaten nieder und reissen immer andere mit, so dass schliesslich der ganze Wald wie mit einem dichten Verhau von Stämmen, Ästen und Zweigen bedeckt ist. Betreten kann man solchen Wald bei Lebensgefahr nicht und abzuräumen ist er nur mit grosser Vorsicht von den Rändern aus. Das Holz ist absolut wertlos.

Giebt es garkeine Macht, die dieser Kalamität ein Ziel setzen könnte? Doch, die Natur, die im Kampf um's Dasein stets dafür sorgt, dass nicht ein Tier, eine Pflanze sich ins Unendliche vermehren kann, sorgt dafür. Freilich, der einmal angegriffene Wald ist unrettbar verloren. Aber der riesig angewachsenen Flutwelle von Nonnen folgt eine ebenso riesig anwachsende Flutwelle von Schlupfwespen, die ihre Eier in die lebendigen Raupen legen und deren weisse Puppentönnchen dann schneeartig den Boden bedecken. Diese drücken die Menge der Nonnen allmählich wieder auf das gewöhnliche unschädliche Maass herab, und die noch nicht befallenen Wälder sind dann für diesmal gerettet.

An mich trat nun sofort das neue Problem heran — was mit den Wäldern anzufangen sei? Die fernabliegenden, Ackerau - und Dichten, musste ich einfach liegen lassen. Das zahlreich vorhandene Laub-Unterholz, das den Angriffen der Nonne nicht ausgesetzt war, wuchs in dem durch die vermodernden Hölzer und Raupenleichen üppigen Boden sehr schnell empor, und der frühere Nadelholzwald mit Laubunterholz verwandelte sich in einen Laubwald mit Tannenunterholz. Dieser Umwandlungsprozess wiederholte sich in allen grossen Forsten Ostpreussen's, und z. B. das Jagdterrain, das sich unser Kaiser in der Nähe der russischen Grenze gekauft hat, verdankt dem seinen jetzt sehr schönen Laubholzbestand Die vermoderten Riesentannen haben einen reichen. Humusboden geschaffen.

Der Ottenhagener Wald dagegen wurde urbar ge-

macht. Er hatte guten Boden und mit Hilfe des reichlich vorhandenen Mergels und des Futterreichtums, den mir die Wiesen boten, gab es schnell gute Erträge. Aber der Schaden durch die Nonnenraupe war doch auf mindestens 30,000 Taler zu schätzen.

Einen zweiten Schaden von 10 000 Talern erlitt ich dadurch, dass Böhm so vollständig ausgewirtschaftet hatte, wie ich nicht angenommen hatte. Ich musste faktisch bis zur neuen Ernte gänzlich aus der Tasche leben und noch Böhms Haushalt mehrere Monate hindurch erhalten. Es musste alles Heu, alles Stroh, fast alles Getreide gekauft werden. Diese Summe von 10 000 Talern war einfach dem Kaufpreis zuzuschlagen; dazu die Hälfte des Kaufstempels und einige notwendige Nebenausgaben, die zusammen auch 10 000 Taler ausmachten, so dass der Kaufpreis sich in Wahrheit auf 180 000 Taler belief. An Zinsen hatte ich jährlich 8500 Taler aufzubringen. Tamnau hatte von seinem Standpunkt aus nicht so Unrecht, wenn „er mich nicht beneidete“. Es war eine schwere Last für meine jungen Schultern.

Und doch war das Leben in den ersten Jahren ein wunderschönes. Die Existenz eines Landwirts mit einem grossen Wirkungskreis erscheint mir noch heute als die beneidenswerteste, die ich mir denken kann — vielleicht einen begabten Künstler ausgenommen. Freilich muss man dazu geschaffen sein; denn die Bedingungen, unter denen man lebt, sind gänzlich verschiedene von denen eines Stadtmenschen. Vieles, was für diesen als ganz alltägliche Notwendigkeit selbstverständlich angesehen wird, ist auf dem Lande unerschwinglicher Luxus, und umgekehrt. Um in der Stadt ein eigenes Haus allein zu bewohnen, einen grossen Garten zu haben, Equipage und ein Reitpferd zu besitzen, muss man ein sehr schwer reicher Mensch sein — auf dem Lande hat dies jeder, selbst kleine Besitzer. Ich erinnere mich, als ich einmal

nach Berlin kam, dass mir Borchardt sagte, ich müsse ihn besuchen in seinem neuen Hause — er habe einen Garten von 60 Fuss Tiefe. Das kam mir bei meinen 5000 Morgen doch etwas komisch vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu bemerken, ich hätte immer gehört, 60 Fuss sei für einen Brunnen recht tief, aber für einen Garten?? — — Und richtig, hinter seinem Hause lag, zwischen himmelhohen Giebeln und Brandmauern, ein schmales, sechzig Fuss langes grünes Handtuch mit zwei schwindsüchtigen Bäumchen — mir versetzte es den Atem; aber Borchardt war glücklich damit und unsäglich stolz darauf. Andererseits, alle Tage frisches Fleisch, alle Tage frisches, knusperiges Weissbrot kann auf dem Lande selbst der reichste Besitzer nicht haben, und Umgang mit gebildeten Menschen nach freier Wahl, tausend Kunstgenüsse, die dem Städter täglich geboten werden, sind out of the question auf dem Lande. Man denke sich, der Städter solle, wenn er in einer Strasse No. 7 wohnt, nur mit den Einwohnern von No. 6 und 8, höchstens mit denen von 5 und 9 umgehen. Er kennt diese Leute überhaupt garnicht. Aber der Landmann No. 7 ist angewiesen auf No. 5 und 6 und No. 8 und 9; denn die weiteren Nummern leben schon meilenweit entfernt. Barthen lag in dieser Hinsicht speziell ungünstig — oder günstig, wie man es nehmen will: Nördlich bildete der Pregel, mit der nächsten Brücke in vier Meilen Entfernung eine unüberschreitbare Grenze. Südlich eine noch unüberschreitbarere, die meilenweite Gauleder Forst. Westlich grenzte ich an den grossen Dönhoff, der unüberschreitbarer war als Forst und Pregel; und endlich nach Osten waren auf weite Entfernung grosse Bauerndörfer, Ottenhagen und Lindenau. So beschränkte sich mein Verkehr vorerst auf einige Pächter von Dönhoff'schen Gütern. Zu holen war bei diesen Herren nicht viel. Kartenspielen konnte ich damals noch nicht, und schlechte Cigarren konnte ich auch zu Hause rauchen — sogar gute. Übrigens war

ich Abends so müde, dass ich lieber zu Hause blieb. Mit dem grossen Dönhoff war von „Umgang" überhaupt nicht die Rede. Er war einer von der Sorte Adeliger, die wirklich glauben, dass in adeligen Adern anderes Blut fliesst — es soll blau sein — als in bürgerlichen. Er war Mitglied des Herrenhauses, das Leipzigerstrasse 3 tagt. Für das Herrenhaus war das Grundstück vom Staat von uns gekauft worden. Barthen hatte früher zu den Dönhoff'schen Gütern gehört. Dies muss vorausgeschickt werden, um eine sehr schöne schnoddrige Antwort zu verstehen, die ich Dönhoff bei meiner Antrittsvisite erteilte: Dönhoff sagte mir herablassend: „Nun, Herr Hensel, Sie sitzen in Barthen auf einem alten Wohnsitz meiner Väter." Ja, Herr Graf, erwiderte ich, dafür sitzen Sie in Berlin in einem alten Wohnsitz meiner Väter. „Wieso?" fuhr er auf. Nun, Sie sind Mitglied des Herrenhauses, und das Grundstück hat uns früher gehört. — Das hat er mir nie vergeben. Namentlich ärgerte ihn, dass ich von „Vätern" sprach. Ich hatte nur einen Vater. Väter kamen ihm zu.

Doch zurück zum Landleben. Es wird von den Städtern den Landwirten häufig vorgeworfen, sie seien n i e mit dem Wetter zufrieden, sie schimpfen immer darauf. Das ist nicht richtig. Der Landwirt steht nur in ganz anderen Beziehungen dazu und stellt andere, und allerdings kompliziertere Anforderungen an das Wetter. Der Städter möchte überhaupt womöglich immer sogenanntes „schönes" Wetter haben; aber ich glaube, dass die Flüche der Städter über einen verregneten Pfingstsonntag sich reichlich messen können mit denen der Landwirte über einen verregneten Erntetag. Dem Städter ist Regen immer unbequem; er stört ihn; man muss dann Gummischuhe anziehen und einen Schirm mitnehmen; gegen den Staub schützt er sich durch Strassensprengen, und gegen die Trockenheit im Garten durch Giessen oder Wasserleitung. Daher sind auch Schirm und Giessen seine Allerweltsmittel gegen Nässe und

Trockenheit, und unzählige Male habe ich hören müssen, wenn es zuviel regnete, warum stellt Ihr nicht Schirme über die Felder, und wenn alles verdorrte, warum sprengt Ihr nicht? Wir tun das immer. Dass das eben in einem Garten von „60 Fuss Tiefe“ möglich ist, aber nicht auf einem Gut von 5000 Morgen oder gar über einen Landstrich wie das Königreich Preussen, wird übersehen. Andererseits aber freut sich der Landwirt über Wetter, das dem Städter ein Greuel ist. Welch intensives Vergnügen z. B. so ein gründlich verregneter Pfingstsonntag auf dem Lande sein kann, wenn die Saat beendet ist und nun das befruchtende Nass auf die fertigen Felder herniederströmt, die den herrlichen Duft der Ackerscholle dankbar ausströmen! Da setzt man sich mit Freuden auf's Pferd und reitet durch die Felder, die das üppigste Gedeihen versprechen; oder man setzt sich behaglich an's Fenster, sieht hinaus in den grauen Himmel und hat ein viel schöneres Pfingstfest als in einem Biergarten mit krüppeligen Bäumen und aufgedonnerten Toilettenmenschen. Und wie herrlich ist's, nach solcher längeren Frühlingsregenzeit ordentlich sehen zu können, wie alles wächst und gedeiht.

Der Landwirt braucht aber das Wetter; er erfreut sich seiner Gunst und leidet unter seiner Ungunst ganz anders als der Städter. Und es ist wahrhaftig nicht bloss der Gedanke an den Geldverdienst oder Geldverlust, den es bringt. Der Landwirt fühlt mit seinen Pflanzen und Tieren, und der Gedanke z. B. einer Frostnacht im Frühjahr, wenn alle die Millionen Triebe und Keime sterben, schmerzt ihn, ganz abgesehen von dem pekuniären Schaden. Ich habe oft gedacht, was für ein Glück es ist, dass den Pflanzen die Stimme versagt ist; das Wehgeschrei, das in einer solchen Nacht aus Feld und Wald und Wiese zum Himmel tönen würde, müsste entsetzlich sein. Oft kommt es aber auch so, dass nach der Aussaat lange Trockenheit mit ausdörrenden kalten Winden eintritt; man seufzt nach einem Regen;

vergeblich; die Saaten gehen gelb und kümmerlich auf. Endlich muss die Heuernte beginnen; sofort türmen sich dicke Wolken auf und es pladdert vom Himmel; der Regen kann den Saaten nichts Wesentliches mehr helfen aber er verdirbt das spärlich gewachsene Futter. Und wenn man dann in die Stadt kommt, dann jubeln einem die guten Freunde entgegen: „Na, nun haben Sie ja Ihren ersehnten Regen! Sind Sie auch recht vergnügt?“ — Nein, jetzt kann ich ihn nicht brauchen. — Degoutiert drehen einem die lieben Stadtmenschen den Rücken und sagen: „Ach, Sie wissen auch nicht, was Sie wollen! So ein Landwirt klagt doch immer und ewig! — Wenn es regnet, soll die Sonne scheinen, und wenn die Sonne scheint, soll es regnen.“ —

Die Erfolge des Schaffens auf dem Lande sind doch viel erfreulicher als die in anderen Lebensberufen. Hat ein Bankier ein gutes Jahr gehabt, so schreibt er eine Null mehr in die Schlussziffer seines Hauptbuches. Auf dem Gut stehen die Saaten üppiger, mehr und schöneres Vieh grast auf nahrhaften Weideschlägen, und um die vollgestopften Scheunen reiht sich Miethe an Miethe, und auf den Wiesen Heuberg an Heuberg. Und König ist der Landwirt auf seinem Grund und Boden, mehr und unumschränkter als der grösste Monarch in seinem Reich. Das Gedeihen von Hunderten von Menschen, von Tausenden von Tieren, von Millionen von Pflanzen hängt auf das Unmittelbarste von ihm ab. Und er hängt von niemand ab; er hat keine Vorgesetzten, die ihn chikanieren, keine Minister, die ihn massregeln, kein Publikum, das ihn kritisieren und inquirieren kann, wenn er sein Bestes geleistet hat. Freilich hat auch sein Leben seine Schattenseiten: Er ist glebae adscriptus, er hat keine Ferien, wo er sich alle Sorgen aus dem Kopf schlagen kann, wo er auf Reisen an nichts zu denken braucht als an sein Vergnügen und seine Erholung. Das Gut ist immer da, und die Kette, mit der man an dasselbe gebunden ist, kann zwar zeitweise verlängert, aber nie gelöst werden

Aber alles in allem giebt es doch nichts Schöneres, als das Landleben. An einem Frühlingstag zur Saat, an einem glühend heissen, strahlend hellen Sommertag zur Ernte hinausreiten, da fühlt man sich auf dem Sattel eines guten Pferdes als Herr der Schöpfung.

Ein gutes Pferd, das muss man freilich haben — und ich hatte es; meinen alten Schwarzbraunen — meinen treuen täglichen Gefährten durch siebzehn Jahre. Auch eine vortreffliche Hündin hatte ich damals.

Mit dieser Hündin hatte es eigene Bewandnis: Ein Gutsbesitzer aus der Allenburger Gegend hatte mir eine gute alte Windhündin versprochen, und ich schickte einen Mann, sie zu holen. Die Reise ging die Alle hinunter, und dann von Wehlau, wo sie in den Pregel mündet, per Dampfboot nach Barthen. Dieser Weg bildet die zwei rechtwinklig stehenden Katheten eines Dreiecks. Auf dem graden Weg von Barthen nach Allenburg, auf der Hypothenuse des Dreiecks liegt in meilenweiter Ausdehnung die grosse Gauleder Forst, durch die ein Mensch nur mit der Karte sich hindurchfindet. Ich nahm, nichts Böses ahnend, gleich am ersten Tage die schöne Hündin mit, als ich nach Waldhof ritt, das an die Gauleder Forst grenzt. Dort angekommen, schnupperte der Hund und lief in den Wald. Ich hatte mehr solche Geschichten von klugen Hunden gehört und sagte sofort dem Waldhöfer Inspektor: Sie sollen sehen, der Hund geht nach Hause. Und richtig, zwei Tage darauf erhielt ich einen triumphierenden Brief des früheren Besitzers, der Hund wäre noch am selben Tage atemlos und verhungert bei ihm angekommen; er muss auf dem gradesten Wege, unbeirrt, gelaufen sein, auf einem Wege, den er erweislich nie vorher gemacht hatte. Ich liess ihn nun noch einmal holen, machte mich sechs Wochen lang zum Narren und führte ihn wie ein blinder Mann an der Leine; er blieb auch einige Zeit lang, dann aber verschwand er spurlos, und sein Besitzer schrieb mir, er sei allerdings wieder da, und er sehe nun wohl ein, dass es

sich nicht lohne, das kluge Tier noch einmal wegzugeben. Er schenkte mir dann im nächsten Jahre eine Tochter von ihr, und dies war meine Solofängerin Diana. Seitdem glaube ich jede derartige Hundegeschichte, habe aber noch heute keine Idee davon, welcher Sinn einen Hund bei solchen Wanderungen leiten kann. Bei einem Zugvogel, einer Taube kann man sich vorstellen, dass das Auge von oben einen geographischen Überblick über eine weite Gegend gewinnt. Aber wonach richtet sich ein Hund auf meilenweiten Wegen durch einen dichten Wald! Es ist eben ein Rätsel; sie müssen einen sechsten Sinn haben, von dem uns jede Vorstellung abgeht, weil wir ihn eben nicht haben.

Ich fand auf meinem Gut zwei technische Betriebe vor, eine Brennerei und eine Brauerei. Beide waren sehr schlecht eingerichtet und brachten nichts. Sie wurden beide durch eine unpraktisch gelegene und mangelhaft gebaute Dampfmaschine betrieben, deren Kraft durch eine Anzahl von Transmissionen nahezu absorbiert wurde. Dazu kam, dass für Kartoffelbau der meiste Boden der Güter gänzlich ungeeignet war, Trotzdem war ihm im Interesse der Brennerei ein grosses Areal eingeräumt, das nahezu garkeinen Ertrag gab. Im letzten Herbst hatte der Mann in Akkordarbeit täglich vier Metzen ausgebuddelt. So gab ich denn die Brennerei auf und dehnte dafür die Brauerei erheblich aus, die bis dahin auf die Kundschaft einiger Zwangskrüge in umliegenden Dörfern beschränkt war. Nach Eröffnung der Eydtkuhner Bahn nahm der Absatz nach Königsberg ziemlich grosse Dimensionen an, bis die Einführung des bairischen Biers und die damit verbundene veränderte Geschmacksrichtung des Publikums meinem Bier den Todesstoss versetzte. Als dann ein Brand in der Brauerei dazu kam, nahm ich diese Gelegenheit wahr, mit dem Brauen ebenfalls aufzuhören; das Gebäude wurde zu einem sehr schönen geräumigen Viehstall umgebaut, denn der Stallraum war längst zu klein geworden.

Aber auch die Scheunen genügten bald nicht mehr. Als Böhm mit mir bei meiner Besichtigung nach Waldhof gefahren war, wo ein ungeheurer neu aufgebauter Hof leer da stand, hatte er mir gesagt: Wenn Sie die Scheunen einmal voll haben, können Sie stolz auf Ihre Leistungen sein. Nach wenigen Jahren, nachdem Waldhof gemergelt war, standen mehrere grosse Getreideberge um die vollgestopften Scheunen; der Schafstall war voll, und der Rindviehstall enthielt eine ausgesuchte Jungviehheerde eigener Zucht.

Die weitere Entwickelung Waldhofs entzog sich meiner Einwirkung, da ich es — meinem Programm getreu —, verkaufte. Überhaupt hatte ich das eigene Geschick, dass ich nie die eigentlich landwirtschaftlichen Früchte meiner Tätigkeit ernten sollte. Natürlich hatte ich die Hauptarbeit des Mergelns immer in das zu verkaufende Vorwerk gelegt: so mergelte ich Lindenau ab, und als es in gutem Zustand war, verkaufte ich es an Ehlert. Dann kam Waldhof an die Reihe, und Matz erstand es Dann Ottenhagen — Klövekorn wurde der Käufer. Ich will hier gleich bemerken, dass ich mit allen meinen Käufern auf gutem Fusse blieb, nie eine Differenz mit einem von ihnen hatte, mit Ehlert dauert die vertraute Freundschaft noch heut an; Klövekorn hat mich noch hier in Westend besucht. Alle konnten ihre Restkaufgelder prompt bezahlen, ihren Verpflichtungen nachkommen und machten gute Geschäfte. So blieb mir schliesslich allein Barthen als schuldenfreies Gut — auch die beiden entlegenen Waldparzellen hatte ich an angrenzende Bauernschaften verkauft, die — beiläufig gesagt — den Kaufpreis in blanken Zweitalerstücken bar bezahlten. Das Zweitalerstück war bei den Bauern das beliebteste Geldstück zum Sparen.

Und hier wäre wohl der Ort, einige Worte zu sagen über die diametral entgegengesetzte Weise, wie der gute Bauer und der gute gebildete grössere Gutsbesitzer wirtschaftet. Es sei vorausgeschickt, dass beide Wege zum

Ziele führen können; der Weg des Bauern allerdings eben nur bei ganz kleinen Wirtschaften. Der Bauer zwingt die Sache dadurch, dass er so wenig wie möglich bares Geld ausgiebt. Ich habe derartige kleinste Besitzer gekannt, die ausser den Staatssteuern kaum bare Ausgaben hatten. Ihre Lebensbedürfnisse bauten sie selbst, ihre Anzüge spannen und webten sie im Hause, waren sie sehr ehrlich, so gaben sie wohl auch ein paar Groschen jährlich für Eisen und ein Stück Schirrholz aus, meistens stahlen sie diese nicht von ihnen produzierten Dinge. Alle Feldarbeit machte die Familie. So wurde jeder Heller, der für verkaufte Produkte einging, in den Sparstrumpf gesteckt. Ähnlich wirtschaften alle Bauern. Minimale Ausgaben sind ihr Streben, und das Ersparte wird, aus Misstrauen gegen jede zinstragende Anlage, als Geld thesauriert. Das ist vom Standpunkt des Bauern auch ganz vernünftig. Von Neuerungen versteht er nichts, er lässt also seine Finger davon und betrachtet sie mit unverhohlenem Misstrauen als einen Sport reicher Leute, bei dem nichts herauskommt, er hat einen Überschuss der Einnahmen über die Ausgaben; das genügt ihm, und im Ganzen und Grossen ist das bäuerliche Eigentum unverschuldeter und sicherer fundiert als das der Grossgrundbesitzer. Allerdings ist auch ein Fortschritt, eine Steigerung der Erträge bei solcher Wirtschaftsweise von vornherein ausgeschlossen.

Anders handelt der intelligente Landwirt: Natürlich muss eine Berechnung vorangehen, welche Meliorationen angebracht sind; ist diese aber richtig angelegt, dann gewährt das verwendete Kapital sehr reichliche Zinsen, die Erträge und die Sicherheit der Ernten wächst von Jahr zu Jahr, und der Überschuss der Einnahmen über die Ausgaben ist ein weit grösserer als bei der Bauerwirtschaftsweise. Ein glänzendes Beispiel solcher Wirtschaft lernte ich in Hundisburg bei Magdeburg, dem Gut des berühmten Tierzüchters H. von Nathusius kennen. Dorthin wurde ich infolge einer anderen grossen Kalami-

tät geführt, die mich, nächst der Nonnenraupe, im ersten Jahre traf. Die Schafheerde in Ottenhagen (in Barthen standen nur Kühe) war vollständig verhütet, und es gingen mir mehrere hundert Stück drauf. Hier war nur durch energisches Eingreifen und Erneuerung des Bluts zu helfen. Nun war aber die Frage, wenn schon eine vollständige Umgestaltung der Heerde stattfinden musste, ob man weiter das Hauptgewicht auf Woll- oder auf Fleischproduktion legen solle, und bei der Bodenbeschaffenheit, der Nähe der grossen Stadt als Fleischkonsumentin und der Lage des Wollhandels sprach alles für Fleischschafe. Auf dem Wollmarkt in Breslau von 1850, den ich von Kunzendorf aus besuchte, waren die ersten australischen Wollen erschienen. Mit reissender Schnelligkeit hatten diese sich seither den Markt erobert, und wer Augen hatte, zu sehen, konnte sich der Ueberzeugung nicht verschliessen, dass die Tage der hochfeinen Wollproduktion in Deutschland gezählt seien. Das Merinoschaf konnte sein Dasein allenfalls noch einige Zeit fristen in entlegenen Gegenden mit magern trockenen Weiden; denn das Merino bezahlt eigentlich nur den Hunger durch Ausnutzung des spärlichen Graswuchses auf schlechten Weiden. In der üppigen Pregelniederung mit gutem Fleischabsatz nach Königsberg konnte die Frage nicht zweifelhaft sein, und es war klar, dass wer zuerst mit Entschiedenheit die Bildung einer Fleischschafherde durch Kreuzung von englischen Southdowns mit Merino und Landschafen anfing, einen grossen Vorsprung gewinnen musste. Eine reine Southdownherde anzuschaffen, dazu reichten meine Mittel lange nicht aus, und die Kreuzung ergiebt auch schon in der zweiten Generation ein Tier, das dem Southdown in Frühreife und Mastfähigkeit wenig nachgiebt. Ich machte mich also nach Hundisburg auf und erblickte da allerdings ein Bild landwirtschaftlicher Vollkommenheit, das mich zugleich höchlich erfreute, aber auch tief deprimierte wegen seiner Unerreichbarkeit. Ich kam mir plötzlich unendlich

klein vor mit meiner Wirtschaft. Eine schöne Lage in der fruchtbarsten Gegend Deutschlands, der Acker vortrefflich bestellt, mit allen Hilfsmitteln raffinierter Maschinen, der Saatstand in ausgeglichenster Üppigkeit, die Weidefelder mit einem Futterstand wie anderswo die Wiese, und besetzt mit den kostbarsten, sorgfältig gezogenen und gehaltenen Tieren, meist englische Racen. Alles, Rindvieh, Schafe, Schweine in gleich grosser Vollkommenheit. Ich kaufte einige Böcke, und als der Erfolg meinen Erwartungen entsprach, war ich in einem späteren Jahre noch einmal dort, zu der grossen Frühjahrsauktion von Zuchttieren, wo aus aller Herren Länder die Käufer zusammenströmten und zum Teil enorme Preise bezahlt wurden. Diesmal erstand ich auch einige weibliche Southdowns, um fortan mir selbst einen Stamm zu bilden. Die weitere Entwickelung der Herde entzog sich meiner Einwirkung, da Ottenhagen verkauft wurde.

An einem merkwürdigen Beispiel in meiner Gegend konnte man übrigens auch sehen, dass unrichtige Sparsamkeit und unrichtiges Geldausgeben beides kein gutes Resultat ergiebt. Das geschah in Bl., nahe bei Cranz, in der Familie v. B. Die Geschichte dieser Familie ist vollkommen romanhaft. Der alte B. war in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts ein beliebter Rechtsanwalt in Königsberg. Es war die Zeit, wo die Nachwehen der grossen Kriege sich am fühlbarsten machten und viele Güter für die Landschaftszinsen zur Subhastation kamen. Nach Staatshilfe zu schreien, wie es die jetzigen Agrarier tun, hatten die Landwirte damals noch nicht gelernt. Wenn sie sich nicht halten konnten, verliessen sie eben das Gut und machten einem andern Platz, ohne dass behauptet wurde, der Staat mit seinen Steuerzahlern habe irgend eine Verpflichtung, den Herrn v. X. auf Adlig Y. statt des Herrn Z. zu sehn. So kam, auch Bl. ein grosser Güterkomplex, zur Subhastation, und B. bekam von einem auswärtigen Reflektanten Auftrag, für ihn Bl. im Termin zu kaufen; er solle bis

60 000 Taler mitbieten. B., ich lasse dahingestellt, ob im Eifer des Bietens, aus Irrtum, oder weil er glaubte, es seinem Auftraggeber gegenüber verantworten zu können, überschritt das Limitum um einige tausend Taler und erhielt den Zuschlag. Sein Klient aber weigerte sich, für diesen erhöhten Preis Bl. zu übernehmen, und B. musste sich entschliessen, seine Rechtsanwaltschaft aufzugeben und selbst das Gut zu kaufen. Er hielt dies wahrscheinlich damals für ein grosses Unglück; es schlug ihm aber zum grössten Glück aus. Die Konjunkturen besserten sich, der Preis war ein lächerlich geringer gewesen, und B. wurde im Laufe der Jahre ein reicher Mann. Wirtschaften aber tat er wie ein Schwein — ganz nach Bauernart. Seine Gespanne bekamen nichts zu fressen, die Ernte wurde aus Arbeitermangel vernachlässigt; das zum Einfahren reife Getreide trieb sich wochenlang auf den Feldern umher; die Geschirre wurden mit Bindfäden geflickt und B. wurde der Hohn und Spott aller Nachbarn. Einer von diesen, ein unternehmender tüchtiger Landwirt bot ihm einmal an, er wolle ihm 25 Prozent Pacht mehr für Bl. geben, als B. in seinem besten Jahr herausgewirtschaftet habe. Da sagte ihm dieser, spöttisch lächelnd: „Ja, das glaube ich, Herr Caspar, das könnte I h n e n wohl passen!" — Zahllos sind die Geschichfen, die von B.'s lodderiger Wirtschaft und Knauserei erzählt wurden. So war ihm einmal ein kleines Bauerngütchen, eine Enklave in seinen Gütern, zum Kauf angeboten. Er hatte einen alten Kämmerer, sein Faktotum und Vertrauensmann, mit dem er alles bekohlte. „Na, Lehmann, was meint Ihr, sollen wir das Ding kaufen?" — Na ja, hochgeehrter Herr, wir wollen's doch kaufen. — „Ja, aber werden wir es auch schaffen?" — Na, wir schaffen ja so vieles nicht, werden wir das auch nicht schaffen! — Und sie kauften es und schafften es ebensowenig, wie alles andere. — Aber gegen die Gunst der Lage konnte B. doch nichts schaffen. Er wurde trotz der jämmerlichen Wirtschaft von Jahr zu Jahr

reicher. Freilich, wenn er die 25 Prozent höhere Pacht genommen und Caspar doch auch noch ein gutes Geschäft gegönnt hätte, wäre es mit dem Reichwerden noch schneller gegangen. Aber dazu konnte er sich aus Missgunst nicht entschliessen.

B. war verheiratet, hatte aber mit seiner Frau schon vor der Ehe einen Sohn gehabt. Dieser wurde, ohne von seiner Abstammung etwas zu wissen, bei einem Landprediger erzogen. Die Mutter konnte sich nicht entschliessen, ihn ins Haus zu nehmen. Es kamen mehrere andere Kinder, die alle nichts von dem voreilig erschienenen Bruder wussten. Dieser studierte, wurde Hauslehrer in einer reichen Familie und heiratete schliesslich die Tochter des Hauses. Er hatte auch einen Sohn und starb endlich, ohne eine Ahnung zu haben, wer seine Eltern gewesen, Der Junge aber forschte, als er erwachsen war, nach und kam auf die richtige Fährte. Eines Tages setzte er sich auf die Bahn, fuhr nach Königsberg und direkt mit einem Wagen vor das Herrenhaus in Bl., wo B. eben eine Gesellschaft gab. Der Junge liess ihn herausrufen und redete ihn mit den verblüffenden Worten an: „Guten Tag, Grossvater!“ Der Alte schmiss ihn, ohne ein Wort zu sagen, heraus, ging ruhig wieder zu seinen Gästen, der Junge kletterte in seinen Wagen und fuhr wieder nach Berlin.

Indessen, dem Grossvater hatte der Junge gefallen, und als er starb und sein Testament eröffnet wurde, das er als gewiegter alter Jurist so schön verklausuliert hatte, dass nicht daran zu rütteln war, fanden die Erben zu ihrem masslosen Erstaunen und zu ihrer sehr geringen Freude zum Universalerben der Güter diesen Enkel eingesetzt. Und nun kommt die zweite landwirtschaftliche Phase Bl.'s: der junge Erbe kam mit baren 400 000 Talern in die Güter hinein und wirtschaftete im grossen Stile, ohne etwas davon zu verstehen, oder vielmehr, er schaffte sich einen „Güterdirektor“ an, der dies für ihn besorgte. Ein

Teil der 400 000 Taler ging nun wohl in durchaus notwendigem Tilgen der ewigen Unterlassungssünden des Alten drauf. Aber das ist doch schliesslich mit einem kleinen Teile dieser grossen Summe gemacht. Nun aber begannen sie das tollste Zeug von „Meliorationen" und Neuanlagen. So wurde ein ungeheures Wiesenterrain eingewallt und sollte nach holländischer Manier ausgepumpt werden. Aber sie hatten vergessen, oder es war nicht möglich gewesen, erhebliche Zuflüsse von dem obern Lande abzuschneiden und abzulenken. So lief das Wasser immer lustig hinten hinein und wurde vorne ausgepumpt, es war das vollständige umgekehrte Danaidenfass. Ein weiteres Meisterstück war die Umwandlung eines riesigen Rossgartens, der vor dem Hof des Hauptguts lag, in einen Obstgarten. Er wurde mit einer massiven heizbaren Mauer umgeben, und an dieser die kostbarsten Spalierbäume gepflanzt. Ausgangs des Winters wurde nun stramm geheizt, die Bäume blühten, durch die Wärme zu vorzeitigem Vegetieren angereizt, vier Wochen, ehe sich sonst ein grüner Schimmer zeigte; dann kamen die unvermeidlichen Nachtfröste, die B. ebensowenig abschneiden konnte wie seine Zuflüsse in die Umwallung, und alles fror regelmässig jedes Jahr ab. Unser Landrat v. H., ein Verwandter von B. sagte mir einmal, für das, was ihn der Obstgarten koste, könnte er täglich für zwanzig Taler das feinste Tafelobst auf seinem Tische haben.

Und so ging es fort, und nach wenigen Jahren lief der Güterdirektor wutschnaubend umher und erzählte jedem, der es hören wollte, der Herr v. B. habe ihn betrogen. Er habe gesagt, er besitze 400 000 Taler. Jetzt seien es nur 390 000. „Wo sind die letzten 10 000 Taler?, die brauche ich," — Das Ende vom Liede war, dass B. tat, womit er hätte anfangen sollen; er verpachtete die Güter einzeln an vernünftige Landwirte — aber die 400 000 Taler, oder 390 000 Taler waren weg. So war Bl. ein deutliches Beispiel, wie man sowohl beim Sparen als beim Geldausgebesystem schlechte Geschäfte machen kann.

Bei meiner Übernahme von Barthen fand ich noch drei Jahrgänge junger Pferde vor. Ostpreussen ist eine wesentlich Pferde haltende Provinz; fast das gesamte Pferdematerial für die Kavallerie und einen grossen Teil der Artilleriebespannung für die Armee bezieht die preussische Regierung von dort. Das liegt hauptsächlich in dem Gestüt Trakehnen und dem weitverbreiteten Verstand und der Passion für Pferde bei der Landbevölkerung. Auch einige grosse Privatgestüte, so das von Neumann-Weedern und das von Simpson-Georgenburg liefern gutes Material. Der Litthauer Bauer hat in seinem Verhältnis zu seinen Pferden etwas vom Araber. Jede Wirtschaft hat dort einige vortreffliche Stuten, die der Bauer selbst füttert, pflegt und fährt. Sie werden mit der äussersten Sorgfalt behandelt; nie mutet man ihnen ungebührliche Leistungen zu. Im Frühjahr werden die Trakehner Hengste über die ganze Provinz verteilt, und die Stuten werden ihnen zugeführt. Die Fohlen werden fast mit grösserer Liebe aufgezogen als die Kinder; diese spielen schon vom zartesten Alter mit ihren vierbeinigen Genossen, lernen ihre Behandlung kennen, reiten sie zur Tränke und Abends in den Stall, und bilden sich so ganz von selbst zu guten Reitern aus. In Darkehmen findet alljährlich ein grosser Fohlenmarkt statt, wo die Stuten mit ihrer Nachzucht erscheinen, und letztere von den Besitzern, die nicht selbst Pferdezucht treiben, gekauft werden, um sie drei Jahre gross zu ziehen und dann der Remontekommission vorzustellen, welche die dreijährigen Tiere ankauft, noch ein Jahr in den sogenannten Remontedepots hält und dann den Regimentern zuteilt. Wie leider mit dem ganzen Pferdegeschäft, so ist auch mit dem Trakehner Fohlenmarkt viel Schwindel verbunden. Eine besonders schöne Stute erscheint nach und nach mit drei, vier Fohlen, die alle als ihre Nachzucht angegeben und auf die guten Eigenschaften ihrer Pseudomütter hin von unerfahrenen Käufern teuer bezahlt werden. Ein wirklich gutes Fohlen von edlen Eltern giebt ein Litthauer Bauer

so leicht nicht weg. Ein Besitzer eines grossen Gestüts, der alle Stuten und alle Hengste genau kannte, hatte die auch nicht sehr redliche Gepflogenheit, im Lande herumzufahren, auch auf dem Darkehmer Markt Umschau zu halten und gute Fohlen zu kaufen, die er dann mit seinem Gestütsbrand versah. (Dies ist ein Zeichen, das mit einem heissen Eisen dem Pferd auf den linken Hinterschenkel eingebrannt ist und als Beweis der Abstammung aus dem betreffenden Gestüt gilt. Das Trakehner Zeichen ist ein Elchgeweih. Natürlich ist das Brennen eines gekauften Pferdes mit einem Gestütsbrand Betrug; denn, wenn das Tier auch an sich gut sein mag, so erzielt doch ein in einem edlen Gestüt geborenes Pferd, schon dieses Umstandes wegen, einen höheren Preis.) Dieser erzählte mir selbst, er habe einmal mit einem Litthauer Bauern um ein besonders schönes Fohlen gehandelt und ihm einen hohen Preis geboten. Der Bauer verneinte. Er legte zehn Taler zu. — Nein. — Noch zehn Taler. — Da drehte und wand sich der Bauer, und flehte endlich ganz verzweifelt: Hochgehrter Herr, biede Sie mich nicht mehr! — Er fürchtete, nach dem ostpreussischen Sprichwort „Baar Geld lacht", zur Hergabe des Fohlens verführt zu werden. Ein Fohlen, ohne Kenntniss seiner Eltern, auf das zu beurteilen, was einmal aus ihm werden kann, ist sehr schwer und erfordert viel Übung und einen angeborenen Pferdeblick. Diesen hatte ich garnicht und liess mich daher auch auf den Fohlenkauf nicht ein; Walter Dirichlet hatte ihn dagegen in sehr hohem Grade. Er kaufte kommissionsweise in Darkehmen für andere Besitzer Fohlen und hat sich selten in der Beurteilung der zukünftigen Eigenschaften der Tiere geirrt. Ich war mit ihm bei Simpson-Georgenburg, den Walter ebenso wie ich zum ersten Mal besuchte. Als Simpson uns seine Jahrgänge jungen Pferde zeigte, nannte ihm Walter von jedem den Vater. Die Trakehner Hengste waren ihm natürlich genau bekannt, und aus der Ähnlichkeit der Fohlen schloss er

mit solcher Sicherheit auf den Vater, dass Simpson aus dem Erstaunen und der Bewunderung garnicht herauskam. Er gestand mir nachher, so etwas sei ihm in seinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Übertroffen aber wurde Walter noch in dieser Eigenschaft vom Major Dassel, dem Präses der ostpreussischen Remontekommission. Das Verfahren von dieser Kommission ist folgendes: auf bestimmten Märkten führen die umliegenden Besitzer ihre dreijährigen vor; die Pferde bilden einen weiten Kreis und werden langsam den in der Mitte stehenden Offizieren — gewöhnlich drei und ein Tierarzt, der die Augen untersucht — zweimal vorbeigeführt. Während dieser Zeit mustern die Offiziere die Pferde auf Statur, Gangart und etwaige Fehler und stellen die nicht brauchbaren zurück. Demnächst wird über die Ausgewählten der Preis vereinbart. Nun war es, ehe Dassel das Remontegeschäft bekam, ein ganz gewöhnliches Manöver, dass ein auf einem der Anfangsmärkte nicht genommenes Pferd weiter ins Land zu einem guten Freunde des Besitzers geschickt, von diesem noch einmal vorgestellt, und, wenn das Glück und die Stimmung der Remonteoffiziere gut war, dann wohl angenommen wurde. Unter Dassel war dies unmöglich; es sind ihm in seiner ganzen Wirksamkeit nur zwei Fälle nachgewiesen, wo er ein Pferd, das er so zweimal an sich hatte vorbeiführen sehen, nach Wochen nicht sofort wiedererkannte und dann den Vorführenden mit einer Reihe Schmeichelnamen belegte — Schimpfen konnte er ganz furchtbar —, dass er an der Hälfte genug hatte. Dabei muss man nicht vergessen, dass die Anzahl der Pferde, die Dassel so im Laufe eines Sommers sah, sich auf viele Tausende belief. Aber damit war die Aufnahmefähigkeit seines Gedächtnisses für Pferdetypen noch lange nicht erschöpft; man kann behaupten, dass er ein Pferd, das er einmal gesehen, nie wieder vergass. Ich selbst habe darüber zwei Erfahrungen: im Jahre 1872 traf ich Dassel, den ich seit 1858, wo ich die letzten Böhm'schen Remonten vorstellte, nicht gesehen hatte, auf

dem Darkehmer Pferdemarkt, und da ich kein Pferd war, glaubte ich, er habe mich vergessen und stellte mich ihm vor. O! sagte Dassel, ich weiss, Sie haben in den Jahren 1856, 1857 und 1858 in Neuendorf Remonten vorgestellt und zwar die und die (genau beschrieben nach Grösse, Farbe und Geschlecht); davon habe ich die und die genommen, und die und die, und zwar aus den Gründen, zurückgewiesen. Er wusste auch von allen welchen Regimentern sie zugeteilt worden waren. — Dann war ich einst zur Dienstleistung bei den 3ten Kürassieren in Königsberg eingezogen. Unsere Schwadron hielt auf dem Exerzierplatz, und Dassel kam geritten und musterte die Pferde. Mein Nebenmann ritt einen grossen Fuchs. Dassel hielt an und rief: Donnerwetter, was hat der Fuchs sich herausgemacht! Ich kaufte ihn vor sechs Jahren in Insterburg; aber dass er so werden würde, habe ich nicht gedacht. — Und ähnliche Bemerkungen machte er bei vielen Pferden.

Das Sonderbarste aber war, dass Dassel später, als er Landstallmeister in Trakehnen wurde, wo man die grössten Erwartungen von ihm hegte, nichts Sonderliches leistete, seine Begabung war eben eine ganz beschränkte; aber in diesem engen Kreis freilich unübertroffen.

Trakehnen bietet dasselbe Bild grösster Vollkommenheit für die Pferdezucht wie Hundisburg für Rinder, Schafe und Schweine. 1732 wurde es von Friedrich Wilhelm I., diesem unvergleichlichen Organisator auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, gegründet, und wie die Civilverwaltung Preussens noch heut im wesentlichen sich in den von ihm gelegten Gleisen bewegt, blüht auch seine Schöpfung Trakehnens und trägt Früchte hundert- und tausendfältig. Im letzten Jahre sind den Trakehner Hengsten 3 200 Stuten zugeführt worden; Kavalleriepferde werden aus dem Ausland überhaupt nicht angekauft; dagegen gehen ostpreussische Pferde in die ganze Welt. Allein Berlin bezieht deren alljährlich 15 000 Stück. Ein Besuch in Trakehnen ist für einen

Landwirt und Pferdefreund sehr lohnend. Die Felder sind durch die ungeheuren Mengen Kraftfutter, das seit anderthalb Jahrhunderten dort verbraucht worden ist, im üppigsten Stand. Alle Wege sind mit herrlichen alten Alleebäumen eingefasst. Es wird erzählt, dass, als diese Alleen bei der Gründung Trakehnens angepflanzt wurden, die jungen Stämme, nach der üblen Gewohnheit des Landvolkes, regelmässig abgeknickt wurden, entweder aus reinem Mutwillen und Zerstörungslust, oder um die jungen Stämme zu Peitschen- und Spazierstöcken zu verwenden. Der damalige Landstallmeister — es ging noch sehr patriarchalisch und autokratisch zu — zeigte an, der nächste, der beim Baumknicken gefasst würde, sollte unweigerlich aufgehängt werden. Und der Nächste wurde aufgehängt. Seitdem liess man die Bäume in Ruhe.

Im Sommer gehen die Stuten und jungen Pferde draussen auf der üppigen Weide. Jedes Vorwerk hat Pferde von gleicher Farbe, die von berittenen und uniformirten Hirten beaufsichtigt werden. Sehen diese einen Wagen kommen, so treiben sie die Heerden an die Chaussee, wo sie langsam an dem Beschauer vorübergehen — ein prachtvoller Anblick. Auf dem Haupthof sind Grabmäler der berühmtesten Hengste, in allen Ställen herrscht die peinlichste Sauberkeit und Ordnung, alles geht militärisch geordnet seinen Gang. Man kann da viel lernen.

Eindrücke ganz anderer Art bekommt man in Beinuhnen, das zu meiner Zeit dem Herrn von Fahrenheid gehörte. Hier hatte dieser feine Kunstkenner eine Stätte edelsten Kunstgenusses errichtet. An das ganz bescheidene Wohnhaus war ein grosser mit Oberlicht versehener Saal in griechischen Formen angebaut, der eine sehr vollständige Sammlung vortrefflicher Gipsabgüsse nach den schönsten in der ganzen Welt verstreuten Antiken enthält. Es war ein wunderbares Gefühl, hier, im prosaischsten Teile Litthauens, fern von jeder Stätte, wo Kunstbestrebungen gehuldigt wird, diese Oase zu finden.

Auch in dem sehr ausgedehnten Park, den er von Jahr zu Jahr vergrösserte und verschönerte auf Kosten des Ackers und leider auch auf Kosten seines Geldbeutels, denn er wirtschaftete sich bankerott, auch im Park standen überall an fein erdachten Stellen, vor schönen Baumgruppen, an den Ufern von Wasserspiegeln, hell leuchtende Statuen und Büsten. Das Haus enthielt eine Sammlung auserlesener Gemälde. Diesen idealen Bestrebungen widmete Fahrenheid sein ganzes Leben und Streben. Fast das Schönste, was er geschaffen, war im Garten in einer schönen Baumgruppe ein in den edelsten Formen erbauter kleiner griechischer Tempel. Es hatte da ursprünglich ein alter Schuppen gestanden, der zur Aufbewahrung von Gartengerätschaften diente. Daraus hatte Fahrenheid diese köstliche Anlage geschaffen. In dem Tempel stand eine schöne Marmorbüste, und man empfand hier das Gefühl, das wohl ein alter Grieche vor seiner Gottheit gehabt hatte. Eine kuriose Anomalie, die ich nie begriffen habe, war in Beinuhnen, wo alles antiken Geist atmete, wo die Mittagsglocke für die Leute zwischen dorischen Säulen hing, und der Wasserwagen die Form einer Quadriga hatte, eine ungeheure Scheune, die in den Formen eines mittelalterlichen Schlosses, mit Schiesscharten und Zinnen und einem hohen Turm gebaut war. Unpraktisch als Scheune; denn das Gebäude war viel zu hoch und erforderte eine Unzahl Leute, um es nur notdürftig vollzustopfen, und die Form eines griechischen Tempels, wenn mit Scheunen und Ställen doch einmal Verkleidung gespielt werden sollte, wäre für eine Scheune eine viel bessere Form gewesen als dieser mittelalterliche Anachronismus. Eine andere wenig geschmackvolle Schrulle Fahrenheids waren grellbunte, grosse Glasknöpfe auf allen Blumenstöcken im Garten. Diese erkläre ich mir aus seiner übergrossen Kurzsichtigkeit — er war beinahe blind, — die ihn nur einen unbestimmten bunten Farbenschimmer, der mit den bunten Blumenbeeten harmonierte, sehen liess. Trotz

dieser Kurzsichtigkeit hatte Fahrenheid im Louvre unter allem möglichen Schurrmurr und zurückgesetztem Gerümpel eine herrliche von keinem beachtete Venusbüste entdeckt, von der er natürlich einen Abguss hatte. Sie ist sehr schön, wenn ich auch in seinen, in begreiflichem Stolz auf seine Entdeckung getanen Ausspruch „die Venus von Milo sei eine Köchin dagegen“ nicht einstimmen kann. Traurig war für ihn gewiss die gänzliche Vereinsamung, in der er sich mit seinen künstlerischen Bestrebungen in der Provinz befand; namentlich bei seiner ganzen Nachbarschaft verstand man ihn garnicht. Was musste es ihm für einen Eindruck machen, wenn ein die Sammlung besichtigender grosser Landwirt der Umgegend beim Anblick der schönen Abgüsse bedauernd ausrief: „Schade um all den schönen Gips! Den so auf die Kleefelder gestreut, — das müsste wachsen!“ Und gemissbraucht wurde sein Kunstsinn auf die schnödeste Weise. — Mit feinem Gefühl für Landschaftsgärtnerei zog er die ganze Umgegend in seine Pläne hinein. Ein Bauer, dem ein Wäldchen gehörte, das eine hübsche Linie gegen den Horizont hinter dem Beinuhner Park bildete, benutzte dies, um dauernd freies Holz aus Fahrenheids Forsten zu erpressen, immer mit der Drohung: „Ja, sonst muss ich mein Wäldchen niederhauen.“ Und so ging es allerwärts, bis Fahrenheid, der allerdings als Junggeselle keine Verpflichtungen hatte, für andere zu sparen, sich bankerott gewirtschaftet hatte. Beinuhnen fiel an einen gänzlich unkunstsinnigen Neffen, der aber dem Onkel zuliebe sich auch auf den Kunstsport geworfen hatte und mit Kennermiene von „der zweiten Manier des Cimabue“ und dergleichen Schlagworten orakelte. — Aber ich muss wieder zurück nach Barthen.

Wie es immer geht, wenn ein neues Regiment beginnt, — die Menschen finden sofort, dass das alte, an dem sie, während es herrschte, alles Mögliche auszusetzen hatten, doch ganz vortrefflich gewesen sei und setzen

dem neuen passiven und manchmal sogar aktiven Widerstand entgegen. Das erlebte auch ich. „Der Herr Oberamtmann“ war die stereotype Redensart, mit der jeder, wenn ich etwas anordnete, was dem alten Regime ins Gesicht schlug, seine Bedenken einleitete. Ich entschloss mich daher kurz und vertagte alles, was nicht sofort geändert werden musste, bis zum Abzug des früheren Besitzers, fest entschlossen, dann aber energisch durchzugreifen. Die Gelegenheit liess nicht lange auf sich warten. An einem der ersten Erntetage ritt ich nach Ottenhagen. Der ziemlich schlappe Kämmerer kam mir aschbleich entgegengelaufen mit der Meldung, die Leute wollten nicht arbeiten. Und ich sah auch schon den ganzen Haufen, einige zwanzig Mann, mit den Sensen über der Schulter, vom Felde heranmarschieren. Ich sah, der Wendepunkt war gekommen; wenn ich dieser offenen Widersetzlichkeit auch nur eine Haaresbreite nachgab, so war's mit meiner Autorität vorbei. Ich ritt also auf die Leute los und sagte sehr ruhig: „Ihr kehrt sofort um und geht an die Arbeit.“ Der Vorarbeiter begann mit seinem sakermentschen „der Herr Oberamtmann“ — Marsch, Kehrt, an die Arbeit!“ — „Der Herr Ober“ — Da hob ich meine Rhinocerosreitpeitsche mit schwerem Metallknopf am verkehrten Ende in die Höhe und hieb dem Kerl den Knopf über den Schädel, dass er lautlos zusammenstürzte. — Jetzt geht an die Arbeit!“ — und sie folgten alle ganz ruhig. Der Geschlagene blieb einige Minuten liegen, dann torkelte er in die Höhe, raffte seine Mütze, die glücklicher Weise den Schlag sehr gemildert hatte, und seine Sense auf und ging den andern nach. Das war das erste und einzige Mal, dass ich einen ernsten Konflikt mit den Leuten gehabt habe. Und ich hatte mit diesem Schlag auch den Oberamtmann totgeschlagen — er wurde mir nie wieder vorgehalten. Bald sahen denn auch die Leute, dass sie bei meiner Wirtschaftsweise sich viel besser standen; bis dahin waren sie stets in Schulden

gewesen; das kam später, ausser im Jahre 1867, von dem noch zu erzählen sein wird, nicht mehr vor, und ich habe stets sehr gut mit den Leuten gestanden. —

Johann Jacoby, der ein alter Freund der Adelson'schen Familie und mir dadurch auch bekannt geworden war, machte mir über dies „mein tyrannisches Verfahren" ernste Vorwürfe. Jacoby war ein durchaus unpraktischer Idealist; die Realitäten des Lebens existierten für ihn nicht, dabei aber war er trotz, oder wegen seiner extrem radikalen Ansichten der grösste Despot, und wenn er zu politischer Macht gelangt wäre, hätte er vor einem Schreckensregiment nach Robespierreschem Muster, um seine Ideale durchzusetzen, keinen Moment gescheut und mit Seelenruhe die Köpfe seiner Gegner fallen lassen; allerdings war er ebenso bereit, sein eigenes Leben für seine Ideen zu opfern, was er mehrfach durch die Tat bewiesen hat. Dass man aber auf dem Lande, wo kein Schutzmann und kein Gendarm vorhanden ist, oft gezwungen ist, sich selbst Recht zu verschaffen, begriff er durchaus nicht. In allem, was nicht politischer Kampf ist, sollte man alle Menschen als seine „Brüder" behandeln. So war er auch einmal empört, als er bei einem Besuch in Barthen sah, dass ich den Kutscher aus dem am andern Ende des Hofes liegenden Stall durch den Ton einer Pfeife rief. „Sie behandeln den Menschen ja wie einen Hund!" — Wie rufen Sie Ihr Mädchen?" fragte ich. „Nun, ich klingele." Nun sagen Sie mir, liebster Freund, wo ist eigentlich der Unterschied? Sie machen sich durch die Tonschwingungen einer Glocke, ich mich durch die einer Pfeife bemerklich; denn eine Klingel über den ganzen Hof zu ziehen, ist unmöglich. Aber das Eine scheint mir nicht entwürdigender als das Andere. — Er blieb mir die Antwort schuldig.

Jacoby erlebte eine ähnliche Rektifizierung einmal, als er wegen eines politischen Vergehens im Inquisitionat in Königsberg sass, ein ebenfalls politischer Leidens-

gefährte war der Landrat Schirrmeister aus Darkehmen. Es war in einem Herbst, wo die Kartoffeldiebstähle der Königsberger Strolche auf den Feldern nahe bei der Stadt so überhand genommen hatten, dass durch einige Razzia's der 3ten Kürassiere eine Anzahl derselben dingfest gemacht und abgeurteilt werden mussten. Jacoby war äusserst empört, dass man diese armen Menschen, die nur um eine hochbetagte Mutter oder einen kranken Vater vor dem Verhungern zu retten ein paar lumpige Kartoffeln genommen hätten — das war die stereotype Entschuldigung — zu Kerkerhaft verurteilen wolle. Schirrmeister, der solche Verhältnisse aus dem praktischen Leben kannte, sagte: Lieber Jacoby, zählen Sie den Kerls ein paar auf die Jacke und sie haben weder Vater noch Mutter mehr zu ernähren! —

Ich sagte, ich habe stets sehr gut mit meinen Leuten gestanden — aber, was ich mir in Zeiten von jugendlichem Idealismus geträumt hatte und was doch schon durch meine Lehrzeit, wo ich ja täglich in den genauesten Verkehr mit den Leuten gekommen war, sehr herabgestimmt war, der Gedanke, den Leuten ein wirklicher Freund und Berater, zu dem sie unbedingtes Vertrauen haben würden, zu werden, das verwirklichte sich doch garnicht. Es blieb ein Herrn- und Dienstbotenverhältnis; davon erlebte ich ein besonders frappantes Beispiel. Ich hatte in Barthen einen Schmied, Thrun, einen besonders netten und tüchtigen Menschen. Die Thrun'sche Familie war wie aus einem Dickens'schen Romane herausgeschnitten; er war ein kleiner, untersetzter, enorm starker Mann, mit dem gutmütigsten Gesicht von der Welt. Die Frau, grösser als er, mit Spuren früherer Schönheit, eine richtige Matrone und eine ganze Schaar kleiner Thrunchen, Jungen und Mädchen wie die Orgelpfeifen. Mittags und abends ging die ganze Gesellschaft dem Vater entgegen, wenn er aus der Schmiede kam und es war jedesmal eine ungeheure Freude, den Vater wiederzusehen. Der nahm dann das zweitjüngste auf

den Arm — das allerjüngste, was aber diesen Rang nur höchstens ein Jahr lang einnahm, um dann vom allerallerjüngsten abgelöst zu werden, trug natürlich die Mutter — eins an die Hand, die andern gruppierten sich an den Rockschössen der Eltern oder gingen in langer Prozession hinterher, und so wanderten sie nach ihrem Hause. Der Schmied gehört auf einem Gut zu den Honoratioren, nebst dem Kämmerer, dem Stellmacher, dem Kutscher und den ersten Hirten bilden sie die Aristokratie des Dorfs. Thrun war der auch auf keinem Gut fehlende Allerweltskünstler, der alles machen konnte und bei jeder Schwierigkeit zu Rate gezogen wurde, und so kam ich mehr mit ihm in Berührung, als mit den andern Leuten und plauderte auch oft einmal ein Viertelstündchen mit ihm vor der Schmiede. Dieser hatte nun einst seine gesammten Ersparnisse — einige hundert Taler — einem Bekannten, einem Pregelschiffer anvertraut, natürlich ohne jede Sicherheit und kam eines Tages jammernd, der Schuldner wolle ihm mit seinem Gelde durchgehen. Ich rettete Thrun sein Geld, was nicht ganz leicht war; denn der Schiffer war ein ganz geriebener Gauner. Natürlich war Thrun hocherfreut und versprach, ein anderes Mal vorsichtiger zu sein. Ich erbot mich, ihm bei der Anlage guten Rat zu geben. — Kurze Zeit darauf hatte er in noch viel dümmerer Weise das Geld wieder weggegeben, bat wieder um Hilfe. — Dies Mal aber versagte ich sie ihm; sie hätte auch nichts geholfen, und es war weg auf Nimmerwiedersehen. Dieses Misstrauen gegen uns und das blöde Vertrauen auf jeden in der sozialen Stufenleiter ihnen näherstehenden, scheint unausrottbar. Es ist wohl möglich, dass die Leute früher von den „Herren“ arg beschwindelt und betrogen worden sind; damit hängt auch der unüberwindliche Widerwillen der Bauern gegen jede Unterschrift zusammen. Ich habe es erlebt, dass Bauern nach einer langwierigen Verhandlung schliesslich irgend ein ganz gleichgiltiges Protokoll unterzeichnen sollten. „Unnerschriwe thu ich nich“,

sagten sie dann und entfernten sich unverrichteter Sache. Aber auch hier werden die Sünden der Väter heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das Volk traut keinem, auch dem Wohlmeinendsten nicht aus unsern Ständen. — — — —

Ich muss noch einmal auf die Parzellierung Barthens durch den Verkauf der Vorwerke zurückkommen. Im ersten Jahre meines Besitzes zeigte sich keine Aussicht dazu, und das, mit all' dem Unglück, das mich in dieser Zeit traf, machte mir viele Sorgen, und wenn nicht der Sonnenschein gewesen wäre, den meine Heirat brachte, so würde meine Lebensfreudigkeit auf eine harte Probe gestellt worden sein. Verkauft aber musste werden. Hugo Ehlert, Louis Ehlerts Bruder, schrieb an mich wegen eines Vorwerkes, ich antwortete ihm, er möge kommen, sich Lindenau ansehn. Verhandlungen gab es kaum, er kam am 15. Mai 1857 mit dem Dampfboot an, sah und kaufte. In einer Stunde war die Sache abgemacht und wir haben es Beide nicht bereut. Nachdem mit diesem Verkauf „der Charme gerompert war“ wie mein Vater zu sagen pflegte, ging es mit den beiden Wäldern und dem Vorwerk Waldhof schneller, und mit jeder Verringerung der Grösse des Guts verringerten sich auch meine Sorgen in landwirtschaftlicher Beziehung. Aber von einer andern Seite wuchsen sie um so bedenklicher. Der Gesundheitszustand meiner Frau war es, der schwer auf uns allen lastete. Die Sache stellte sich allmälich als kaltes Fieber heraus, und dafür war Barthen mit seinen grossen Überschwemmungswiesen, die bis dicht an das Haus reichten, allerdings kein günstiger Wohnort. Ich fasste also den Plan ins Auge, abweichend von meinem ersten Vorhaben: Ottenhagen zu verkaufen und Barthen, das Hauptgut mit dem schönen Haus und Garten und all' den tausend Annehmlichkeiten eines alten, wohleingerichteten Wohnsitzes, zu behalten, umgekehrt Barthen zu verkaufen, und nur Ottenhagen, das höher, trockener und also gesunder lag, zu behalten, und mir dort einen

neuen Wohnsitz zu schafften. Und ich fand bald einen Käufer, beging aber die Unvorsichtigkeit, vor einer notwendigen Geschäftsreise nach Berlin keinen schriftlichen Vertrag mit ihm zu machen, sondern mich auf sein mündliches Versprechen zu verlassen, dass er sich für gebunden halte. Die Sache wurde ihm dann aber leid, und er zog sich, mit im Stichlassung seines Ehrenwortes heraus, und ich befand mich in einer sehr bösen Lage. Im Jahre 1862 standen die ersten Restkaufgelder von Böhm kündbar, und ich wusste nicht, woher das Geld dazu nehmen. Was Freytag in „Soll und Haben" sagt „Wehe dem Landwirt, dem der Grund unter den Füssen fremden Gewalten verfällt! Er ist verloren, wenn seine Arbeit nicht mehr ausreicht, die Ansprüche zu befriedigen, welche andere Menschen an ihn machen" — das hatte ich in vielen sorgenvollen Tagen und schlaflosen Nächten in dieser Zeit durchzumachen. Ich hatte mich auch wegen meines Leichtsinns bei den Verkaufsverhandlungen genug getadelt, indessen es war nun einmal geschehen und für das Jahr 1862 und die Kapitalsabzahlungen an Böhm musste Rat geschafft werden. Und so kam mir dann das Kaufanerbieten von Klövekorn, der einige Zeit schon Inspektor in Ottenhagen gewesen war und es also genau kannte, Ottenhagen zu kaufen, sehr gelegen, da der Plan, Barthen zu verkaufen und dort zu wohnen ja nun eben gescheitert war. Anfang Januar 1862 wurde der Verkauf abgeschlossen und nun war ich aller Gutssorgen ledig, ich besass Barthen schuldenfrei.

Onkel Paul schrieb mir:

11. Januar 1862.

„Deine Briefe vom 6. und 9. enthalten sehr angenehme Nachrichten, welche mir viel Freude machen. Nun bist du ein solider, ordentlich basirter Besitzer, einer, dem sein Gut wirklich gehört, — nicht bloss der Überschuss seiner Einnahmen über die schuldigen Zinsen. Dazu wünsche ich Dir und den Deinigen Glück. Du

wirst nun viel weniger Sorgen haben als früher, und Wind und Wetter nur mässig excentrisch betrachten. Mit einem Wort: an Dich hat Schiller entschieden in prophetischem Geiste gedacht, als er sang: „Festgemauert in der Erden steht die Form aus Lehm gebrannt" — wenngleich dies letztere Bild etwas kühn ist und Du, im Ganzen genommen, ausser einer gewissen gelblichen Farbe, wenig Ähnlichkeit mit Lehm hast.

Wenn Du aber aus Anlass des vorsichtiger Weise diesmal gleich abgeschlossenen Kontraktes sagst „man wird klüger und verlässt sich nicht mehr auf die Ehrlichkeit der Menschen, — ob das besser ist, ist eine andere Frage" so will ich zugeben, dass das eine Frage ist, wie man ja überhaupt sehr viele Fragen sich selbst und andern stellen kann; ich behaupte aber, dass man nur eine Antwort auf diese Frage geben kann: Man wird weder besser noch schlechter; sondern die moralische Güte des Charakters bleibt von der Zunahme der Erkenntnis menschlicher Dinge unberührt. — Soll ich aber durchaus eine Einwirkung zugeben, so behaupte ich ferner, dass man dadurch nicht allein nicht schlechter, sondern besser wird: denn die Erkenntnis des Bösen und Guten führt einen nur um so lebendiger auf das Gute und Rechte hin. Es wäre auch gar kein Verdienst, unter lauter Guten gut zu sein. Das Verdienst besteht darin, unter Schlechten gut zu bleiben! — — Du hast die ganze Gutsangelegenheit von A bis Z mit ebensoviel Verdienst als Glück durchgeführt, und da ich dies anerkenne, befürchte ich nicht, für einen Toren gehalten zu werden, von dem Mephisto sagt: „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt den Toren niemals ein" —. Nun schenke Dir der Himmel die nötige Gesundheit, mit den Deinigen angenehm und behaglich zu leben und neben der Gesundheit recht viel Torf — ein ganz nützliches, aber eigentlich sehr hässliches Möbel."

Der Torf bezog sich darauf, dass ich in Barthen unerschöpfliche Torflager hatte, die mir bei einer dem-

nächst zu erwähnenden grossen Meliorationsanlage Dienste leisten sollten, jetzt aber trug ich den Gedanken einer Presstorfanlage mit mir herum. Aber eine genaue Rechnung ergab, dass die Kosten, den losen Torf in Presstorf zu verwandeln, zu hoch waren, um eine erhebliche Rentabilität zu gewähren. So ging auch dieser Plan in Rauch auf, (statt des Presstorfes) wie der Plan einer Bairisch-Bier-Brauerei im grossen Stil, den ich früher gehabt hatte, der aber allerlei praktischer Bedenken wegen von mir aufgegeben werden musste.

Auf einem ganz sonderbaren Umweg aber keimte ein drittes Projekt in mir auf, das allmählich immer festere Gestalt bekam und schliesslich zur Ausführung gelangte Eine grossartige Einwallung, Trockenlegung und Urbarmachung eines erheblichen Teils der Barthener Wiesen. Die grosse Wiesenfläche, den Pregelüberschwemmungen ausgesetzt, erstreckte sich vom Fluss bis hart an den Hof und das Wohnhaus. Aber sie war in der Mitte geteilt durch eine Bodenerhebung, die Hufe, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt war, leichten Boden hatte und beackert wurde. Der Hof lag auf einer leichten Erhöhung, die östlich anstieg zu dem ziemlich hohen Lustberg, westlich sich niedriger weitererstreckte. Auch die Hufe ging über die Gutsgrenze östlich und westlich ununterbrochen weiter. Vom Hof ging ein breiter flacher Damm durch die Wiesen und über die Hufe zum Pregel, vom Ende des Lustbergs ein zweiter Damm bis zur Hufe. Die unteren Wiesen waren gegen das Sommerhochwasser eingewallt, das höhere Winterwasser strömte teils über die Dämme fort, teils wurde es absichtlich durch Oeffnen der Schleusen hineingelassen, um dem fruchtbaren Schlickboden, den der Fluss von oben mitbrachte, Zutritt zu den Wiesen zu gestatten, wo er sich ablagerte — im Kleinen die Befruchtung Egyptens durch den Nil wiederholend.

Nun hinderte aber die Hufe den Strom, frei über das zwischen ihr und dem hohen Land liegende Wiesenterrain

zu gehen. Hier fand also Schlickablagerung in viel geringerem Maasse statt als auf den unteren Wiesen. Infolgedessen, und da seit Hunderten von Jahren sich dies alljährlich wiederholte, waren die unteren Wiesen viel besser und lagen durch die stets wiederholten Bodenaufschwemmungen höher als die dahinterliegenden. Das hatte die weitere Folge, dass das Wasser von den oberen Wiesen nur sehr langsam und unvollkommen durch einen Graben, der die Hufe durchschnitt, abziehen konnte. Ein anderer Abzugsweg war nicht vorhanden. Das meiste Wasser musste im Sommer verdunsten. Die Wiesen hatten infolgedessen saures schlechtes Gras und bestanden wesentlich aus Torfboden. Die unteren Wiesen gaben vortreffliches Futter von ihrem reichen, schnell abwässernden Schlickboden.

Nachdem ich die Vorwerke verkauft hatte, behielt ich also wesentlich ein Wiesengut mit zur Hälfte sehr guten, zur Hälfte schlechten Wiesen, die hauptsächlich als Weideterrain für die Kühe benutzt, aber wegen ihres weichen Bodens sehr zertreten wurden; es entstanden viele sogenannte Bülten, das heisst, statt eben mit kontinuierlicher Grasnarbe bewachsen zu sein, waren sie eine wüste Masse von Maulwurfshügeln ähnlichen Klumpen mit tief eingetretenen Löchern. Ich hatte versucht, bei abgehendem Frost, wo die Klumpen schon aufgetaut, die Löcher aber noch gefroren waren, durch scharfes Eggen eine Ebnung der Fläche zu erzielen, doch war dies nur eine unvollkommene Abhilfe — der Fehler lag eben tiefer, in den schlechten Wasserabzugsverhältnissen der grossen Fläche.

Der erste Anstoss zu einer gründlichen Abhilfe und zu der grössten Anlage, die es mir vergönnt war, in Barthen zu machen, kam aber von einer ganz anderen Seite: Meiner Frau Gesundheitszustand hatte sich von Jahr zu Jahr verschlechtert und machte mir schwere Sorgen. Das Leiden trat mit Fiebererscheinungen auf. Schon 1858 hatten wir eine Reise nach Göttingen unter-

nommen, um durch Luftveränderung eine Heilung zu erzielen; später gebrauchte sie Karlsbader, zu Anfang mit gutem, dann mit immer schwächerem Erfolge. Die Lage Barthens, die nassen Wiesen bis hart ans Haus, wurden als schädlich erachtet. Da, eines Tages im Jahre 1866, hielt ich zu Pferde auf der Spitze des Lustberges, die weite Ebene schachbrettartig zu meinen Füssen ausgebreitet. Zuerst, unter dem Lustberg, die schlechten Wiesen, dann die Bodenanschwellung der Hufe, dann die schönen Wiesen bis zum Pregel. Plötzlich schoss mir der Gedanke durch den Kopf: Wenn man durch Wälle vom Lustberg bis zur Hufe das ganze dazwischenliegende Wiesenterrain einwallte, auspumpte und urbar machte, so schlüge man zwei Fliegen mit einer Klappe: Man drängte die Überschwemmung und damit die ungeheure Nässe weit vom Hause hinweg, könnte die schlechten Wiesen in vortrefflichen Acker verwandeln und das Verhältnis von Acker und Wiese in Barthen wesentlich günstiger gestalten.

Die Sache war eigentlich ungeheuer einfach; die natürlichen Verhältnisse so günstig wie irgend möglich. Die Hufe, der bisherige Feind der dahinter liegenden Flächen, war für die Abschliessung ein Wall, wie ihn grösser und dichter keine Kunst hätte bauen können. Auf der Ostseite war auch schon ein Damm geschüttet, der mir genügend hoch und stark zu sein schien. (Diese Ansicht erwies sich nachher als irrig.) Der Lustberg seinerseits schloss die dritte Seite. Es bedurfte also nur des Dammes auf der westlichen Grenze. Hufe und Lustberg boten Erde, um das Moor zu befahren und eine gute Bodenmischung zu bereiten. —

Die Sache liess mich und ich sie nicht mehr los. Sie lächelte mir ganz anders als eine grosse Brauerei; sie war recht eigentlich Wasser auf meine Mühle. Und so dachte ich denn das Projekt nach allen Seiten durch; ich zog keinen Techniker zu Rate, sondern machte die Sache selbst. An den Grundzügen des Planes war bei

dem weiteren Durcharbeiten nichts zu ändern; die Natur hatte sie zu deutlich vorgezeichnet. Nur konnte die Umwallung nicht auf der westlichen Grenze geführt werden. Der kleine Zufluss vom Oberland, der hinter dem Hof sich ins Bruch ergoss, musste ausgeschlossen werden, und die Umwallung wurde innerhalb geführt und der Zufluss in den Grenzgraben gedrängt. Dies schadete um soweniger, als das von der Entwässerung ausgeschlossene Dreieck den besten Torf enthielt und für Menschenalter Brennmaterial für die Dampfmaschine gewähren konnte, auf 18 Fuss tief ausgestochen aber vortreffliche Fischteiche abgeben musste.

Schwere Zweifel verursachte mir die Frage, aus welchem Material die Dämme zu schütten sein würden. Erde dazu heranzufahren, wäre sehr kostspielig und zeitraubend gewesen. Und das Nächstliegende in jedem Sinne des Wortes war, sie direkt aus dem Torfwiesengrund herauszuheben. Aber würde der Torf nicht Wasser wieder durchlassen, das heisst, wenn man in der Umwallung das Wasser auspumpte, es also auf der äusseren Seite des Walles höher stand, würde es nicht durch den ganzen Damm wieder zurücksickern und das Pumpen eine Danaidenarbeit bleiben? Diese Frage war endgiltig nur durch den Erfolg zu lösen. Alles theoretische Grübeln half nichts. Um aber wenigstens alles zu tun, was möglich war, machte ich folgende Experimente: ein Wall in annähernd der Dicke des projektierten wurde um einen Rasenfleck viereckig aus Torferde aufgebaut und der Innenraum mit Wasser gefüllt. Zu meiner Freude hielt der Wall das Wasser, und so war die Hoffnung eine gegründete, dass auch der Grenzwall das Wasser abhalten werde. Noch günstiger stellte sich das Experiment, als der Probewall mit Rasen bekleidet und diesem Zeit gelassen war, festzuwachsen.

Aber von andern Seiten türmten sich grosse Hinder-

nisse auf: Im Frühjahr 1866 war mein Plan entstanden. Da kamen die politischen Verwickelungen mit Österreich, der Krieg brach aus, und wenn er auch bald glücklich beendet war, so war doch die beste Arbeitszeit verloren — in der Ernte liessen sich Arbeitskräfte nicht beschaffen und im Herbst anzufangen, hätte keinen Sinn gehabt. So verging das Jahr ziemlich ungenutzt. Die nötigen Nivellements wurden gemacht, der Plan bis in's Einzelnste ausgearbeitet; aber im Felde geschah noch nichts.

Der Plan war etwa so: an Stelle der viereckigen Wiesentafeln mit hundert Gräben durchschnitten, die nie aufeinandertrafen, (um immer von einer auf die andere transportable Brücken für das Vieh und die Heuwagen zu legen) trat ein System vom Lustberg und der Hufe ununterbrochen durch Gräben bis zu dem Hauptgraben laufender Beete, getrennt durch gleich weit entfernte parallele Abzugsgräben. So konnte das Pflügen, die Dung- und Erdeauffuhr, die Ernteabfuhr ganz ungehindert von Statten gehen. Wo der Hauptgraben die Hufe durchschneidet, wurde eine Schleuse gebaut, und hier sollte die Wasserhebemaschine, mit einer Lokomobile betrieben, aufgestellt werden. Die aus den neuen Gräben ausgeworfene Erde gab das Material zur Ausfüllung der massenhaften Kreuz- und Quergräben der grösseren Wiesentafeln.

Nun kam das Jahr 1867, ein Jahr in schrecklichem Andenken für alle Landwirte Ostpreussens. Es liess sich zu Anfang sehr schön an, der Regen kam zu rechter Zeit, es wuchs alles ausserordentlich üppig — aber der Regen hörte nicht auf, er wurde immer toller, und es regnete den ganzen Sommer und Herbst über bis zum Oktober. Der Pregel stieg zu enormer Höhe; ich hatte in diesem Jahre vom Auftauen bis zum Zufrieren hundertdreissig Tage Hochwasser. Natürlich mussten die Arbeiten im Bruch, die ich im Frühjahr mit aller Kraft be-

gonnen hatte, eingestellt werden; die Leute standen bis zum Leib im Wasser und konnten nichts thun. Aber ein Gutes hatte das Jahr doch für mein Projekt: es klärte mich über die Niveauverhältnisse besser auf als das sorgfältigste Nivellement es hätte tun können; allerdings in unangenehmer Weise; denn ich sah, dass das Hochwasser viel höher steigen konnte, als ich angenommen hatte und als mir die bekannten „ältesten Leute“ aus ihren Erinnerungen gesagt hatten; allerdings war auch wohl eine solche Kalamität zur Lebzeit selbst der ältesten Leute nicht vorgekommen.

Von Meliorationen war nicht die Rede; man hatte um die notdürftige Erhaltung von Menschen und Vieh zu kämpfen. Geerntet wurde nichts, kein Heu, kein Getreide; man zog sich mit den verfaulten Garben bis in den November auf den Feldern umher. Und so sah es in der ganzen Provinz aus. Am schlimmsten natürlich in den Niederungen, die ausser dem in überreichlicher Menge auf sie direkt vom Himmel strömenden Wasser auch noch alles, was auf das ganze Land herabfiel, durch die Bäche und Flüsse zugeschickt erhielten. Die Staatsbehörden machten sich schwerer Unterlassungssünden schuldig. Es bestand zwischen diesen und der Bevölkerung in Ostpreussen seit vielen Jahren eine alles Zusammenwirken hindernde Opposition. Um dies zu verstehen, muss man sich die politische Lage ins Gedächtnis zurückrufen. Die gebildeten Kreise Ostpreussens waren durchgängig liberal, und standen während des durch die Reorganisation der Armee tobenden Konflikts wie ein Mann auf Seiten der Volksvertretung. Ob dies gut und weise getan war, ist eine andere Frage. — Die Ereignisse haben der Staatsregierung schliesslich Recht gegeben — hier kommt es nur auf die Konstatierung des Faktums an. Die Verwaltungsbeamten der Provinz bestanden zu einem Teil aus reaktionären Heisspornen, zum andern Teil aus strafversetzten Liberalen aus den westlichen Provinzen. Die ersteren standen schlecht mit

der Bevölkerung und glaubten ihr nichts; die andern standen schlecht mit dem Ministerium und man glaubte ihnen nichts. So fanden die zeitig von uns angebrachten Warnungen, dass eine böse Zeit für die Provinz heranrücke, teils schon bei den reaktionären Beamten keinen Glauben, teils, wenn sie, unterstützt von den liberalen mit der Bevölkerung Fühlung haltenden Beamten nach Berlin gelangten, bei dem Ministerium nicht. Bei dem Hass der Parteien ist es sogar nicht unmöglich, dass man es nicht ungern gesehen hätte, wenn die schlecht angeschriebene Provinz etwas litte und hungerte.

Wenn rechtzeitig diejenigen Massregeln ergriffen worden wären, zu denen man sich endlich entschloss, als die Not in ganzer Ausdehnung da war, und die man im nächsten Jahr ausführte, als die Not überstanden war, so hätte sich die Provinz aus eigener Kraft helfen können. Es bedurfte aber schnellen Entschlusses und gemeinsamer Arbeit der höheren und niederen Verwaltungsbehörden mit den Kreisen, den Gemeinden und den grossen Grundbesitzern. Und beides fehlte. So kam der Herbst 1867 heran, ohne dass etwas geschehen wäre; die Hungersnot und die Arbeitslosigkeit zeigte sich in erschreckendem Umfange; der Notstand wurde an die grosse Glocke gehängt und ganz Europa tanzte und amüsierte sich zum Besten der auf lange Jahre diskreditierten Provinz. Und alle hässlichen Eigenschaften der Bettelei, das würdelose und gemeine Haschen nach Almosen, selbst von solchen, die es nicht nötig hatten, die Ratlosigkeit im Verteilen der reichlich zufliessenden Mittel, die Demoralisation weiter Volkskreise zeigte sich in erschreckender Weise. Selbst die, die recht gut hätten arbeiten können, fanden es bequemer, sich gratis füttern zu lassen. Alle Bande lösten sich, und Scharen von Strolchen ergossen sich über das flache Land, zuerst bittend, dann fordernd, endlich drohend. Und statt dass die gemeinsame Not jetzt zu gemeinsamem Handeln getrieben hätte, häuften sich die gegenseitigen Be-

schuldigungen, und die Stimmung zwischen Behörden und Bevölkerung wurde eine immer erbittertere.

Ich sah ein, dass der Winter alle diese bösen Erscheinungen noch steigern würde, und dass des Bleibens für Frau und Kinder in Barthen nicht sein würde; ich mietete also für den Winter eine Wohnung in Königsberg und liess die Meinigen nach der Stadt ziehen. Ach! es war die erste Trennung von dem Landleben und ihr sollten bald längere und endlich definitive folgen.

Der Winter trat mit ganz besonderer Härte ein, dauerte ungewöhnlich lange und steigerte die Not, namentlich in den Niederungen, aufs Höchste. Aber nun waren auch endlich die Kräfte, der Not zu steuern, in Fluss gekommen. Unterstützungskomités hatten sich gebildet, Geld war da, Vorräte wurden angeschafft und verteilt; die Provinz und die Kreise planten Chausséebauten, in denen Ostpreussen noch sehr zurück war, und andere nützliche Anlagen. Der tiefste Punkt war überwunden. Ich bekam von Franz Mendelssohn eine sehr bedeutende Summe angewiesen, die ich nach bestem eigenen Ermessen verwenden sollte. Ich richtete mein Augenmerk auf die Labiauer Niederung, wo das Elend am grössten war und fuhr an einem sehr kalten Wintertag nach Labiau hinüber. Der Verkehr mit der Niederung war aber unmöglich, da das Eis auf den, so weit das Auge reichte, überschwemmten Wiesen noch nicht hielt; andererseits teilte mir der Landrat mit, dass genügende Mittel zur Unterhaltung der nicht grossen Bevölkerung vorhanden seien, wenn die Leute nur erst zu erreichen wären. Ich beschloss also, nach Rücksprache mit Witt, die Mendelssohn'schen Gelder den Landschullehrern zuzuwenden, deren Not auch eine sehr grosse war und die sich nicht zu offen zur Erbettelung von Gaben herandrängen konnten. Mit Witts Hilfe und durch seine Personalkenntnis unterstützt, glaube ich, eine recht

zweckentsprechende und wirksame Verteilung der Gelder erreicht zu haben.

Als Mitglied eines grösseren Hilfskomités machte ich übrigens merkwürdige Erfahrungen von festgewurzelten Vorurteilen der Leute, die es selbst über den Hunger davontrugen. In Schlesien waren die Linsen — dort ein ebenso nationales Essen wie in Preussen die grauen Erbsen — in dem Jahre besonders gut geraten und billig zu kaufen. Wir liessen davon grosse Mengen kommen; aber sie wurden ziemlich allgemein zurückgewiesen; die Leute waren nicht zu bewegen, diese ihnen unbekannte Speise zu geniessen; dieselbe Erscheinung, die 1870 mit den französischen Gefangenen in Bezug auf Schwarzbrot gemacht wurde.

Das Jahr war endlich überstanden; aber seine Nachwehen zeigten sich noch jahrelang in verwahrlosten Äckern und Menschen und kranken Viehständen und in zurückgekommenen Finanzverhältnissen der Besitzer, sowie in dem Misskredit in den die Provinz in der ganzen Welt gekommen war. Geerntet hatten wir alle nichts, und die selbst notdürftigste Unterhaltung der Wirtschaft kostete grosse Summen. Es war das erste eigentliche Missjahr, das ich erlebt hatte, glücklicherweise auch das einzige. Ich hatte eine Reihe guter, ja vortrefflicher Jahre gehabt und musste nun auch einmal die Kehrseite der Medaille kennen lernen. Ein grosser Teil des zu Meliorationen bestimmten Kapitals ging drauf, und ein ganzes Jahr war verloren.

1868 konnte ich nun endlich ernsthaft an die Arbeit gehen; der Hauptgraben wurde vertieft, die Dämme gezogen, das Abzugsgrabensystem zuvörderst in dem direkt unter dem Lustberg liegenden Teil gemacht, die Schleuse vom Mühlenbaumeister Hein in Königsberg gebaut. Er lieferte auch die Schnecke, die das Wasser

auspumpen sollte. Die Lokomobile wurde bei einem Fabrikanten bestellt, der sich kontraktlich verpflichtete, eine zehnpferdige Dampfmaschine für einen bestimmten Preis zu liefern und einen Minimaleffekt an ausgepumptem Wasser pro Stunde garantierte.

Die Lokomobile wurde geliefert, und es kam der grosse Tag, wo die Pumpe in Gang gesetzt werden sollte. Ich erinnere mich noch sehr genau der grossen Aufregung, in der ich die Nacht vorher zubrachte. Wenn nun alles fehlschlug, die Lokomobile, oder die Schleuse oder die Pumpe oder die Dämme nicht ihre Schuldigkeit taten; wenn alle Zeit und Mühe, alles Kopfzerbrechen und Rechnen und viele Tausende weggeworfen wären?! Der nächste Tag musste in der Hauptsache entscheiden. Thrun, der Schmidt, den ich auf der verkleinerten Wirtschaft in der Schmiede nur noch wenig brauchte, war zum Maschinenmeister ernannt. Am Tage vorher hatte ich den Lokomobilenkessel füllen und alles fertig vorbereiten lassen. Mit Sonnenaufgang war ich auf dem Wege zur Maschine, Aber Thrun war noch ungeduldiger und neugieriger gewesen als ich; er hatte schon lange Feuer gemacht, ich sah schon den Rauch aus dem Kesselhäuschen lustig aufsteigen, und als ich die Brücke über dem Hauptgraben auf dem grossen Triftweg nach der Hufe passierte — wer beschreibt meine Freude, als ich im Hauptgraben eine deutliche und lebhafte Strömung nach der Schleuse hin bemerkte, — die Pumpe tat ihre Schuldigkeit! Ich hatte halb gewonnenes Spiel!

Nun musste es sich zeigen, ob die Dämme dicht hielten, oder ob das Wasser durch dieselben wieder in die Umwallung zurück lief. Und da passierte mir ein persönliches sehr groteskes Malheur. Ich hatte in den Hauptgraben einen mit Zolleinteilung versehenen Stab gesteckt, um den Wasserstand ablesen zu können. Diesen wollte ich noch etwas fester hineintreiben, trat mit einem Fuss darauf, um ihn herunterzudrücken; plötzlich fährt der Stab unaufhaltsam in die weiche Sohle des Grabens,

mein Fuss mit, ich verliere das Gleichgewicht und schiesse kopfüber in das schwarze schlammige Wasser. Wie ich aussah, als ich auftauchte und mich ans Ufer gerappelt hatte, ist unbeschreiblich. Ich musste sofort nach Haus laufen, was mit den bis oben vollgefüllten Krämpstiefeln und dem triefenden Anzug garnicht leicht war, musste sofort unter die Douche und der Anzug war gänzlich verdorben. Aber was tat das? Die Dämme taten ihre Schuldigkeit; es lief kein Wasser zurück.

Nur eins tat seine Schuldigkeit nicht ganz — die Lokomobile. Der Fabrikant hatte eine Minimalleistung garantiert; die Messung ergab, dass diese nicht erreicht wurde. Ich reklamirte also bei ihm. Offenbar hatte er geglaubt, ich würde die Leistung nicht so genau prüfen oder zu einer genauen Prüfung nicht imstande sein. Er antwortete sehr von oben herunter, auf die Leistung komme es garnicht an, ich hätte eine zehnpferdige Lokomobile bestellt; solche Lokomobilen könnten aber überhaupt diese Minimalleistung nicht erzielen. Darauf fuhr ich, überzeugt dass die Sache mit Schreiben nicht von der Stelle kommen werde, selbst zur Fabrik und hatte eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung des Inhalts, dass es mir ganz egal sei, ob er seine Lokomobile zehn- oder zwölfpferdig nenne, dass es mir lediglich auf die Leistung, die er garantiert habe, ankomme und dass ich mich sehr wundere, wie ein Mann von seinem Rufe eine Leistung garantiere, die sie, wie er jetzt selbst sage, nicht im Stande sei, zu schaffen. Er wurde sehr grob, indessen habe ich Gott sei Dank nie einen Menschen kennen gelernt, der mir in Grobheit, wo es Not tat, überlegen gewesen wäre. Endlich, da er einsah, dass er in einer Sackgasse stecke, und ich ihm sehr ruhig seine Maschine zur Disposition stellte oder ihn auf den Weg der Klage wies, wenn er den Rest der Zahlung für die Maschine verlangen wolle, was ich sehr ruhig tun konnte, da ich beatus possidens war, so zog er gelindere Saiten auf und bot einen Vergleich an: er wolle mir die

Maschine verhältnismässig der geringeren Leistung billiger lassen. Ich hatte mich durch den Probebetrieb überzeugt, dass die faktische Leistung genügend war und acceptierte den Vergleich um so lieber, als mir die Zurückgabe der Maschine und die Beschaffung einer neuen kostbare Zeit gekostet haben würde. So kehrte ich denn, sehr zufrieden mit dem Ausgang meines Turniers, nach Hause zurück. Die Lokomobile war nun sehr preiswürdig.

Bei den bisherigen Arbeiten hatten nur Menschen das Bruch betreten. Jetzt nach der Trockenlegung sollten die Arbeiten mit Zugtieren, das Erdeauffahren und Pflügen beginnen, und hier zeigten sich neue Schwierigkeiten. Der Boden war, namentlich nach dem nassen Jahr 67 so weich, dass die Pferde bis an den Bauch einsanken und vom Fortbewegen eines beladenen Wagens keine Rede war. Heute kennt man solche Schwierigkeiten garnicht mehr. Bruchkultur wird jetzt überall, wo es Brüche giebt, in umfassendstem Maasse getrieben; jede Maschinenfabrik liefert zweckmässig gebaute verlegbare Schienenwege und Wagen billig zu Kauf und Miete. Damals war, namentlich in Preussen, eine solche Anlage ein völlig neues Unternehmen, und ich musste mir alles Nötige selbst erfinden und selbst ausführen lassen. Ich liess Wagen mit sehr breiten Rädern und Schienen, auf breite Bohlen genagelt, konstruieren, liess den Pferden kleine viereckige Bretter unter den Hufen befestigen, um durch breitere Unterlage das Einsinken der Füsse zu verhindern und hatte nach einigen misslungenen Versuchen die Freude, zu sehen, dass sich die Pferde schnell daran gewöhnten und dass bald alles in geregeltem fabrikmässigen Gange war.

Das alles schreibt sich aber viel schneller, als es sich in Wirklichkeit machte. Die Jahre 1868 und 1869 vergingen, bis die Anlage im wesentlichen fertig war.

Und unterdessen war meiner Frau Leiden so schlimm geworden, dass ich den Gedanken, Barthen zu verlassen — niemand glaubt mit wie schwerem Herzen — wieder aufnehmen musste. Es fand sich ein Käufer; ich schloss mit ihm ab; machte auch diesmal, durch die frühere Erfahrung gewitzigt, eine Punktation mit ihm. Der Vertrag sollte abgeschlossen werden und die Übergabe erfolgen, sobald der Käufer seine reiche Braut geheiratet hätte. Einstweilen hatte ich in Berlin eine Wohnung gemietet, und dahin ging Ende September 1869 das gesamte Mobiliar ab. Meine Frau folgte mit den Kindern, ich wollte nach besorgter Übergabe nachkommen. Nachdem ich sie in Königsberg auf die Bahn gebracht, fuhr ich nach dem verödeten Barthen zurück. Ich fand einen Brief meines Käufers vor, der mir mitteilte, seine Verlobung sei zurückgegangen, er selbst sei gänzlich vermögenslos und könne Barthen nicht übernehmen! — Das war nun eine angenehme Lage! Ich konnte mir aus der Punktation einen Fidibus machen, um eine Beruhigungszigarre zu rauchen, die ich sehr nötig hatte. Meine Lage war so greulich wie möglich. Die Familie in Berlin, in einer teuren Wohnung, doppelter Haushalt, und ich auf unabsehbare Zeit gefesselt an Barthen, lebend in einem leeren, öden Haus, ohne einen vernünftigen Menschen, und ohne jede Aussicht in diesem Zustand das Gut zu verkaufen. Und dieser Zustand dauerte beinahe drei Jahre! Im Winter war ich einige Monate in Berlin, die übrige Zeit war meine Anwesenheit in Barthen notwendig. Das schlimmste war die vollkommene Aussichtslosigkeit, die Sackgasse, in der ich steckte. Es kam schliesslich zu einer kurzen Rückkehr der Familie nach Barthen, die ich benutzte, um auf bessere Bedingungen hin den Verkauf zustande zu bringen, was mir denn auch im Winter 1872/73 gelang. Dass ich unter solchen Umständen die Lust verloren hatte, in energischer Weise die Bruchkultur zu fördern, liegt auf der Hand. Es war eben mein Verhängnis, von keiner meiner Meliorationen die

Früchte geniessen zu dürfen, und so erging es mir auch mit dieser, meiner grössten Anlage. Hätte ich Barthen behalten können, ich wäre heute ein in allen landwirtschaftlichen Kreisen Deutschlands bekannter Mann. Bruchkultur ist seitdem eine Lebensfrage in allen mit solchem Boden augestatteten Gegenden. Die Erfolge, die Erträge, die damit erzielt werden, sind ganz enorme. Hätte ich die Entdeckung der für solche Böden ganz besonders wirksamen künstlichen Düngemittel, des Kainits, der Thomasschlacke, der Superphosphate aller Art in Barthen erlebt, es wäre ein unglaublicher Erfolg, gewesen.

Von dem öden Leben, das ich in diesen drei Jahren zu führen gezwungen war, will ich möglichst wenig sprechen.

Meine Rettung war der grosse Krieg 1870/71; er beschäftigte mich natürlich lebhaft, er gab mir einen idealen Schwung und zog meine Gedanken von der täglichen Misère ab. Im Winter 1870 war ich auf dem Kriegsschauplatz. Sedan erlebte ich bei Walter Dirichlet in Bretschkehmen. Die Tage vorher war man schon darauf vorbereitet, dass ein grosser Schlag bevorstehe. Wir warteten sehnsüchtig auf Nachrichten und waren auf die Chaussée nach Darkehmen zu gegangen, dem Postboten entgegen. Da fuhr uns die Post vorbei; auf dem Verdeck des Wagens lag, eine Schnapspulle schwenkend, der Kondukteur, schon sehr besoffen und schrie uns entgegen: „Sie haben ihn, sie haben ihn, sie haben den Napolium!“ So erfuhren wir das grosse Ereignis. Am Nachmittag malte ich auf einen ungeheuren Bogen einen „Napolium“, den ein preussischer Soldat in der Faust hoch in die Luft zappelnd hält; das Bild hingen wir an die äussere Wand des Bretschkehmer Hauses, und die ganze Bevölkerung des Guts versammelte sich davor und bewunderte diese Darstellung der Schlacht von Sedan.

Dann kam im Frühjahr 1872 die Rückkehr der

Familie mit Sack und Pack. Schon die ersten Tage bestätigten meine Ahnung, dass es nicht auf lange sein werde. Es musste definitiv geschieden sein. Als Käufer bot sich Graf Dönhoff-Friedrichstein dar. Er kannte ja genau meine Lage und der Kaufpreis war ein dementsprechend geringer, 20 000 Taler weniger, als mein erster Käufer damals ohne die grosse Melioration geboten hatte. Ich musste es annehmen; wenigstens bezahlte Dönhoff den Kaufpreis — 100 000 Taler — baar aus. Und so war ich nach siebzehn Jahren wieder obdachlos, und wusste nicht, was nun aus mir werden würde. Ich wollte zuerst nach Weimar gehen und mich nach einem neuen Wirkungskreis umsehen. Dass mein landwirtschaftliches Leben ausgespielt habe, ahnte ich noch nicht.

Ehe ich davon erzähle, sei hier Fortsetzung und Ende meiner militärischen Laufbahn eingeschaltet.

Wie ich früher berichtet, war ich durch einen dummen Jugendstreich im Offiziersexamen nach meinem Dienstjahr durchgefallen und hatte mich dann, eines verwundeten Schienbeins wegen, von der mir drohenden Einberufung im August 1854 losgemacht. Seitdem war ich militärisch unbehelligt geblieben bis zum Jahre 1858. Da drohte mir zum ersten Mal eine Landwehrübung, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sie mir ganz besonders ungelegen kam; ungelegen kommt eine Übung zwar immer; aber der Gedanke, Barthen zu verlassen in der Zeit, wo voraussichtlich meine Frau mir das zweite Kind bescheren würde, um als gemeiner Kürassier dem Vaterlande zu dienen, war doch gar zu abscheulich. Ich setzte Himmel und Erde in Bewegung, um mich auch diesmal loszuschwindeln. Indessen, ich war in militärischen Kreisen gar zu schlecht angeschrieben, und meine Eingaben um Befreiung, wenigstens um Aufschub, wurden schroff abgeschlagen und dienten nur dazu, meine militärischen Vorgesetzten noch mehr gegen mich einzunehmen. Nolens volens musste ich mich am 23. Juni in Königsberg auf Herzogsacker stellen, um eingekleidet zu werden. Der

Abschied wurde mir herzlich sauer; natürlich versprach ich, am Sonnabend (der 23. war ein Montag) Urlaub zu nehmen und nach Barthen zu kommen. Den Wagen nahm ich mit; er sollte mich nach meinem Bestimmungsort begleiten, den ich vorläufig nicht wusste. Nur soviel war mir bekannt, dass wir auf irgend einem Dorf in der Nähe Königsbergs Kantonnierung beziehen würden. Von dort sollte dann mein Fuhrwerk die Verbindung mit Barthen unterhalten.

Ich fuhr also als stolzer Rittergutsbesitzer vor dem Landwehrzeughaus vor, und als ich abgestiegen war, war ich auch in der sozialen Leiter bis auf die unterste Sprosse gesunken und war ein „Gemeiner" in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ich wurde mit der andern Heerde in das Hosendepot getrieben; mir wurde eine alte Kavalleriehose zugeschleudert, und nun begann unter Gottes freiem Himmel und im Angesicht von hunderten jenseits des Zauns zuschauender Königsberger Bummler das Einkleiden damit, dass ich mich auskleidete. Die Hose hatte soviel Löcher, dass ich zuerst durch sechs falsche kleinere Löcher mit den Beinen fuhr, bis ich die zwei grossen richtigen fand. Das Depot für die Waffenröcke war am anderen Ende des Platzes, und dahin lief ich nun, baarhäuptig, den Kneifer auf der Nase, in Hemdsärmeln und unten mit der alten schlotterigen Reithose angetan, ein so schrecklich groteskes Bild, dass der Rittmeister Lewald, bei dem ich vorbeirannte, erschreckt zurückprallte und den neben ihm stehenden alten Wachtmeister fragte, wer diese Vogelscheuche sei. Der Wachtmeister, dessen Huld ich mir wohlweislich schon durch eine Kiste Cigarren gesichert hatte, muss wohl sehr zu meinen Gunsten gesprochen haben; denn es zeigte sich, dass ich an Lewald einen festen Freund gewonnen hatte. Nach langen Stunden war die Einkleidung beendet, wir hatten unsere Pferde — ich zum Glück ein recht gutes — bekommen, die Eskadron formierte sich und wir rückten nach dem Dorf Mandeln, eine Meile von Königsberg,

etwa fünf von Barthen ab. Mein spezieller Unteroffizier war Robert Wedel, den ich schon oberflächlich kannte und mit dem mich seit dieser Uebung eine dauernde Freundschaft verband.

Die erste Woche verging mit sehr langweiligem Exerzieren, bei dem mich nur wunderte, wie schnell aus dem wenig versprechenden Material — Städter und Landleute, Bauern, Knechte, Kaufleute, Handwerker und — leider ein Rittergutsbesitzer, auf Pferden, die vom Pflug weggeholt und „eingekleidet“ waren, sich eine ganz tüchtige Eskadron bildete. Lewald verstand es aber auch meisterlich, die Leute zu behandeln. Sein derber Humor und seine natürliche Freundlichkeit gewann ihm bald alle Herzen; vom Kamaschenoffizier war gar nichts in ihm. Als wir das erste Mal Parademarsch üben sollten und der Standartenträger im Galopp über das Feld auf die Eskadron zuritt, rief ihm Lewald mit Stentorstimme zu: „Reiten Sie Schritt in Dreiteufelsnamen; wenn Sie stürzen, brechen Sie ja den verfluchten Knüppel mitten durch!“ Diese respektwidrige Behandlung des geheiligten Paladiums der militärischen Ehre amüsierte die Leute höchlich, und unsere Eskadron war von Anfang an die beste des ganzen Regiments. In solchen Redensarten war Lewald gross.

Am ersten Sonnabend bat ich Lewald um Urlaub. Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als Lewald, der mein Gesuch dem Regimentskommandeur Major von Trotha mitgeteilt hatte, beim Nachhausereiten mir sagte, er bedauere unendlich, mir mitteilen zu müssen, dass Trotha nicht nur für diesen Sonnabend mir den Urlaub abgeschlagen habe, sondern überhaupt verboten habe, mich während der ganzen Übung zu beurlauben. Ich ritt natürlich in sehr übler Stimmung ob dieser offenbar böswilligen Chikane ins Quartier. Da fand ich den eben aus Barthen angekommenen Kutscher, der mir sagte, es werde wohl heute ein Kind kommen, die Hebamme sei heute Morgen, als er gerade abfuhr, geholt worden. Ich

ritt sofort nach Neuhausen, wo Lewald einquartiert war, teilte ihm die Sachlage mit, und erklärte ihm ganz offen, wenn er mich nicht beurlaube, so würde ich desertieren. Lewald besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, dass Sie morgen Abend auf jeden Fall, es passiere bei Ihnen was da wolle, zurück kommen wollen?“ Natürlich versprach ich das freudig. „Na, dann fahren Sie in Gottes Namen! Ich nehme es auf mich. Aber lassen Sie Sich nicht sehen!“

Ich fuhr also, nachdem ich Zivilsachen angezogen hatte, was die Pferde laufen wollten; unterwegs begegnete mir ein Barthener Arbeiter und berichtete, die Hebamme sei schon zum zweiten Mal da. Endlich rasselte ich auf die Rampe, die Tür öffnete sich — und vor mir stand meine Frau ganz frisch und gesund! — „Habt Ihr nicht die Hebamme holen lassen?“ war meine erstaunte Frage. „Ja,“ sagte meine Frau, „aber nicht für mich, sondern für die Wirtschafterin“.

Und nun erzählte sie mir die greuliche Geschichte. Die Wirtschafterin, die wir erst seit Ostern hatten, war den Morgen nicht aus ihrem Zimmer zum Vorschein gekommen; endlich ging meine Frau hinein und sah sofort, was vorgegangen sein musste. Das Kind war verschwunden; es wies sich nachher aus, dass es noch nicht lebensfähig gewesen und dass sie es den Schweinen vorgeworfen hatte. — Na, ich hatte ja jedenfalls dadurch meinen Urlaub bekommen, blieb also sehr vergnügt Sonntag über zu Haus, musste aber natürlich Lewald die ganze Geschichte mitteilen, der ja sonst hätte denken können, ich habe ihm etwas vorgeschwindelt. Als alter Troupier amüsierte er sich höchlich darüber

Am nächsten Sonnabend aber ritt Lewald an mich heran mit den Worten: „Na, Hensel, Sie möchten wohl wieder Urlaub haben?“ Den erteilte er mir denn auch jeden Sonnabend.

Als die Übung zu Ende war, gab mir Lewald den Rat, Trotha einmal einen Besuch zu machen. „Der Mann

hält Sie für einen revolutionären Mordbrenner. Ich habe mich aber überzeugt, dass er sich irrt; vielleicht können Sie ihn günstiger stimmen." Diesem freundlichen Rat folgte ich; der Besuch fiel aber sehr unglücklich aus. Trotha begann damit, dass er sich kaum vom Sopha erhob und mich, ohne mir einen Stuhl anzubieten, stehen liess. Das Gespräch drehte sich darum, dass ich ihn bat, mich wissen zu lassen, was er denn eigentlich gegen mich habe. Da kam denn natürlich zuerst mein unglückliches Curriculum vitae beim Offiziersexamen zum Vorschein; dann aber war sein Zorn mächtig erregt durch meine Versuche, von der Übung loszukommen. Auf meine Entgegnung, ich sei doch in erster Instanz ein verheirateter Mann, ein Familienvater, ein Landwirt mit einem Beruf, fuhr er los: „Das ist eben das Unglück, dass die Herren immer erst etwas anderes sind, und dass ihnen alle möglichen Dinge mehr am Herzen liegen als der Dienst, der doch immer die Hauptsache sein muss!" Das war denn doch, namentlich vor 1864, eine so merkwürdige Forderung, dass ich kaum ernsthaft bleiben konnte. „Und dann, fuhr Trotha fort, Ihre politischen Ansichten! Mit denen kann man Sie doch unmöglich zum Offizier machen!" — „Ich habe das ja auch garnicht verlangt. Übrigens, Herr Major, glauben Sie, dass meine politischen Ansichten mich abhalten würden, im Ernstfalle vor der Front meine Pflicht zu erfüllen?" — „Im Ernstfall wird wohl keiner ein Hundsfott sein; — aber wir sind jetzt nicht im Ernstfall," war Trothas Antwort. — Darauf machte ich mich, überzeugt dass mit dem Herrn nicht zu einer Verständigung zu gelangen sei, und nicht gewillt, mir weitere Injurien sagen zu lassen, mit einer kurzen Verbeugung aus dem Zimmer und begab mich zu Lewald, mit dem ich in ein durchaus freundschaftliches Verhältnis gekommen war, — er selbst und seine Mutter, eine reizende alte Dame, besuchten uns öfter in Barthen —, ihm den Verlauf der Unterredung mitzuteilen. Er war wütend; und es ist gut, dass Trotha

die Schmeichelnamen nicht gehört hat, mit denen er ihn belegte. Indess das änderte nichts an der Sache, und ich gab den Gedanken, je zu avancieren, als vollkommen aussichtslos auf.

Wer beschreibt daher mein Erstaunen, als ich im nächsten Jahre, ohne irgend einen Schritt, eine Ordre zur vierwöchentlichen Dienstleistung bei den Königsberger Kürassieren erhielt „behufs nachträglicher Erlangung der Qualifikation zum Offizier", wie es ausdrücklich in der Ordre hiess. Obgleich Lewald es mir gegenüber stramm ableugnete, glaube ich doch, dass er der Veranlasser dieser Sinnesänderung mir gegenüber war. Um es kurz zu machen: ich diente, erhielt dann im nächsten Jahr die Ernennung zum Offizier, die mir abermals eine vierwöchentliche Übung einbrachte, und damit war meine Jugenddummheit wieder gut gemacht.

Im Jahre 1860 fand ein schönes Fest statt, das ich mit einigem Zwang auch zu meinen militärischen Erlebnissen rechnen kann; denn ich machte es in Uniform mit: die Königsberg-Eydtkuhner Bahn war fertig gebaut, und zu ihrer Eröffnung kamen der damalige Prinzregent und sein Sohn, die späteren Kaiser Wilhelm I und Friedrich III. nach Ostpreussen. Die grösseren Grundbesitzer, deren Güter die Bahn durchschnitten und die Terrain dazu abgetreten hatten, waren zu der Eröffnungsfahrt eingeladen, und so beteiligte ich mich auch dabei. Es war ein unvergessliches Fest. Eine reich mit Blumengewinden geschmückte Lokomotive führte uns bis Eydtkuhnen nach der russischen Grenze. Auf allen Stationen waren die Menschen in hellen Haufen, in festlichem Putz zusammengeströmt, und begrüssten jubelnd den Zug. Überall, wo Garnisonen standen, wurden natürlich die Truppen besichtigt. Bei einer solchen Gelegenheit trat der Kronprinz an mich heran und fragte mich nach meinem Namen. Als ich mich genannt, fragte er sofort:

„Sind Sie ein Sohn des Professor Hensel in Berlin?“ Zu Befehl, Kgl. Hoheit. „Sind Sie der, dessen Portrait in dem Album ihres Herrn Vaters ist mit der und der Unterschrift?“ Ich konnte auch dies nur bejahen und hatte hier einen Beweis von der vielgerühmten und viel angezweifelten Gabe hoher Herrschaften, in ihrem Gedächtnis Personalien treu zu bewahren. In diesem Falle war von der Möglichkeit einer Vorbereitung gar keine Rede. Ich kann mir auch nicht denken, dass mein Portrait, was er einmal flüchtig gesehen, ihm gerade besonderen Eindruck gemacht habe. Und doch genügte die Nennung des Namens, diese ganze Ideenassociation hervorzurufen. Der Prinz schloss die Unterhaltung mit den Worten: „Na, in dem Kostüm hätte sie kein Deibel erkennen können!“ — Ich habe nur einen Menschen gekannt, der es im Punkte des Personengedächtnisses mit Fürsten aufnehmen konnte: das war der „Ami de la tête“ Lohsé in Berlin. Bei dem hatte ich mich als Einjähriger Ulan immer adonisieren lassen. Als ich einige zwanzig Jahre später, nach unserer Übersiedelung nach Berlin, einmal wieder sein Geschäft betrat, lehnte Lohsé an der Ladentür und sagte: „Sie sind lange nicht bei mir gewesen.“ Sie kennen mich ja garnicht, erwiderte ich. „Doch! Sie sind der Sohn des verstorbenen Professor Hensel und haben sich, als Sie bei den Ulanen dienten, immer bei mir frisieren lassen.“ Als ich ihm meine Verwunderung über sein Gedächtnis aussprach, sagte er, er vergesse nie ein Gesicht, das er einmal gesehen.

Höchst komisch war mir der Eifer, mit dem mich Bekannte und sogar Unbekannte umringten und wissen wollten, was der Prinz denn so lange mit mir gesprochen habe. Ich sagte ihnen, wir hätten uns von Familienangelegenheiten unterhalten.

Die Fahrt ging weiter; groteske Deputationen, in alten nicht mehr passenden Landstandsuniformen hielten

Ansprachen und blieben darin stecken, weissgekleidete Jungfrauen brachten Blumen und versenkten ihre Ansprachen neben denen ihrer Landstands- und Anstandsväter; es war unbeschreiblich amüsant diesen Schwindel, von dem man so oft in den Zeitungen gelesen, einmal persönlich zu erleben. Endlich war die Grenzstation Eydtkuhnen erreicht. Die Wagen wurden verlassen, man ging auf dem geschütteten, hier ziemlich hohen Bahndamme bis ans Ende. Hier endete er plötzlich, tief unten floss das Grenzflüsschen zwischen Preussen und Russland. Auf russischer Seite war noch nichts von der Bahn zu sehen; ein weites Terrain war mit einem hohen Bretterzaun umgeben zum Aufstapeln der Materialien für den Brückenbau, der von Preussen ausgeführt werden sollte — im eigentlichsten Sinne des Wortes war die Welt mit Brettern vernagelt. Auf preussischer Seite wimmelte es von Tausenden und aber Tausenden jubelnder Menschen; auf russischer herrschte tiefes Schweigen in der absoluten Einsamkeit und Leere. „Das ist ein Kosack" und wir zeigten uns einen einzelnen Reiter, das einzige lebende Wesen, was drüben sichtbar war. Mit einem Gefühl der Erleichterung wandte man Russland den Rücken wieder zu — nie ist mir der Begriff der „Grenze" so drastisch erkennbar geworden.

Und nun erhoben wir die Hände zu einem wirklich sehr lecker bereiteten Mahle, das die litthauischen Stände gaben. Mein Freund Wedel, der auch litthauischer Landstand und als solcher Festgeber war, hatte sich nebst mehreren anderen litthauischen Freunden aus politischer Opposition nicht persönlich an der Tafel beteiligt, obgleich sie natürlich zu den Kosten beitragen mussten. Sie standen draussen an den Fenstern und machten ihre Glossen über mich, und wie ich jetzt anders aussehe, als der verlumpte Landwehrmann in Mandeln, und was ich für ein erbärmlicher Fürstenknecht geworden. Natürlich alles in bester Freundschaft, und ich dankte

ihnen huldreich für das schöne Diner, das sie mir so uneigennützig gaben und erklärte ihnen, es schmecke mir vortrefflich und sie möchten sich eine Gunst ausbitten, ich würde sie bei meinem Freunde, dem Prinzregenten, befürworten. Und dann hielt der alte Gortschakoff, der als Abgesandter des russischen Kaisers die Fahrt mitmachte und der mit einer Brille und riesig breiten roten Streifen an der Hose sehr unmilitärisch und grotesk aussah, seinen Speech, und der Prinzregent antwortete, und nach allen offiziellen Toasten wurde die Stimmung sehr heiter und etwas zu tumultuarisch für eine öffentliche Gesellschaft; denn es wurde ganz fürchterlich getrunken. Und dann kletterten wir wieder in die Waggons und auf der Rückfahrt wurde sehr viel geschlafen. Und das Ganze war sehr gelungen und hübsch. In Löwenhagen stieg ich zum ersten Mal auf „meinem" Bahnhof aus und kam nach Hause und erzählte meiner Frau meine Erlebnisse.

Der Glanz dieses Festes wurde aber verdunkelt durch den Pomp, der im Oktober 1861 bei der Krönung von König Wilhelm in Königsberg entfaltet wurde. Die Sache liess sich anfangs recht unangenehm für mich an: mein Vater hatte es sich in den Kopf gesetzt, mir den verflossenen Ministerpräsidenten Manteuffel, den Helden von Olmütz, als Logiergast für die Zeit der Krönungsfeierlichkeiten aufzuhalsen und hatte diesem, ohne mich vorher zu fragen, eine Einladung nach Barthen gemacht. Dass mir das sehr gegen den Strich ging, ist selbstverständlich; ein solcher Besuch hätte mich, abgesehen von der persönlichen Unannehmlichkeit, einem allgemein so gründlich verachteten und gehassten Menschen freundlich zu begegnen, heillos bei allen meinen Bekannten und Freunden kompromittiert, er hätte mich, wie nun einmal die Stimmung in Ostpreussen, und in diesem Falle mit Recht, war, geradezu unmöglich gemacht. Am liebsten hätte ich rundheraus Nein gesagt. Aber mein Entschluss,

jeden Konflikt mit meinem Vater zu vermeiden, war zu fest, um mich nicht mit aller Vorsicht handeln zu lassen. Paul Mendelssohn schrieb mir: „Du bist Deinen guten Vorsätzen in der Tat treu geblieben und hast die Manteuffel'sche Klippe, welche wahrhaftig recht gefährlich war, und leicht genug einen argen Schiffbruch hätte veranlassen können, mit Geschick und vieler Resignation unschädlich gemacht. Ich denke, dass Dir diese Einquartierung erspart bleiben wird, — wenn nicht, so räuchern wir nachher die Zimmer erst gründlich, damit nichts von dem unsauberen Gesellen zurückbleibt. — Der erhabene Gedanke an die Krönungsfeierlichkeiten stärkt und erhebt mich merkwürdig. Oh Freund! Im Jahre 1848 haben die guten Berliner die jetzige Majestät zum Tempel hinausgejagt, und drei Monate darauf musste der Ministerpräsident erklären, es sei ein unwahres Gerücht, dass die Majestät wiederkommen würde — man möge sich beruhigen. Und nun, im Jahre 1861, giebt es keine erdenkliche Torheit, welche nicht begangen wird, um die Majestät wieder zum Tempel hineinzuwerfen! Vox populi, vox Dei! — Sollte der liebe Gott sich wirklich in seiner Domaine ebenso betragen?“

Der Manteuffel'sche Besuch ging glücklich an mir vorüber. Über die Krönung dachte ich ebenso wie Paul Mendelssohn; mir war der Mummenschanz, mit seinem mystischen Anhauch, gründlich zuwider; indess, das hinderte mich doch nicht, warum auch? — mir das bunte und sehr schöne Schauspiel mit anzusehen. Versailles war aber doch ein viel schöneres Lokal für die Krönung als Königsberg. —

Die Verschwobelung der Menschen war im allgemeinen wirklich so gross, wie sie Onkel schildert. Man erwartete von dem neuen Herrscher, wie fast immer von einem solchen, die unvereinbarsten Guttaten, ebenso wie man es 1840 von Friedrich Wilhelm IV. erwartete. Freilich, das, was der alte Kaiser uns wirklich gebracht hat, und was selbst die ausschweifendsten Hoffnungen

der sanguinischesten Politiker weit übertraf, erwartete niemand. An keinem Menschen in der Geschichte hat sich wohl die Wahrheit des Solonischen Wortes, man solle niemand vor seinem Tode beurteilen, eklatanter gezeigt: wenn er 1864, vor dem dänischen Kriege, doch schon als recht bejahrter Mann gestorben wäre, wie anders stände sein Bild vor den Augen der Nachwelt! In unlösbarem Zwist mit seinem Volke, denn die Popularität von 1862 verflog schnell, um allgemeinem Hass Platz zu machen, ein in Parteien gespaltenes verachtetes und ohnmächtiges Preussen, ein uneiniges mit Schmach bedecktes Deutschland hinterlassend, — wie hätte man über ihn geurteilt? was hätte man von weiteren fünf, zehn Jahren der Regierung noch erwarten dürfen?! Und nun 1864, 1866, 1870; die dänische Schmach getilgt; Schleswig-Holstein, Elsass-Lothringen wieder deutsch, Deutschland einig, gross und geachtet und gefürchtet unter den Nationen, der alte unselige Dualismus zwischen Oesterreich und Preussen endgiltig geschlichtet, das deutsche Kaisertum wiederhergestellt, glanzvoller als je, der Kleinstaaterei die schlimmsten Giftzähne ausgebrochen, der alte Kaiser die ehrwürdigste Gestalt der Geschichte — sieben Jahre genügten, diese Umwälzung zu vollziehen! — — —

Einstweilen schwamm Königsberg in Festesglanz und eitel Seligkeit. Alles rüstete sich, die Gäste aus ganz Europa zu empfangen. Alle Gutsbesitzer mästeten alles denkbare vierfüssige und gefiederte Getier, als gälte es, ganze Armeen zu verproviantieren, anstatt einige Tausend Fremde. Natürlich verrechneten sich die meisten. Am Krönungstage begegnete mir Lobach auf der Strasse; er war sehr empört: „Fünfundzwanzig Puten habe ich gemästet; kein Mensch will sie kaufen. Ich werde ihnen Gasröhren durch den Leib ziehen und heute Abend damit illuminieren.“ Auch ohne die Lobach'schen Puten war die Beleuchtung der Stadt eine glänzende. Aber am schönsten machte sich der Vollmond über dem

Schlossteich. Leider hatte er ein trauriges Schauspiel zu beleuchten: das morsche Geländer der Schlossteichbrücke brach unter der Last der andrängenden Volksmassen zusammen; viele Menschen stürzten in den Teich; einige konnten nicht gerettet werden. Es war ein arger Misston in dem allgemeinen Festjubel.

Einen grossen Pomp entfalteten die Spezialgesandten der auswärtigen Mächte; den allergrössten in Equipagen, Pferden und Gefolge Mac Mahon, Duc de Magenta. Wer neun Jahre voraus in die Zukunft hätte blicken können! —

Die Krönung wurde in der Schlosskirche vollzogen, die eine Seite des grossen alten Gebäudekomplexes bildet, der einen viereckigen, mächtigen und recht malerischen Hof umschliesst. Auf der, der Kirche gegenüberliegenden Seite war unter freiem Himmel ein Thron mit Baldachin aufgebaut, auf dem nach der Krönung der König Platz nahm, um die Huldigung entgegenzunehmen. Der Hof sah prachtvoll aus; wie sollte er auch nicht, da alles, was Preussen an bunten Uniformen, strahlenden Geschmeiden, Bannern und Fahnen Köstlichstes besass, hier zusammengedrängt stand nebst ebensolchen Beiträgen aus der ganzen Welt; und mitten unter all den Herrlichkeiten sassen auf einer Tribüne — Ottilie Meyerowicz und meine Wenigkeit als Zuschauer und leider auch Zuhörer des amüsanten Schauspiels. An drei verschiedenen Stellen des grossen Hofs waren nämlich drei Musikchöre aufgestellt, die einen Choral begleiteten, den die ganze ungeheure den Hof Kopf an Kopf füllende Menge zu singen hatte. Nun wollte es das Unglück, dass jedes der drei Musikkorps — denen offenbar eine gemeinsame Leitung fehlte — den Takt etwas verschieden nahm. Das Publikum sang natürlich im Takt des Musikkorps, dem es am nächsten stand. Allmählich kamen nun diese immer mehr auseinander und daraus wurde eine so entsetzliche und dabei komische Katzenmusik, dass es für uns, die wir von einer hohen Galerie aus, in fast gleicher Entfernung

von allen drei Musikkorps dieses Tohu Wabohu anhörten, völlig unerträglich war. Ich dachte jeden Augenblick, der König werde nun aufspringen und dem Skandal ein Ende machen. Indess, mochte er es nun nicht hören oder nicht hören wollen, — er sass mit steinerner Ruhe, unbeweglich und liess es über sich und uns ergehen — und vielleicht war das auch das Klügste, was er tun konnte. Ganz lächerlich aber war nun der Schluss des Gesanges. Nachdem das erste Musikkorps zu Ende war, — sie waren allmählich fast um eine ganze Zeile auseinandergekommen, hörte es mit seinem Teil Publikum auf; ihm folgte das zweite und endlich spielte und sang ganz schwächlich das letzte Korps sein Stück zu Ende, so dass der Schluss den Eindruck eines ganz skurrilen Kanons machte. Man atmete auf, als es zu Ende war,

Und dann kam die Huldigung: Ach, sie machte trotz alles Pomps, der sie umgab, trotz der Fahnen und Banner, trotz der bunten Uniformen und aller entfalteten Pracht einen recht frostigen, peinlichen Eindruck. Man sah der Sache an, dass sie eine einstudierte Ceremonie, dass mit dem Herzen zu wenige dabei waren. Nur dem alten König war es wirklich Herzenssache, und er sah herrlich, majestätisch und erfreulich aus. Aber nun wankte die arme schon damals totkranke Königin die Stufen zum Throne hinauf; man merkte die übermenschliche Anstrengung, die es ihr kostete, und war froh, als sie endlich neben dem König sass, ohne gestrauchelt, ohne gefallen zu sein. Und nun die Träger der Reichsinsignien. Unsere heutigen modernen Menschen verstehen es nicht, Kostüme mit Anstand und Würde zu tragen, sich in ihnen zu bewegen. Die langen Gewänder verhaspeln sich, die Degen geraten ihnen zwischen die Beine. Ein grotesker Anblick war der alte Kanzler von Z. mit dem Reichsapfel oder dem Szepter, ich weiss nicht mehr, welche von den Insignien er trug. Ein kleines vertrocknetes Männchen, mit

schlodderigen Beinen humpelnd, den ganzen Kopf in eine schwarze Kappe eingemummt, — er soll an heftigem Rheumatismus gelitten haben, — aber um nichts in der Welt hätte er es sich nehmen lassen, seinen Part in dem grossen Moment zu tragieren.

Über diesen Herrn schrieb einmal Witt an Hoverbeck: „Wie Du weisst, fuhr ich letzten Sonnabend in Begleitung des Präsidenten Z. (oder wie er sich einmal nach Anleitung der Inschrift in seinem Hute nannte von Z.). Wir waren nicht bloss auf der Fahrt bis Braunsberg, sondern auch im Gasthaus daselbst und am andern Morgen auf der Droschke, die uns zur Eisenbahn brachte, Genossen, und teilten Freud und Leid. Mir war es komisch, das durchgebildete reservierte Wesen des Herrn zu beobachten; jedesmal, wenn er im geringsten eine Meinung geäussert zu haben glaubte, die mit Politik in der allerentferntesten Verbindung stände, wischte er auf eigentümliche Weise mit den Händen vor dem Munde hin und her, als wenn er damit jede Spur aus der Luft ausfegen wollte. Da er ein alter Mann ist, so leistete ich ihm einige kleine Gefälligkeiten, zu denen sich Gelegenheit bot, tat aber sonst nichts, mir seine Gunst zu sichern. Übrigens hat das Alterchen gewiss einige ganz gutmütige Partieen; aber als Politikus scheint er mir sehr lächerlich."

Ein komischerer Kontrast als Witt und die „Excellenz Kanzler von Z." — denn das war sein voller Titel, auf den er grossen Wert legte, — ist kaum denkbar. Ich hatte auch zeitweise mit diesem hohen Herrn, der ein auf Barthen eingetragenes Kapital zu verwalten hatte, zu tun. Einmal schrieb ich an ihn und nahm dazu unvorsichtiger Weise — einen Briefbogen! Z. hatte mein Schreiben an unsern beiderseitigen Rechtsfreund Justizrat Tamnau, abgegeben mit der Marginalbemerkung: „Dieses in Form eines Billet-doux abgefasste Scriptum, Herrn Justizrat Tamnau zur geschäftlichen Erledigung ergebenst zu übersenden. von Z., Kanzler

des Königreichs Preussen.“ — Als ich nun die vermummelte Vogelscheuche über den Schlosshof stolpern sah, summte es mir immer in den Ohren: „Dieses in Form eines Billet-doux abgefasste Schreiben —“ es war zu traurig lächerlich, dass das der Repräsentant eines der Attribute der Majestät sein sollte! — Doch genug von der Krönung.

Ich nahe dem Ende meiner militärischen Laufbahn, das ebenso grotesk war als ihr Anfang und ihr Verlauf. Lorbeeren habe ich als Soldat nicht geerntet. Die Zeit war eben nicht danach. Ich habe doch das Vertrauen zu mir, dass ich im Ernstfalle ganz brav meinen Mann gestanden und meine Schuldigkeit getan hätte.

Die Konfliktszeit nahte ihrem Höhepunkt. Ich stand in meinem Kreise in der vordersten Reihe der Vorkämpfer für die Verfassung und gegen das Ministerium, und war dem Offizierkorps ein sehr unbequemer Kamerad. Ausser jährlichen Kontrollversammlungen und dem Besuch einiger langweiliger kameradschaftlicher Versammlungen, vielleicht noch einer oder zwei unbequemen Übungen auf dem Königsberger Exerzierplatz glaubte ich, keine militärischen Pflichten als bevorstehend erwarten zu können. Der Gedanke an einen tüchtigen ehrenvollen Krieg lag uns so fern als möglich. Auf einer kameradschaftlichen Versammlung machte mir unser Kommandeur sanfte Vorstellungen wegen meiner politischen Tätigkeit. Da entfuhr mir die Äusserung: „Am liebsten nähme ich meinen Abschied.“ Seine Augen leuchteten: „Das ist ein famoser Gedanke, lieber Hensel.“ Ja, Herr Major, wie mache ich das aber? — „Ueberlassen Sie mir das. Ich werde es mir überlegen“. Und wenige Tage darauf erhielt ich ein dienstliches Schreiben, mich bei meiner nächsten Anwesenheit in Königsberg dem Stabsarzt X. vorzustellen behufs Untersuchung meines Gesundheitszustandes. Ich sprach darüber mit meinem Hausarzt: Was soll ich nur sagen? Ich bin ja kerngesund. „Ach,

sagte der, es kommt ja garnicht darauf an: die Leute suchen ja nur einen plausiblen Vorwand, um Sie los zu werden. Sagen Sie, Sie hätten Leberbeschwerden; Sie sind ja schon — allerdings Ihrer Frau wegen — in Karlsbad gewesen. Sie haben ja da auch Karlsbader getrunken. Sie können die Pallaschkoppel nicht vertragen. Das wird wohl genügen.“ — Ich fuhr also nach Königsberg und ging zu dem Stabsarzt: Lieutenant Hensel. „Ja, sagte der würdige Herr, Herr Major von Z. hat mir schon von Ihnen gesprochen. Sie sollen ja sehr leidend sein. Was fehlt Ihnen denn?“ — „Leberbeschwerden, Herr Stabsarzt; Karlsbader getrunken; kann die Pallaschkoppel nicht vertragen.“ „Nun, wir wollen mal untersuchen. Bitte, ziehen Sie sich aus.“ Nun drückte und klopfte und kniff der Mann an mir herum; ich ächzte natürlich einiges, und sein Gesicht wurde immer ernster, je weiter er in seiner Untersuchung vorschritt. „Ja, das glaube ich, dass Sie heftige Schmerzen haben.“ — Was könnte mir denn helfen, Herr Doktor? — „Helfen! Helfen kann man Ihnen nicht! Linderung verschaffen, — trinken Sie Molken — aber zu helfen ist leider nicht. — Sie sind vollkommen dienstunfähig!“ — Und in acht Tagen hatte ich meinen Abschied, meine militärische Rolle war ausgespielt.

Im nächsten Jahr brach der dänische Krieg aus, dann folgte 66 und dass ich damals nicht mitgehen durfte, war mir allerdings recht lieb; ich hätte bei den 7ten Kürassieren eintreten müssen und hätte den Jammer von Pilnikau miterlebt. — Dann kam aber das Jahr 1870, und diesen Krieg hätte ich für mein Leben gern mitgemacht. Ich war in Misdroy, als er ausbrach. Ich eilte natürlich sofort nach Barthen und fand dort schon alle meine Leute eingezogen; es war kein zuverlässiger Mensch da, dem ich einen Schlüssel hätte anvertrauen können, geschweige denn die Führung der Wirtschaft. Sobald ich notdürftig vorgesorgt hatte, meldete ich mich in Königsberg zum Wiedereintritt, fragte aber vorher vertraulich

an, ob ich Aussicht hätte, auf den Kriegsschauplatz zu kommen; dies wurde verneint; man bot mir eine Trainkolonne in Holstein an. Dafür dankte ich; Mehl konnte ich auch in Barthen fahren; jedenfalls war mir dieser Zweck nicht wichtig genug, um mein ganzes Gut im Stich zu lassen. Und so blieb ich denn mit schwerem Herzen zu Haus. Aber, als würdiger Abschluss meiner ganzen verdrehten militärischen Erlebnisse, wurde mir doch das Glück, nach Frankreich zu kommen und mit eigenen Augen das Ungeheure, das sich vollzog, zu sehen — als civiler Liebesonkel. Und das ging so zu, und mit diesem Erlebniss will ich das Kapitel schliessen:

Anfangs des Winters 1870 kam ich nach Berlin und traf bei Mendelssohns den alten General Webern, einen höchst originellen Kauz und langjährigen Freund unserer Familie. Er hatte noch die napoleonischen Kriege mitgemacht, als Offizier eines hessischen Regiments, war zu Fuss 1812 von Portugal nach Russland marschiert, war bei dem Übergang über die Beresina mitgewesen und hatte dann in den Freiheitskriegen auf deutscher Seite gefochten. 1870 war er natürlich längst pensioniert, war aber unermüdlich tätig in allen möglichen Comités zu Kriegszwecken. So war er auch Vorsitzender eines solchen, das es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Truppen vor Paris Weihnachtsgeschenke zu schicken. Das Gespräch kam bald auf diesen Gegenstand und Webern klagte, dass, während im Sommer, so lange das Wetter schön gewesen, der Zudrang zur Beaufsichtigung solcher Liebesgabentransporte ein ganz ungeheurer gewesen, jetzt garkeine geeigneten Begleiter zu finden seien. Namentlich für diesen umfangreichsten aller bisher dagewesenen sei er in der grössten Verlegenheit. Da erbot ich mich zum Begleiter, und Webern war ganz glücklich und stellte mich andern Tages dem Comité vor. Von anderer Seite waren noch zwei Herren vorgeschlagen worden; ich machte aber zur einzigen Bedingung, dass ich allein verantwortlich, also auch allein

entscheidend sein müsse. Das wurde acceptiert, und die beiden andern wurden mir untergestellt.

Die nächsten Tage vergingen in angestrengter Tätigkeit: die Masse der Gaben schwoll riesig an. Die Hauptsache waren natürlich die vom Comité angeschafften Geschenke aller erdenklichen Art: Schreibfedern, Papier, Siegellack (zeigte sich nachher als ganz besonders begehrt, da Schreibmaterialien in Frankreich garnicht aufzutreiben waren) Messer, Scheeren, Pfropfenzieher, Bleistifte, Notizbücher, Portemonnaies mit Geld; Pfeifen, Cigarrenspitzen, Tabak und Cigarren, Schinken, Würste, Pfefferkuchen, Wein und Spirituosen aller Sorten, Thee, Kaffee, Chokolade; warme Kleidungsstücke, Leinwand, Matratzen, Wolldecken. Alles war sehr umsichtig und von allerbester Qualität angeschafft. Die kleineren Geschenksgegenstände in hübschen Verpackungen und mit Vignetten und lustigen Versen von hervorragenden Berliner Künstlern geziert. — — Ausserdem bekam ich mehrere Spezialsendungen mit: eine Reihe grosser Kisten für ein Gardelazarett, bei dem Frenzel und Schaper fungierten, von Warschauers und Mendelssohns. Eine grosse Kiste von der Fürstin Radziwill für ihren Sohn bei den Gardepionieren. Ein altes Frauchen kam und brachte ein paar wollene Strümpfe für ihren Sohn Wilhelm. Wo dieser Wilhelm Schulze stände, darüber hatte sie, ausser der denn doch sehr vagen Bezeichnung „in Frankreich“ keine Ahnung. Ich machte ihr begreiflich, dass es doch einigermassen schwer fallen würde, ihren Wilhelm aufzufinden; ich würde mir alle Mühe geben, bat aber um die Ermächtigung, die Strümpfe allenfalls auch einem andern Schulze, und wenn er selbst Müller hiesse, zu geben. Erst, als ich sonst die Gabe überhaupt zurückwies, willigte sie mit schwerem Herzen ein. Natürlich habe ich den Sohn nicht ausfindig gemacht, konnte aber die Strümpfe wenigstens einem Namensvetter Schulze, der aber den Vornamen Karl hatte, einhändigen.

Alle Kisten und Päckchen wurden mit laufender

Nummer und Inhaltsangabe signiert und Listen darüber angelegt. Es waren viele tausend Kollis und füllten sieben Waggons vom Boden bis zur Decke an. In einem Waggon war nur ein Raum für uns zum Schlafen und Kochen freigelassen. Jeder erhielt eine Matratze, Kopfkissen, zwei Wolldecken. Ausserdem hatten wir einige Kochapparate mit. Unsere Esswaren und Getränke entnahmen wir den Beständen des Waggons. Es war mir freigestellt, in einem Koupé zu fahren, ich lehnte dies aber ab, und blieb die ganze Zeit im Waggon bei meinen Sachen. Wie gut dies war, habe ich später vielfach gesehen. Ich traf unter anderem in Nancy einen Herrn, einen Württemberger, der einen Waggon Lazarettgegenstände nach Paris abliefern sollte, sich behaglich in ein Koupé gesetzt hatte und nun schon sechs Wochen in Frankreich umherfuhr, seinen verschwundenen Transport zu suchen. Mehrere Male musste ich Nachts heraus, weil man den Zug anders rangieren und einige meiner Wagen abhängen wollte. Da gab's denn manchmal heftigen Streit. Wäre ich nicht an Ort und Stelle gewesen, so wäre wohl wenig an seinen Bestimmungsort gelangt. Garnicht selten war man irgendwo ausgestiegen, und wenn man wieder seinen Wagen suchte, war er Gott weiss wohin auf ein anderes Geleis geschoben und man hatte die grösste Mühe, unter den tausenden ganz gleich aussehenden Wagen den seinigen wiederzufinden. Da verfiel ich auf ein gutes Auskunftsmittel. Ich befestigte auf jedem meiner sieben Wagen einen grossen Tannenbusch und dadurch waren sie jederzeit weithin sichtbar und immer leicht zu finden. Auch nachher in Lagny erwiesen sich diese Tannenbüsche als sehr praktisch: ich wies die Wagen der Truppenteile, die die Geschenke abzuholen kamen, zu den „sieben Tannenbüschen" zu fahren. Auf diese Weise konnten sie mich auf dem vollgestopften Bahnhof leicht ausfindig machen.

Meine Reiseausstattung bestand in einem grossen Schafspelz, Pelzmütze, hohen Pelzstiefeln; ein kleiner

Handkoffer enthielt die notwendige Wäsche, von der ich aber bis Lagny keinen Gebrauch machen konnte, denn bis dahin, über drei Wochen, bekam ich die Kleider nicht vom Leibe. Bei der grimmigen Kälte war von Umziehen im Packwagen keine Rede. Überhaupt erinnerte unsere Reise sehr an eine Nordpolfahrt. Jeden Tropfen Wasser mussten wir auf Spiritus auftauen, das Fleisch wurde mit dem Beil zerhauen, Bart und Haare waren permanent gefroren. Ich habe denn auch Spirituosen genossen, wie nie sonst in meinem Leben. Ein Fahrplan existierte natürlich nicht. Wir schoben uns langsam vorwärts, die Munitions- und sonstigen militärischen Züge hatten natürlich den Vorrang. So dauerte denn unsere Fahrt länger, als angenommen war, und Weihnachten fand uns noch weit diesseits Paris.

Wir fuhren an einem kalten Abend vom Anhalter Bahnhof ab und suchten bald unsere Lagerstätte auf; es schlief sich übrigens, sobald man erst gewohnt war, sich in den dicken Pelzen niederzulegen, vortrefflich. Morgens waren wir in Halle und hatten den ersten grossen Aufenthalt. Endlose Züge von Gefangenen verstopften die Geleise, die meisten auf offenen Loren, eng zusammengepfercht, auf jedem Wagen ein Wachtposten mit geladenem Gewehr. Auf dem Trittbrett einer Lore sass zusammengekauert ein Turko, den ich nie vergessen werde. Das braune Gesicht mit den tief eingesunkenen schwarzen Augen, umrahmt von einem weissen Burnus, trug den Stempel des Todes — der Mann hatte sicher keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben; und er blickte mit einem solchen Ausdruck hoffnungsloser Verzweiflung in die unendliche Schneewüste, die sich vor ihm ausbreitete! Gewiss war es ihm ähnlich gegangen, wie einem Turko, von dem ich in Königsberg in den Gefangenenbaracken hörte. Der war mit einem Extrazug in Afrika nach Algier, von da im Extradampfer nach Marseille, wieder im Zuge auf das Schlachtfeld von Wörth gefahren; dort hatte er sich bei einer Attaque etwas Be-

wegung machen können, war gefangen genommen worden und in einem Extrazug nach Königsberg gefahren. Auf dem Gesicht meines Hallenser Turko stand es deutlich geschrieben, dass er alles für einen bösen Traum halte, was wie ein Wirbelwind ihn verschlagen habe. — Allah wisse wohin? Der Traum sollte bald für ihn ein Ende haben.

Bis Frankfurt fuhren wir noch in leidlichem Tempo; von da ab stopften sich aber die Züge mehr und mehr, und stundenlange Aufenthalte auf freiem Felde wurden immer häufiger. So erreichten wir Kehl, und sahen die Türme Strassburgs ragen. Hier mussten wir alle aussteigen, und durch einen langen ganz engen und niedrigen Tunnel laufen, der mit scheusslich stinkenden Desinfektionsgasen angefüllt war. Auf meine Frage an den Württembergischen Posten, der diese Operation beaufsichtigte, wozu das sei, sagte er: „Das ischt wegen die Pescht." Die Zweckmässigkeit der Massregel, namentlich, da Deutschland glücklicherweise von keiner „Pescht" heimgesucht war, blieb mir zweifelhaft, indess „C'est la guerre", eine Redensart, die von da ab im Gespräch mit jedem Franzosen stereotyp wiederkehrte.

In Strassburg hatten wir lange sicheren Aufenthalt, und ich konnte meinen Zug verlassen und die Stadt besehen. Es sah doch stellenweise toll genug aus, zum Beispiel in der Steinstrasse. Ich lernte einen Artilleriemajor kennen, dessen Gunst ich mir durch Spendung einiger Erbswürste gewann, von denen sie in Strassburg noch nichts zu sehen bekommen hatten, während andere Truppenteile sie sich zum Überdruss gegessen hatten. C'est la guerre! — Mein Major erzählte mir sehr interessant von der Belagerung: wie ein preussischer Observationsposten während der ganzen Zeit in einem unter den Glacis bis an den Wallgraben gehenden alten französischen Minengang gesessen und die Wirkung der indirekten Schüsse zum Brescheschiessen in den Wall kontrolliert habe, ohne dass es den Franzosen auch nur einmal eingefallen war, ihre Minengänge zu untersuchen. Dann führte er mich mit be-

rechtigtem Stolz zu einer grossen Anzahl französischer Kanonen, die durch einen Schuss ins Rohr unbrauchbar gemacht worden waren. Das kam früher wohl ab und zu einmal zufällig vor; jetzt bewies die grosse Menge so demontierter Geschütze die Treffsicherheit unserer Artillerie. In einer Kanone sitzt hinten noch der französische Schuss, vorn in der Mündung die deutsche Kugel. — Aber mein erster Gang in Strassburg war der Münsterplatz und auf ihm das Haus von Ervin von Steinbach mit der wundervollen Wendeltreppe. Ich war seit meinem zehnten Jahre, 1840, nicht da gewesen, aber ich fand das Haus sofort. Diese Treppe ist in ihrer Art ein ebenso grosses Kunstwerk wie der Münster.

Dann ging es durch die vielen und langen Vogesentunnels, grösstenteils in der Nacht, und wir priesen die Kopflosigkeit der Franzosen, diese nicht bei ihrem Rückzuge gesprengt zu haben. Es wäre ein grosses Hinderniss und eine empfindliche Verlegenheit für die Deutschen gewesen. Nancy, das wir morgens erreichten und wo wir den ganzen Tag festlagen, ist eine wunderbar schöne Stadt. Die Place Stanislas mit ihren geschmiedeten und vergoldeten Eisengittern, durch die man in schöne Gärten sieht, ist eins der originellsten Städtebilder, die ich kenne. Wie muss es erst im Sommer, bei voller Vegetation, wirken! Überhaupt bekam ich doch eine andere Idee von den französischen Provinzstädten. Man denkt sich immer, Paris habe alles Leben Frankreichs aufgesogen, in den kleineren Städten wachse das Gras auf den Strassen, und sie seien verödet. Nichts von alledem; aber freilich hat erst der dritte Napoleon sehr viel dafür getan. Vortreffliches Pflaster, elegante Häuser und Läden geben Nancy den Anstrich grosser Wohlhabenheit. Freilich, tot waren die Strassen, nur deutsches Militär trieb sich in ihnen herum. Ich kann übrigens den Nancyern das Zeugnis nicht versagen, dass sie — mit einer kleinen Variante des bekannten Studentenliedes — die deutsche Sprache zwar nicht leiden konnten, aber das deutsche

Geld sehr gern nahmen. Ganz horrende Preise wurden einem für jedes Stück trockenes – sehr trockenes — Brod, für jeden Schluck Kaffee abverlangt. Es giebt nichts faderes als das französische vermaledeite Weissbrot, wenn es nicht direkt aus dem Backofen kommt.

Auf dem Bahnhof in Nancy erlebte ich noch eine sehr amusante Begegnung mit dem grossen Simson. Dieser war auf seiner Rückkehr von der Kaiserdeputationsreise nach Versailles, die unter einem günstigeren Sterne verlief als jene erste unglückliche von Frankfurt nach Berlin im Jahre 1848. Ich lungerte auf dem Bahnhof bei meinen Wagen herum; da kam eine glänzende Gesellschaft, die Spitzen der Nancyer Gesellschaft, einhergeschritten. Sie erwarteten offenbar jemand. Plötzlich erschien Simson, in untadeliger Hoftoilette, weissbebindet, mit einem kostbaren Pelz, aus dem verschiedene Orden hervorschimmerten. Ich ging ihm, einem ruppigen Eskimo vergleichbar, entgegen, der grösste Kontrast zu der schimmernden und strahlenden Versammlung. Simson streckte mir die weissbehandschuhte Hand entgegen und rief: „Wie ist es erquicklich, mein lieber Hensel, Sie hier in Nancy zu sehen!“ — und dieser Ausspruch wurde ein geflügeltes Wort bei uns — „Na, grüssen Sie meine Frau in Berlin“ konnte ich nur noch schnell entgegnen; denn meine Wagen setzten sich in demselben Augenblick in Bewegung.

Und nun rollten wir lange Tage und Nächte durch die Champagne und Paris zu. Von Kehl nach Lagny, der Endstation unserer Bahnverbindung vor Paris, eine Strecke, die selbst damals der einmal täglich coursierende Personenzug in zwölf Stunden durchfuhr, brauchten wir zwölf Tage und zwölf Nächte. Das war bei zwölf bis vierzehn Grad Kälte und den kurzen Dezembertagen in ungeheizten und unbeleuchteten Packwagen kein Spass, und ich sah jetzt wohl ein, warum der Zudrang zu diesen Fahrten kein grosser mehr war. War das Wetter

erträglich, so machten wir die grossen Schiebetüren auf, baumelten mit den Beinen in der Luft und sahen die weite Schneelandschaft an. Unser Eisenbahner pflegte bei solchen Gelegenheiten schmunzelnd zu sagen: „Das is alles Unse, alles Unse!“ Schliesslich war seine Illusion noch immer begreiflicher und erklärlicher als die aller grossen Spekulanten nach dem Friedensschluss, die auch glaubten, die fünf Milliarden Kriegsentschädigung gehörten ihnen persönlich, und sie könnten die allerverrücktesten Geschäfte damit machen.

Wir waren von Nancy ab in das Gebiet gekommen, wo die Franc-tireurs ihr Wesen trieben und ab und zu Eisenbahnzüge gefährdeten durch Aufreissen der Schienen und ähnliche Scherze. Um die Züge zu sichern, hatten unsere Behörden ein sehr gutes Mittel ersonnen. Auf jedem Zug, und zwar auf der Lokomotive, musste stets ein französischer Notabler mitfahren. Diese würdigen Herren wurden von ihren untröstlichen Gattinnen an den Zug geleitet und mit hochgeklapptem Rockkragen, noch einen dicken Shawl um die Ohren gebunden, kletterten sie auf ihren windigen und kalten Ehrenplatz mit sehr missvergnügten Gesichtern. Ein Korb mit Esswaren wurde ihnen noch von den weinenden Ehehälften hinaufgereicht, und fort ging's in die winterliche Landschaft. Aber wir konnten mit Kaiser Ferdinand, als ihm sein Adjutant Graf Bubna geraten hatte, „das Maul zuzumachen, weil's ihm hineinregnete“ sagen: „Bubna, es hat geholfen!“ Ein Zug mit dieser kostbaren Geissel auf der Lokomotive ist nie zu Schaden gekommen. — Jedenfalls konnten wir uns damit trösten, dass diese Notablen es noch unangenehmer hatten als wir in unsern Packwagen. War schlechtes Wetter, so mussten die Türen zugemacht werden und wir sassen, da wegen der Feuersgefahr kein Licht angesteckt werden durfte, im Dunkeln und schwatzten oder schliefen oder rauchten. Natürlich weilten meine Gedanken oft in Berlin.

So kam der Weihnachtstag heran, und wir wollten

ihn doch auf deutsche Art feiern. Unsere sieben Tannenbäume auf den Waggons wurden geschmückt, eine kleine Tanne hatte ich auch unterwegs annektiert; wir behängten sie mit Geschenken aus unseren Vorräten, besteckten sie mit Lichtern, und als es dunkel wurde, steckten wir unser Bäumchen trotz Feuersgefahr an, brauten einen solennen Punsch und sassen seelenvergnügt auf unseren Matratzen herum und sangen deutsche Lieder. Auf den Stationen wurden an dem Tage die Deutschen beschenkt, und es war wohl das eigenartigste Weihnachtsfest, das ich je im Leben mitgemacht habe. Auch auf der Fahrt wurde jedem Landwehrmanne, der auf der Strecke Posten stand, ein kleines Geschenk zugeworfen und so fuhren wir, als wandernde Weihnachtsmänner, durch das eroberte Land.

Und so erreichten wir endlich unser Ziel, Lagny. Aber vorher war noch eine interessante und keineswegs ungefährliche Fahrt an den Ufern der Marne zurückzulegen. Die Periode des Glatteises hatte begonnen, die wochenlang im Dezember und Januar unseren marschierenden Truppen fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte: die Marne, an deren Lauf sich im ganzen die Bahn hält, macht sehr grosse Bogen und Windungen. An einer Stelle war eine solche Windung mit sehr steilen hohen Ufern durch einen Tunnel abgeschnitten. Diesen Tunnel hatten die Franzosen bei ihrem Rückzug gesprengt. Man hatte versucht ihn wieder gangbar zu machen; er war aber wieder eingestürzt, und einige zwanzig deutche Pioniere lagen verschüttet unter seinen Trümmern. Es war also nichts übrig geblieben, als den Berg durch eine ganz rohe provisorische Bahn auf der hohen Abdachung über der Marne zu umgehen. An dem höchsten Punkt war die Kurve so eng, dass nur zweiachsige Wagen diese Stelle passieren konnten; ein dreiachsiger hätte sich eingeklemmt. Zum Glück waren alle meine sieben Wagen zweiachsig; ich wäre sonst in der unangenehmen Lage

gewesen, meine Tausende von Päckereien umzuladen. Von der Station ging ein langer allmählich steigender Damm in die Höhe; wir konnten den ganzen Weg übersehen, bis er hinter dem Berg plötzlich verschwand. Die Schienen waren spiegelglatt, und der Lokomotivführer unseres endlosen Zuges war angewiesen, ganz langsam und vorsichtig zu fahren, um nicht zu entgleisen, was an dieser Stelle schon vielfach geschehen war. Wir sahen, als wir tief unter uns in die Marne blickten, eine Menge Waggons, die Räder nach oben, zertrümmert im Fluss liegen. Ein ganzer Trupp barmherziger Schwestern hatte Tags vorher hier ihren Tod gefunden. Wir fuhren also in langsamem Tempo von der Station in die Höhe, aber wir hatten die scharfe Biegung am Eingang des Tunnels noch nicht erreicht, da konnte es die Lokomotive bei der langsamen Bewegung auf dem Glatteis nicht mehr leisten und wir kullerten den Damm wieder zurück und auf die Station. Beim zweiten Versuch wurde mehr Dampf gegeben; wir überwanden die Kurve, kamen aber wieder nicht ganz in die Höhe, sondern glitten zum zweiten Mal zurück. Da fuhr denn der Zug noch einmal mit voller Kraft los und holpernd und schwankend im schnellsten Tempo überwanden wir die schwierige Kurve, es ging bis zur Ecke, um diese herum, und nun bergab im rasendsten Lauf und über die Holzbrücke, die aussah wie aus Spinneweben gespannt, und zitterte und dröhnte und ächzte, als wir darüber weg donnerten. Es waren recht aufregende Momente.

Ich hatte mir im stillen vorgenommen, wenn wir heil hinüberkämen, dem ersten Deutschen, den ich sehen würde, eine Freude zu machen. Aus dem Wagen sehend, bemerkte ich an der nächsten Brücke einen Landwehrposten. Der Mann stand auf sein Gewehr gelehnt und machte ein recht missvergnügtes Gesicht. Wahrscheinlich dachte er — es war der erste Weihnachtsfeiertag — nach Hause, an Frau und Kind und wie koddrig diesmal das Weihnachtsfest für ihn und die

Seinen ausfalle. Ich hatte in eines unserer hübschen Portemonnaies einen blanken Taler gesteckt und warf ihm im Vorüberfahren die Gabe gerade vor die Füsse. Zuerst besah er sich das Ding misstrauisch, er mochte es für eine „Uhzung“ halten, dann nahm er es auf, öffnete es zögernd; darauf warf er das Gewehr auf die Erde, riss die Mütze vom Kopf, winkte dankbar lachend zu mir herüber, und wir sahen ihn noch lange eine Art Wildentanz ausführen, bis er unseren Blicken entschwand. Der hatte wenigstens eine ganz unverhoffte Weihnachtsfreude.

Und nun also waren wir in Lagny. Ein merkwürdiger Eindruck nach dem tagelangen Fahren durch gänzlich menschenleere totenstille Landschaften! Lagny ist ein kleines Städtchen, ein paar Meilen von Paris an den Ufern der Marne; eigentlich ein Vorort von Paris mit einem winzigen, nur für den Lokalverkehr berechneten Bahnhof, der nun alles aufnehmen sollte, dessen die Belagerungsarmee bedurfte. Stellenweise war die Stadt ein Trümmerhaufen: die Franzosen hatten — beiläufig gesagt, ohne die Einwohner vorher zu benachrichtigen — die Marnebrücke gesprengt; eines Morgens waren den schlafenden und ahnungslosen Menschen die Quaderblöcke in die Häuser und um die Ohren geflogen. Dicht an der Brücke stand, oder vielmehr hing ein Haus. Das gesammte Erdgeschoss war vollständig weggerissen und die oberen Stockwerke hielten sich nur schwebend an den beiden Nebenhäusern. Natürlich war die Sprengung eine ganz unvollkommene und also grundlose gewesen; der gesprengte Brückenbogen, dessen Trümmer in der Marne lagen, war durch einen provisorischen Bau von uns ersetzt und der riesenhafte Verkehr ging ungehindert über die Brücke fort. Ausserdem war damals die Marne so fest zugefroren — ein unerhörter Fall; ce sont les Prussiens qui nous ont apporté cet hiver — sagte jeder Franzose; ich glaube wirklich, die Leute hielten den Winter für eine preussische Zerstörungsmaschine, die wir

aus unseren Arsenalen importiert hatten; — die Marne, sagte ich, war so fest zugefroren, dass man über die Eisdecke gehen und sogar fahren konnte. An dem gesprengten Brückenpfeiler war ein Pferdekadaver angetrieben, der halb aus dem Eise ragte und ein scheusslicher Anblick war. Pferdeleichen lagen überhaupt massenhaft in den Seitenstrassen umher. Und in diesen engen Strassen war ein unglaubliches Gewühl und Getreibe: Natürlich vor allem Soldaten, aller Arten, von allen deutschen Stämmen. Daneben aber Massen von Händlern, die sehr gute Geschäfte machten; denn alles nur irgend Brauchbare und sehr vieles ganz Unnütze wurde mit Golde aufgewogen. Schlachtenbummler, Kriegskorrespondenten, Krankenpfleger und Pflegerinnen, katilinarische Existenzen der fragwürdigsten Art, Fuhrwerke jedes denkbaren Kalibers verstopften die Passage. Durch dieses Gewühl und Geschrei war mein erster Gang nach meiner Ankunft zur Kommandantur, um mich zu orientieren, die Stellungen der Truppen zu erkunden, an die die Geschenke verteilt werden sollten, — ich hatte allerdings ganz freie Hand; aber der Wunsch war ausgesprochen, möglichst Berliner Kinder und Märker zu bedenken. Ich ging mit meinem Adjutanten Krämer, der sich später zum blutroten Sozialdemokraten entwickelte, aber brauchbar und praktisch und ein ganz guter Kamerad war, über den Markt. Da sass eine dicke alte Frau mit einem roten Gesicht unter einem ungeheuren roten Schirm, umgeben von Gemüsekörben. „Sehn Sie mal, Krämer," sagte ich zu meinem Begleiter, „wenn man nicht wüsste, dass man in Lagny ist, könnte man die doch für eine Marktfrau vom Gensdarmenmarkt halten." — „Ick schrei mir dodt — Berliner!" rief die Alte, — sie war vom Gensdarmenmarkt der Armee nachgezogen.

Auf der Kommandantur konnte ich zuerst wenig erfahren, entweder konnten oder wollten sie über die Stellung der Truppen keine Auskunft geben. Indess

überwand ich durch einige Gaben aus unserm unerschöpflichen Schatz doch bald das Misstrauen der Subalternen und bekam genügende Notizen, nach denen ich meinen Operationsplan einrichten konnte. Die nächste Sorge war die Beschaffung einer Wohnung, die ich bei der Familie eines Architekten fand. Der Mann, ein geborener Spanier, war vor Beginn der Belagerung, vernünftiger als die meisten Franzosen, aus Paris fortgelaufen und hatte sich in Lagny in einem verlassenen Hause, deren es hunderte gab, einquartiert. Ich mietete ihm eine Stube ab und wurde mit den Leuten bald ganz intim. Die Abende sassen wir zusammen ums Kaminfeuer, die einzige sehr ungenügende Wärmequelle, und froren gemeinschaftlich und erzählten uns unsere beiderseitigen Erlebnisse. Von Deutschland, oder vielmehr la Prusse, hatte er nur sehr schattenhafte Begriffe. Einmal fragte ich ihn, warum denn alle Franzosen so verrückt gewesen wären, fortzulaufen. Eh bien, voyez-vous, erwiderte er, notre gouvernement nous avait fait croire, que vous mangiez des petits enfants. Auf meine weiteren Fragen, ob er denn das so wörtlich meinte, dass wir die kleinen Kinder in den Kaffee stippten, war die Antwort: Mais, que voulez-vous, Monsieur? avec ces Peuplades si voisines de la Sibérie — qui peut savoir? — Und auch auf andern Gebieten bekam ich von der Bildung eines Franzosen merkwürdige Begriffe: dass er kein Wort deutsch konnte, nun, das liess sich ja erwarten; das teilte er mit hervorragenderen Geistern. Aber von Geographie, wie Geschichte, keine blasse Ahnung! Und als ich ihn einmal in seinem Arbeitszimmer besuchte, fiel mir ein grosses an der Wand befestigtes Plakat mit Zahlenkolonnen auf, das sich herausstellte als — das kleine Einmaleins, und auf meine verwunderte Frage, was er damit mache, sagte er ganz treuherzig naiv: nun, man braucht doch oft solche Angaben — etwa dreimal fünf, und da ist es sehr bequem! — Und die Gläubigkeit in die Lügendepeschen der Regierung: selbst noch damals, als die Kapitulation von

Paris jeden Tag erwartet werden musste, vertraute er fest auf den Triumph der französischen Waffen. Sie hätten Unglück gehabt, sie seien verraten worden, mais, vous verrez, Monsieur, vous verrez!

Ich hatte von unterwegs an Keudell nach Versailles telegrafiert, wie man es machen könne, ihn zu besuchen; Ich fand in Lagny seine Antwort, nicht für rotes Gold sei ein Wagen zu bekommen. Es fand sich aber, dass zwischen Lagny und Versailles täglich eine Briefpost ging; der Kondukteur hatte einen Platz neben sich zu vergeben. Diesen sicherte ich mir für einen bestimmten Tag und schrieb an alle Truppenkommandos auf der Tour, die glücklicherweise sehr viel märkische Soldaten hatten, mir zu diesem Tage jemanden an die Stationen zu schicken, mit dem ich über die Abholung der Weihnachtsgeschenke das nötige verabreden könne. Die Zwischenzeit benutzte ich zu einer Fahrt nach Villers le Bel, um die Gaben von Mendelssohns an Schaper und Frentzel abzuliefern. Sie schickten mir einen Wagen, und ich kam eines Nachmittags dort an. Die Kisten wurden ausgepackt und erregten grosse Freude; Abends erschienen sämtliche Doktoren phantastisch ausgeputzt in prunkvollen türkischen Schlafröcken, die ich mitgebracht hatte und die für die Kranken unpraktisch befunden waren. Frentzel, mit einem solchen angetan, über den er den Schleppsäbel geschnallt hatte, sah unglaublich grotesk aus.

Am andern Morgen sollte ein Ritt nach einer vorgeschobenen Höhe dicht hinter der äussersten Vorpostenlinie gemacht werden, von wo man einen herrlichen Blick auf ganz Paris haben sollte. Leider war es so nebelig, dass ich weder von hier noch von andern günstigen Aussichtspunkten, die ich noch besuchte, auch nur eine Turmspitze von Paris zu sehen bekommen habe. Meine Freunde hatten mir einen Gaul zum Reiten gegeben, vor dessen gefährlicher Wildheit sie mich nicht genug warnen konnten, und schliesslich gelang es mir wirklich, mit einem neben der Strasse abgeschnittenen dicken

Dornknüppel mit langen Stacheln ihn in einen mässigen Trab zu bringen. Meine Vorstellungen von den Reitkünsten meiner medizinischen Freunde wurden auf ein sehr bescheidenes Mass reduziert.

Tags darauf machte ich mich auf den Weg nach Versailles; und diese Fahrt gehört zu meinen unvergesslichsten Erinnerungen. Keiner, der eine solche nicht gemacht hat, kann sich einen Begriff von dem Riesenwerk, der Einschliessung von Paris, machen. Ueber Gonesse, Enghien und St. Germain beschrieb der Weg die nördliche Hälfte des Cernirungskreises, und wir fuhren an dieser einen Hälfte auf der herrlichsten Chaussee der Welt von Morgens sechs bis Abends sechs Uhr; natürlich mit vielfachen Aufenthalten zum Pferdewechsel und zur Expedirung der Postsachen. Und dieser ganze Kreis war hermetisch geschlossen und ist nie durchbrochen worden! Unser Postwagen war mit Eisenplatten gepanzert, der Kondukteur und der Postillon hatten geladene Chassepots und Säbel; denn die Poststrasse ging zwischen unsern Batterien und den Forts von Paris, die wir immer links zur Seite hatten, und über unsere Köpfe weg ging die Beschiessung. Man hörte den Knall aus unsern Batterien, dann ein eigentümliches langsam kollerndes Rollen des fliegenden Geschosses — so langsam, dass ich immer nicht begriff, dass man die Kugel oder gar den Zuckerhut nicht fliegen sehen konnte — und dann das Krachen des auf die Fortmauer aufschlagenden Geschosses. Eine traurige Physiognomie gaben der Landschaft die Massen herrenlos umherstreifender halbverhungerter Pferde, die etwas trockenes und erfrorenes Kartoffelkraut knabberten, bis sie irgendwo liegen blieben, um ein Raub der buchstäblich Millionen Krähen zu werden, die in schwarzen Wolken die Luft verdunkelten. Auf einem weiten Felde sah ich in ziemlicher Entfernung vom Wege einen phantastisch geformten hohen Berg, umschwärmt von grossen Krähenscharen und erfuhr von meinem Kondukteur, das sei der Abdeckereiplatz, wo alle

toten Pferde zusammengeschleppt würden. C'est la guerre!

Meine Dispositionen klappten sehr gut: Überall fand ich einen Feldwebel oder Unteroffizier und verabredete in fliegender Eile, wann und wieviele Wagen geschickt werden sollten. Manchmal begegnete ich einigem Misstrauen in die Qualität der Liebesgaben: die Liebeszigarren und Liebesgetränke standen in ziemlich schlechtem Ruf, wie es schien. Ich hatte mir aber, als richtiger commis voyageur leicht zu transportierende Proben vorsorglich mitgenommen, und schon die allerliebsten Vignetten und Verse auf den Päckchen erregten grosse Freude. Mir erregte aber die grösste Freude das vortreffliche Aussehen und der gute Humor unserer Soldaten, die in Schaaren an den Postwagen gelaufen kamen, die Briefe und Päckereien in Empfang zu nehmen.

So ging die Fahrt ganz gut von statten bis St. Germain. Hier aber wurde guter Rat teuer: von da bis Versailles kursierte nur ein solcher Briefkariolwagen ohne Kondukteur, wie er in Berlin üblich ist — nur ein Briefbehälter, auf dessen Dach der Postillon sitzt. Ich erhielt die Erlaubnis, mich in den Kasten zu setzen; als besondere Vergünstigung wurde mir gestattet, die grosse Tür hinten offen zu behalten. So fuhr ich denn, die Beine herausbaumelnd, durch den Wald nach Versailles hinein. Dort fand ich noch glücklich ein kleines Zimmer in einem Hotel und eilte gleich zu Keudell, der im selben Haus mit Bismarck wohnte. Der Abend verging in endlosem Geschwatze, wir hatten uns viel zu erzählen. Am andern Morgen suchte ich Bucher auf, der sich sehr freute, mich zu sehen. Seit der 1848er Zeit, wo ich ihn bei Gottheiners kennen gelernt hatte, waren wir nicht zusammengekommen, obgleich wir ab und zu korrespondiert hatten. Er war tief gekränkt, dass fast alle seine liberalen Freunde ihn, seit er in den Staatsdienst getreten war, geschnitten hatten, als „Fürstenknecht“, und war von wirklich rührender Dankbarkeit, dass ich ihn aufsuchte. Er sowohl wie Keudell waren verzweifelt über

die Unverschämtheit der Versailler, die der alte viel zu milde und gutmütige König geflissentlich grosszog. Ich sollte davon sofort ein frappantes Beispiel erleben: Wir sassen rauchend und plaudernd, Bucher hatte seine Zigarette auf den Tisch gelegt, das brennende Ende vorsichtig über den Tischrand in die Luft. Da ging das französische Dienstmädchen durch's Zimmer und fuhr Bucher grob an, wie er das tun könne, das verderbe die Möbel, dazu nähme man einen Teller. Bucher schmiss sie natürlich hinaus.

Einen grossen Teil des Tages — Keudell hatte dienstliche Abhaltung bei Bismarck — brauchte ich zur Besichtigung des Versailler Schlosses. Wie hat man doch Versailles mit Potsdam in Vergleich stellen können. Zwar eine ganze Reihe Analogien sind auffallend: beides kleine Städte in der Nähe grosser Hauptstädte; beide mit Vorliebe von den Herrschern bewohnt, und begünstigt den Hauptstädten gegenüber; beide doch zu keinem rechten Gedeihen gelangt, ein künstliches Dasein fristend, mit ruppigen Häusern und einem unbeschreiblichen Charakter prosaischer Spiessbürgerlichkeit behaftet. Aber schöner ist Potsdam unvergleichlich. Das Versailler Schloss ist ein ungeheurer architektonisch unschöner Kasten, mit seiner hochmütigen Inschrift „A toutes les gloires de la France“, den Beschauer widerlich berührend. Und die steifen Gärten können sich in keiner Weise mit den herrlichen Anlagen um die schönen Wasserbecken der Havel messen; ebensowenig wie die Erinnerungen an Ludwig XIV. mit denen an Friedrich den Grossen. Ein grosser Teil des Schlosses war zum Lazarett eingerichtet und tiefe Stille herrschte in den weiten Räumen. Und nun die Bilder, grösstenteils schlecht; nur die zahllosen Vernets machen eine erfreuliche Ausnahme. Ungeheuer berechnet sind aber alle Kunstwerke auf die Eitelkeit und Ruhmgier der Franzosen! Auf allen Bildern lauter persönliche Portraits, nicht blos der Heerführer und hervorragenden Personen, sondern bis zu den gemeinen

Soldaten und Trommlern herab. Unter jedem Bild eine Wiederholung aller Köpfe mit genauer Namenangabe der Dargestellten. Wieviel toter abgenutzter Ruhm macht sich da breit: die Bourbonen, vergessen, gestürzt! Napoleon, verhasst und verflucht von der jetzt lebenden Generation!

Wie gesagt, die amüsantesten, eigentlich die einzigen amüsanten Bilder sind die Vernets. Die berühmte Smala ist ein ganz tolles Ding: eigentlich gar keine Komposition, ein sehr langes, schmales Format, der Überfall eines arabischen Lagers durch die Franzosen: es löst sich alles in Einzelgruppen auf: Kameele, Heerden, arabische Weiber, am Boden liegend, Handgemenge, Attaque, links eine Schwadron Chasseurs D'Afrique, gerade auf den Beschauer, förmlich aus dem Bilde herausreitend. Aber das alles mit einer Lebendigkeit und Virtuosität gemalt, die unvergleichlich ist. Man kann sich von dem Bilde garnicht trennen, obgleich man eigentlich mit einer kleinen Variante jenes Ausspruchs des französischen Generals von Balaclava sagen muss: C'est magnifique, mais, ce n'est pas de l'art! Und dann noch ein anderer Vernet: Sturm eines auf einem hohen Berg belegenen arabischen Forts: man sieht eine steile Felswand, und diese emporkletternd lauter Rücken von Franzosen, eigentlich nur ein Gewirr von Tornistern und Käppis. Nur auf einem schmalen Vorsprung steht ein Trompeter und tutet aus Leibeskräften. — Ich musste der Zeit gedenken, wo mein Vater in Rom Vernet zeichnete, und der leichtlebige Franzose garnicht begriff, warum Vater nicht nach dem Orient gehe, — ein Problem, über dem Vater sein Lebenlang gegrübelt, und das er nie ausgeführt hat, und an unsern vertrauten Umgang an der französischen Akademie mit Ingres, Gounod, Bourquet und Dugasseau — ein Verkehr, wie er zwischen Deutschen und Franzosen für Menschenalter hinaus unmöglich sein wird — gewiss sehr zum Schaden für beide Völker!

Auf dem Wege zum Hotel des Reservoirs, wo ich

mit Keudell essen sollte, sah ich unsern König — bald sollte er Kaiser sein! — im offenen Wagen, ohne jede Escorte ausfahren. Die Versailler drehten sich grösstenteils ab, um ihn nicht grüssen zu dürfen. Napoleon fuhr stets im geschlossenen Wagen, umgeben von einer Schwadron Kürassiere; dem leckten sie anfangs die Stiefel ab und später beschmissen sie ihn mit Koth. Freilich, viel besser, nur in umgekehrter Reihenfolge, haben es die Deutschen mit unserm Wilhelm auch nicht gemacht! „Vous ne savez pas quelle race maudite sont les hommes“ sagte Friedrich der Grosse zu Semmler; er hatte die Menschen kennen gelernt.

Im Hotel des Reservoirs, dem vornehmsten in Versailles fand sich zum Essen alles ein, was von Fürsten, Generälen, Diplomaten im Hauptquartier versammelt war, eine äusserst bunte und vornehme Gesellschaft, gewissermassen ein Klavierauszug dessen, was ich 1861 im Königsberger Schlosshof bei der Krönung gesehen hatte, und was sich hier schon zum Teil zu der nahe bevorstehenden Kaiserkrönung eingefunden hatte. In der Mitte stand, durch den ganzen Speisesaal reichend, eine grosse Tafel, an der die vornehmsten Gäste sassen, ganz obenan war Moltkes ständiger Platz, und die ganze Gesellschaft erwartete seine, übrigens sehr pünktliche, Ankunft stehend. Rings herum waren kleine Tische, an denen die dei minorum gentium Platz nahmen, sich je nach Gefallen zu zweien, dreien, vieren gruppierend. Als Keudell und ich uns eben gesetzt hatten, trat ein grosser mit Orden über und über bedeckter General an mich heran und sagte: „Sie sind ja sehr hochmütig geworden, Herr Hensel, kennen Sie mich nicht mehr?“ Es war Bronsart von Schellendorf, der zehn Jahre früher als einfacher Leutenant im Generalstabe drei Tage bei mir in Barthen in Quartier gelegen hatte, um die trigonometrischen Punkte für die Vermessung festzustellen. Mein Lustberg war ein besonders günstig gelegener Platz, von dem man das ganze Pregeltal übersehen konnte, Am ersten

Tage war er sehr reserviert und zugeknöpft gewesen, am zweiten taute er mehr auf, am dritten erzählte er jüdische Geschichten — er hatte sein Terrain erkannt und war sehr amüsant. Das Wiedersehen war sehr erfreulich.

Nachmittags war ein frisches Bataillon Gardelandwehr in Versailles eingerückt und stand auf dem grossen Platz. Lauter prachtvolle Männergestalten, herkulisch, mit mächtigen Vollbärten. Ich trat zu ihnen heran und machte gleich ab, dass sie auch eine Sendung Weihnachtsgeschenke sich holen sollten. Der Abend verging in Keudells Gesellschaft nur allzuschnell; am andern Morgen musste ich die Rückreise antreten. Unser Zusammensein gab noch zu einem geflügelten Wort von Bismarck Anlass. Dieser hatte nach Keudell geschickt und erfahren, Keudell sei mit einem ostpreussischen Freunde kneipen. „Es ist merkwürdig“, brummte Bismarck, „wenn man Keudell braucht, ist er immer mit einem ostpreussischen Freund kneipen.“ — Keudell kam noch am Morgen an die Post gelaufen und trug mir Grüsse an seine Frau auf.

Ich glaubte, wieder in den verdammten Briefkasten bis St. Germain kriechen zu müssen; da half mir mein guter Stern: bei dem Pferd stand der Postillon mit betrübtem Gesicht: Er war ein Pole. „Bin ich gestern gekommen von Inowrazlaw, soll ich fahren Post nach St. Germain, weiss ich doch nicht Weg.“ — Da werde ich Ihnen helfen, sagte ich. Ich kenne den Weg, ich bin ihn vorgestern gefahren; setzen Sie Sich nur neben mich. Und so kletterte ich auf den Bock und fuhr die Post nach St. Germain. Gestern am Tisch mit den Grossen der Erde, heut Postillon — c'est la guerre!

In Lagny wieder angekommen, hatte ich noch zwei Tage frei bis zur Ankunft der bestellten Wagen, die ich auf mehrere Tage verteilt hatte, um Störungen zu vermeiden und die Übergabe der Sachen geordnet vornehmen zu können. Diese zwei Tage benutzte ich zu einem Besuch bei den Gardepionieren, die in der Nähe

von Lagny an der Marne mit einem Brückenbau beschäftigt waren, und bei denen ich nach dem Fürsten Radziwill fragen wollte, um ihm die Sendung seiner Mutter zu übergeben. Einige Tage vorher war der Mont Avron in unsern Besitz gekommen, und der Kommandeur der Pioniere wandte sich beim Abendessen an einen Leutnant und sagte: „Prinz, Sie könnten morgen mit Herrn Hensel auf den Avron reiten.“ Wer war froher als ich! Das war mein sehnlichster Wunsch gewesen, ohne irgend eine Aussicht auf seine Erfüllung, denn für einen Civilisten wäre ohne solche Begleitung natürlich garkeine Rede davon gewesen, in diesen ersten Tagen hinaufzukommen. — Am andern Morgen setzten der Leutnant und ich uns zu Pferde — es war ein Gaul ganz anderen Kalibers, als meine Doktoren in Villers le Bel mir gegeben hatten — und trabten dem Avron zu, der bekanntlich lange unser Vordringen an die östlichen Forts Nogent und Rosny gehindert hatte.

Und nun muss ich eine schreckliche Dummheit erzählen, deren ich mich an jenem denkwürdigen Tage schuldig machte. Ich hatte den Offizier am Abend vorher von allen Kameraden „Prinz“ nennen hören und glaubte, das sei sein Name. Ich genierte mich auch den ganzen Tag über nicht, ihn zu allen möglichen Dienstleistungen aufzufordern; er musste vom Pferd steigen, mir Granatsplitter aufheben, mit denen ich mir alle Taschen vollstopfte; er musste mir das Pferd halten, wenn ich selbst absteigen wollte, und er tat das alles mit der grössten Bereitwilligkeit und Gutmütigkeit. Wer beschreibt meinen Schreck, als wir zurückkamen, eine Ordonnanz herbeieilte, die Pferde abzunehmen, und auf eine Frage des „Leutnant Prinz“ antwortete: „Zu Befehl, Durchlaucht!“ Mir wurde alles klar. Herr Gott, sagte ich, heissen Sie denn nicht Prinz? „Nein antwortete er, mein Name ist Fürst Radziwill! — Auf den Moment habe ich mich schon den ganzen Tag gefreut“, setzte er lachend hinzu. — Da blieb mir denn nun freilich

nichts übrig, als mich sehr aufrichtig zu entschuldigen ob meiner Dummheit und die endlosen Spöttereien der Pioniertafelrunde geduldig hinzunehmen. Ich erzählte ihnen als Parallele die schöne Geschichte vom alten Dohna: „Ach so, Sie heissen Kaufmann und sind Oekonom“, die grossen Beifall fand. Überhaupt machte ich viel Glück mit meinen alten ostpreussischen Geschichten.

Aber, ich habe mich verlassen, als ich dem Mt. Avron zuritt. An seinem Fusse liegt eine wunderschöne Villa, die Maison Blanche, einem Pariser gehörig, der durch ein sehr unsauberes Gewerbe ein immenses Vermögen erworben und die Villa mit dem verschwenderischsten Luxus augestattet hatte. Natürlich war sie verlassen, und natürlich bot sie ein Bild vollständiger Verwüstung. Die schönen Orangen, Lorbeeren und anderen exotischen Pflanzen standen erfroren im Garten, und das reizende Haus war eine Ruine. Nun ging's den Berg in die Höhe, und ich sah zum ersten Mal in meinem Leben ein Schlachtfeld. Der ganze Berg war mit Villen und Landhäusern besetzt; es muss in Friedenszeiten ein paradiesischer Aufenthalt sein. Dazwischen Verschanzungen, Batterien, Erdhütten, in denen die Besatzung kampiert hatte. Tote Menschen und Pferde lagen noch umher. Der Berg wimmelte von deutschen Truppen, die mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt waren. Es war deutlich zu sehen, dass ein Moment gekommen war, wo das Feuer unserer Batterien unerträglich wurde, und über Hals über Kopf der fluchtartige Rückzug erfolgte. In den Zimmern, die von Offizieren bewohnt gewesen waren, lagen noch alle möglichen Dinge, Uniformen, halbgepackte Koffer, Waffen umher; auf den Tischen halbgeschriebene Briefe, Bücher (meist die allerschlechtesten französischen Romane!). An einem der elegantesten Häuser, das wohl das Quartier eines höheren Offiziers gewesen, stand mit Kreide: „L'entrée est défendue.“ Über dieser Tür hatte eine Granate ein grosses Loch in die Wand gerissen und war

auf einem gedeckten Tisch geplatzt; in der zerschmetterten Terrine war noch ein Rest Suppe. Der einzige unversehrte Gegenstand war ein Champagnerglas, das ich zum Andenken mitnahm. Draussen im Freien lagen Säcke mit Reis und allen möglichen Esswaren wild, teils zerrissen, umher; an Mangel schien die Besatzung noch nicht gelitten zu haben. Hunderte der grossen Granatgeschosse, ihrer Form wegen Zuckerhüte genannt, standen in Reih und Glied. Sie wurden von Pionieren in tiefe Gräben versenkt; es mag noch mancher Unglücksfall durch sie verursacht sein, denn entladen konnten sie nicht werden. Mit äusserster Behutsamkeit wurden sie behandelt; denn der leiseste Druck auf die Spitze des Zuckerhuts genügt, ihn zum Explodieren zu bringen, und mein Prinz warnte mich sehr ernstlich, ihnen zu nahe zu kommen.

Über unsere Köpfe weg ging das Geschiesse zwischen unsern Batterien und Fort Rosny, das in unmittelbarer Nähe finster drohend und unheimlich auf uns heruntersah. Es lag so nahe, dass man deutlich mit blossem Auge die französischen Soldaten sehen und das Aufklatschen unserer Granaten auf dem Mauerwerk beobachten konnte. Es wäre den Franzosen ganz leicht gewesen, durch einige Schüsse unter den kribbelnden Menschen auf dem Avron ein grosses Blutbad anzurichten; offenbar wurden sie aber durch das Feuer unserer Batterien zu sehr in Atem gehalten, um sich solche kleinen Scherze zu erlauben.

Wir trieben uns einige Stunden auf dem höchst interessanten Berg umher. Ich nahm noch einem toten Artilleristen eine Artilleriefahrpeitsche aus der Hand, die der russischen Knute ähnlich sieht und nahm sie als Andenken mit, ebenso wie ein unversehrtes, gewöhnliches Schnapsglas, aus einer zerschossenen Kantine. Massenhaft lagen die Bücherchen umher, welche die französischen Soldaten bei sich tragen mit ihrem Signalement und Nationale. Ich blätterte viele durch und mich frappierte, dass häufig sich die Eintragung fand: Sait écrire, mais

ne sait pas lire. Darüber zerbrach ich mir lange den Kopf, und fand schliesslich folgende Erklärung für dieses rätselhafte Faktum. Alle Grundstücke in Frankreich sind mit Mauern eingefriedigt, auf denen lange Affichen oft mit riesengrossen Buchstaben schabloniert sind. Nun fand ich, dass die so sonderbar begabten Soldaten, die schreiben, aber nicht lesen konnten, meist Maurer oder doch Bauhandwerker waren. Offenbar wurde ihnen, dass sie solche Inschriften schablonieren konnten, als „Schreiben“ angerechnet. Ich fand das sehr genügsam. — Schrecklich war der Schmutz, der überall, selbst in den Quartieren der Offiziere herrschte. Dagegen stachen unsere Soldatenquartiere, die ich viel und genau gesehen habe, sehr vorteilhaft ab. — Endlich trennte ich mich langsam von dem merkwürdigsten Schauplatz, den ich je gesehen — es war wie ein Mittelding zwischen Schlachtfeld und Pompeji — aber die Sonne sank nur zu schnell, der kurze Wintertag ging zu Ende, und wir mussten nach Haus. — Ich übergab Radziwill die Sendung seiner Mutter und bekam von ihm für diese ein Kistchen mit Reliquien von den verschiedenen Schlachtfeldern. Wie es mir damit ging und wie mich mein Radziwillpech noch weiter verfolgte, werde ich später erzählen. Hier sei nur noch eine sehr schöne Geschichte erzählt, die Radziwill im Herbst erlebt hatte: Die Pioniere waren auf einem wundervollen Schloss einquartiert, das einer alten aristokratischen Dame gehörte. Sie war natürlich geflohen, hatte aber ihren Haushofmeister dort gelassen, und es war daher alles intakt und in schönster Ordnung. Die ganze Einrichtung des Schlosses war höchst luxuriös — nur der, übrigens grosse und opulent eingerichtete, Weinkeller war nahezu leer und enthielt nichts als ein paar Dutzend Flaschen eines jämmerlich sauren Rotweines. Der Oberst sprach dem Haushofmeister sein Befremden über den auffallenden Mangel aus; dieser zuckte aber die Achseln, sagte, seine Herrin sei eine alte Dame, und keine Weintrinkerin; diese Sorte, die allerdings nicht gut

schmecke, sei ihr vom Arzt verordnet. Damit musste man sich beruhigen. Eines Tages ging Radziwill in dem weiten sehr wohlgepflegten Garten spazieren und kam hinten im Küchengarten an grosse Beete, die mit eben aufgehendem Salat bepflanzt waren. Er bohrte mit der Degenspitze in die Erde, fühlte einen harten Widerstand und hörte Klirren von Glas. — Er lief sofort zum Oberst, machte ihm Mitteilung von seiner Entdeckung, und dieser forderte den Haushofmeister auf, mit ihm und Radziwill einen Spaziergang in den Garten zu machen. Sie gingen direkt auf die Salatbeete los. „Womit düngen Sie denn ihren Salat?“ fragte der Oberst. Der Haushofmeister, der sehr verlegen geworden war, wand und krümmte sich eine Weile, endlich sagte er: „Eh bien, Monsieur, si vous le savez, le vin est là!“ — Und nun wurde der Salat ausgegraben, und man fand Tausende von Flaschen der vorzüglichsten Weine. Die Sorte der alten Dame blieb fortan unberührt.

Die nächsten Tage waren sehr arbeitsreich. Die Wagen kamen zur Abholung der Geschenke. Die Zufriedenheit der Leute war hübsch zu sehen; denn alles fand grossen Anklang, und die Sachen waren auch wirklich vernünftig ausgesucht und von bester Qualität. Die Truppen nördlich von Paris, die eine von mir durchreiste Hälfte der Cernierungsarmee war sehr reichlich versorgt. Aber unsere Vorräte waren noch nicht erschöpft, und wir beschlossen, noch einen Versuch zu machen, ob wir nicht auch andere Truppenteile erreichen könnten. Einer meiner Begleiter, ich habe leider seinen Namen vergessen, schlug vor, bis zu der gegen Orleans operierenden Armee vorzudringen. Wir wählten eine Anzahl leicht zu verpackender Gegenstände aus und machten uns auf den Weg. Über Ferrières, den Rotschild'schen Landsitz, wo die Fasanen wie Hühner auf der Chaussee herumliefen und die Haferkörner von den Futterplätzen der Frachtfuhrleute aufpickten, ging es nach Westen in das unbekannte Land. Da trat aber ein solches Glatteis ein,

dass ich fast einen ganzen Tag lang das Pferd führen musste — mein Kamerad war zu bequem dazu und sass gemächlich im Wagen. Zudem waren die Nachrichten, wo denn eigentlich die Truppen zu erreichen sein würden, höchst unbestimmte und widersprechende. Ich konnte es doch nicht verantworten, meine Expedition auf unabsehbare Zeit zu verlassen, um ins Blaue hinein einem wahrscheinlich garnicht erreichbaren Ziele nachzujagen. Ich trennte mich also am zweiten Tag von ihm und fuhr mit einem uns begegnenden leeren Wagen wieder nach Lagny zurück. Wo mein Gefährte ein Ende genommen, weiss ich nicht; ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Erreicht hat er seinen Zweck wohl sicher nicht.

Wir waren am Ende unserer Mission: unsere Matratzen und Decken und einige Restbestände überwies ich dem Lazarett einer Frau Simon in Lagny, die sich als tüchtige Organisatorin und aufopfernde Krankenpflegerin grosse Verdienste erworben hat. Dann sagte ich meinen sieben Waggons mit den Tannenbüschen Lebewohl und bestieg den Personenzug nach Strassburg. Am letzten Tage machte ich einen Besuch auf einer Villa dicht bei Lagny, von der mir Krämer, der sie während ich in Versailles gewesen war, gesehen hatte, Wunderdinge erzählt hatte. Sie wurde bewohnt von einem riesengrossen sächsischen Kürassieroberst, aus dessen Munde das Sächsische äusserst komisch klang. Amüsant war sein Enthusiasmus über die Heeresleitung. Er hatte 1866 als unser Feind mitgemacht. „Heeren Se, mein Kutester," krähte er immer, „1866 haben mer keenen eenzigen Marsch gemacht, der vernünftig war, und diesmal machen mer keenen eenzigen Marsch, der unvernünftig ist." Die Villa war wirklich das Höchste von Luxus, das ich je gesehen: die Schlafzimmer, Decken und Wände bestanden aus capitonnierter Seide, was sehr prächtig, aber sehr unpraktisch und staubfängerig sein muss. Die dicksten Teppiche lagen in allen Zimmern, überall standen kostbare Broncen und Bibelots auf Tischen und Kaminsimsen — und, da Bedienung zurückgeblieben

war, war alles unversehrt und im besten Zustand. Man bekam da einen Begriff von dem kolossalen Reichtum und Luxus, der in diesem gesegneten Lande herrschte und dem auch der Krieg und die fünf Milliarden nichts hat anhaben können. —

Von der Rückreise ist nicht viel zu erzählen; ich war müde und reisesatt; die Strapazen kamen doch zur Geltung. Ich glaube, ich habe sehr viel geschlafen. Ich kam glücklich bis Halle und glaubte mich schon zu Hause. Hier aber hatte ich noch Pech. Der Bahnhofsvorsteher fand irgend etwas an meiner Roten-Kreuz-Legitimation nicht in Ordnung, nötigte mich aus dem Coupé in sein Bureau und der Zug ging ohne mich ab. Im Coupé waren eine Menge Sachen von mir und leider auch das Radziwill'sche Kistchen. Ich telegraphierte sofort nach Berlin, dort aber kam das Coupé leer an, und ich habe die Sachen nie wieder gesehen. Wie unangenehm mir der Gang zur Fürstin war, kann man sich denken, und die sonst so gelungene Reise schloss mit einem argen Misston,

Aber ich möchte sie für nichts in der Welt in meinen Erinnerungen missen! Viel Freude unter unseren Soldaten hatte ich verbreiten können, mein Auftrag war gut ausgeführt: ich hatte die Genugtuung, von den Tausenden von Einzelstücken nur über etwa zwei oder drei nicht genaue Rechenschaft dem Comité ablegen zu können, da sie sich verkrümelt hatten. Und unvergessliche Eindrücke hatte ich gesammelt. Was die Cernierung von Paris eigentlich bedeutete, das kann nur der beurteilen, der sie mit eigenen Augen gesehen hat.

Und damit wären meine militärischen Erlebnisse eigentlich zu Ende; aber von zwei Siegeseinzügen will ich noch erzählen, dem grossen offiziellen und einem nicht offiziellen, der beinahe noch schöner war als der offizielle.

Anfangs des Frühjahrs 1871 kamen die Truppen allmälig aus Frankreich zurück. Eines Abends, kurz ehe

ich von Berlin wieder nach Barthen zurückmusste, las ich in der Nationalzeitung, am andern Morgen um vier Uhr werde die Berliner Gardelandwehr auf dem Anhalter Bahnhof ankommen. Wie schade, dass man das nicht früher gewusst hat, sagte ich zu meiner Frau, das hätte ich gerne angesehen. Ich schlief mit diesem Gedanken ein, wachte in der Nacht auf, es war drei Uhr. Also gerade noch Zeit! Ich zog mich schnell an, lief auf den Bahnhof, — wir wohnten damals in der Königgrätzerstrasse 124 — und war pünktlich um vier dort. Da war in den Wartesälen ein tolles Treiben. Alle Räume vollgestopft mit aufgeregten Landwehrfrauen und Kindern, alle mit Kränzen und Guirlanden und Sträussen bewaffnet; seit dem vorigen Abend erwarteten sie schon die Männer und Väter. Die Kinder lagen schlaftrunken auf den Sesseln und Sofas herum; die Frauen schwatzten und lachten und weinten durcheinander. Es war ein reizender Anblick. Ich unterhielt mich mit einigen; namentlich eine robuste Frau mit drei prachtvollen Kindern zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie war ganz toll vor Freude und Erwartung. Na, liebe Frau, sagte ich, wenn sich nun Ihr Mann einen französichen Schatz mitgebracht hat! „Ach wat," entgegnete sie, „det schadt nischt — ick gönne ner Andern och wat Jutes." Aber sie sah mir garnicht so aus, als wenn der französische Schatz einen sehr angenehmen Empfang gehabt hätte, wenn er gekommen wäre. So verging Stunde auf Stunde; es wurde acht Uhr, und der erwartete Zug war noch immer nicht in Sicht. Der Perron war durch Militärposten abgesperrt; man wollte erst die Ausschiffung der Mannschaften bewirken, ehe man die Frauen und Kinder heranliess, um Unglück zu verhüten. Hinter der Postenkette standen die dichten Massen und reckten die Hälse. Da plötzlich — eine Rauchwolke — sie kommen! sie kommen! Und im selben Augenblick waren die Soldaten übergerannt, und in wildem Getümmel stürzten die Weiber und Kinder mit tollem

Jauchzen auf den ankommenden Zug, zwischen die Wagen, auf die Trittbretter, in die Wagen — die Männer heraus, alles in einem grossen unentwirrbaren Knäuel. Das war ein Geherze und ein Geküsse, ein Jubel und eine Freude, dass mir die hellen Tränen aus den Augen stürzten. Die Offiziere liessen das eine ganze Weile sich austoben. Dann wurde das Bätaillon formiert und sollte vors Schloss marschieren und vor dem alten Kaiser defilieren. Aber, Du lieber Gott! Es ging sehr unmilitärisch zu! Die Frauen nahmen die Gewehre, die Männer die Kinder auf den Arm, und so ging der Zug die Königgrätzerstrasse und die Linden entlang, vors Schloss. Einen so unreglementsmässigen Parademarsch hat Kaiser Wilhelm nie vorher und auch nie nachher gesehen; aber auch keinen so wunderschönen! — Er lachte sehr herzlich, und ich war froh, das gesehen zu haben!

Und dann kam der grosse offizielle Einzug des deutschen Heeres in Berlin am 15. Juni 1872. Da dies gerade mit meinem Geburtstag gut passte und wir von unserem Balkon in der Königgrätzerstrasse die schönste Gelegenheit hatten, dies Schauspiel mit anzusehen, benutzte ich einen von Ostpreussen abgehenden Extrazug, um nach Berlin auf drei Tage zu fahren. Umsomehr, als meine Frau in Karlsbad ihres Fiebers wegen war und ich nun den Kindern Gelegenheit geben konnte, möglichst viel zu sehen. Auch diese Reise war eine grosse Strapaze. Schon in Löwenhagen kam ich als Zwölfter in ein Coupé III. Klasse; von Station zu Station verlängerte sich der Zug; irgend etwas zu essen, war kaum zu erkämpfen. Statt Nachmittags um fünf erreichten wir Berlin Nachts um elf. Pferdebahnen gab es nicht; Droschken waren vergriffen; ich ergatterte noch auf dem letzten vom Ostbahnhofe abgehenden Omnibus hinten neben dem Kondukteur einen schmalen Stehplatz und erreichte lange nach Mitternacht unsere Wohnung. Die Einzugsstrasse mit ihren vielen Monumenten, die un-

unterbrochene doppelte Kanonenreihe, die Königgrätzerstrasse und die Linden entlang, bis zum Schloss — über siebentausendvierhundert Geschütze hatten wir erobert, die musterhafte Haltung der Hunderttausende von Zuschauern, das ist alles unvergesslich. Der grösste Augenblick war, als der Kaiser, der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, Moltke, Bismarck und Roon, in Lorbeerkränzen begraben, umgeben von dem Fahnenwald von einhundertundsieben eroberten Fahnen und Adlern einherritten. Dann die wunderbare Erleuchtung der Stadt, die ich mir mit meinen Kindern ansah, als die Dunkelheit hereingebrochen war.

Die Zeit von 1864 bis 1874 war der Höhepunkt meines Lebens, und wohl der Höhepunkt im Leben jedes Deutschen, dem das Geschick seines Vaterlandes am Herzen lag. Alle unsere kühnsten und sehnsüchtigsten Jugendträume waren in Erfüllung gegangen. Möchte nur die junge Generation das bewahren, was ihr als kostbares Geschenk in die Wiege gelegt worden ist! Ich schreibe dies in einem Moment schwerwiegender Entscheidung und grosser Sorge für jeden, dem es Ernst ist um die Bewahrung der deutschen Einheit, nach der Auflösung des schlechtesten Reichstags, den wir noch gehabt, vor den Wahlen zum neuen, am 15. Mai 1893. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kehre nun zu den ersten Barthener Jahren zurück und nehme meine Korrespondenz mit Rebecka Dirichlet wieder auf; nur ganz kurze Zeit noch sollte ich das Glück haben, sie unter den Lebenden zu zählen. —

4. September 1857.

„Lieber Sebastian, ich komme heut mit einer Bitte an Dein Rittergut. Schicke mir einige Stränge weisses Pferdehaar, von der Länge wie die Probe, zu Violinbogen. Zu einem Bogen gehören sechzig bis siebzig Haare; ich setze Deiner Wohltätigkeit keine Schranken. Die Schönheit der Barthener Pferdeschwänze wird wohl nicht darunter leiden; es braucht auch nicht von einem Vollblut, nur von einem weissgeschwänzten Ackerpferd zu

sein. Die Violinisten klagen, sie könnten keine ordentlichen Haare zu ihren Bogen bekommen, weil alles zu Crinolinen verwendet würde. Da fiel mir ein, als gestern wieder die alte Klage laut wurde, ich hätte einen Neffen, der Pascha von achtzig Rossschweifen wäre, und der würde uns einige Locken opfern. Tu es, lieber Sohn, und schicke sie mir baldigst.“ — —

15. September 1857.

„Bei Empfang Deines Geehrten, liebste Tante, mit dem weissen Pferdeschwanzhaarauftrag glaubte ich, es sei „nichts leichter als das“. Indessen weist es sich jetzt aus, dass es garnicht so einfach ist, als es aussieht: die Schimmel sind erstlich rar, und dann ist die erforderliche Länge der Haare so bedeutend, dass es ausserordentlich schwer ist, sie zu bekommen. Obgleich ich Pascha von achtzig Rossschweifen bin, so ist doch unter all meinen Rossen nur ein Fuchs, der die erforderliche Anzahl weisser Schwanzhaare hat; ich hoffe nämlich, dass die einliegenden brauchbar sein werden; bis jetzt haben wir erst neunzig Haare; es reissen indessen, während ich schreibe, drei Leute dem armen Biest alles, was es von weissen Haaren hat, aus, und ich hoffe, es wird sich wenigstens ein Trio aus seinem Schwanz besetzen lassen; ich wollte ein Quartett schicken; indess diese Hoffnung habe ich schon aufgegeben. Ich freue mich schon auf die schönen Töne, die Joachim aus den Haaren locken wird (ich meine damit kein Wortspiel auf Haare und Locken) und wünschte nur, es hören zu können. Eins mache ich mir aber aus, dass Joachim, wie die Klavierkonzertflügelvirtuosen anzeigen, der Flügel sei aus der Fabrik von Bechstein, bekannt giebt, dass die Haare seines Bogens aus dem Marstall des Rittergutsbesitzers Hensel auf und zu Gross-Barthen stammen. Das Pferd ist übrigens ein Russe, was ich für den Fall erwähne, dass der Bogen bei Spielung der Marseillaise einen Kicks machen sollte.

Addio. Eben kommen die anderen Haare; ich muss

weiter aussuchen. Ich komme mir vor wie ein Feldwebel, der die grössten Leute zur Garde ausmisst. — Ich bin fertig und habe noch achtzig Haare herausgefunden; ich schicke daher einhundertundsiebzig Haare und werde mir Mühe geben, falls diese gut klingen, worüber ich mir Nachricht ausbitte, mehr zu besorgen. Vielleicht wachsen sie dem Fuchs nach; dann kann ich seinen Schwanz alle Jahre abernten.“ — —

Barthen, 23. Februar 1858.

— — „Wir haben schon seit lange schönsten, klaren, blauen Himmel, allerdings kalte Nächte, aber sehr warme Tage. Im Ganzen war der Winter ein entschieden milder, während wir von anderwärts über beispiellos rauhes Wetter klagen hörten. Die Welt dreht sich herum, und über diese Änderung bin ich garnicht böse; ich werde Dich in einigen Jahren einladen, mich unter Palmenbäumen zu besuchen, und werde Dir in meinem Zelt ein Getränk von Kameelmilch, Zwiebeln und Öl vorsetzen, und das Gastrecht soll mir heilig sein, und ich werde Dich nicht prügeln (siehe: Quinze jours au Sinai). Ihr aber werdet mir von Zeit zu Zeit Renntierzungen und Bärenschinken schicken, und alle meine Juchten will ich von Euch beziehen.“ —

Göttingen, 22. März 1858.

— — „Ihr werdet wohl warme Tage gehabt haben wie wir, auf der einen Seite reife Weintrauben, wenigstens Sonnenhitze dazu, und auf der anderen Eis und Schnee, ich bin mit Fächer und Muff, mit einem Pelzstiefel und einem leinenen spazieren gegangen. Solch ein Wetter kennen wir, dazu brauchen wir nicht nach Preussen zu gehen.“ — — —

Barthen, 2. April 1858.

— — „Nein, mein geliebter Tantalus, nicht von dieser falschen, nachgemachten, betrügerischen Sorte warmen

Wetters haben wir gehabt, welche jetzt leider so viel unter ähnlichem Fabrikstempel zur Konsumtion kommt, und vor der wir das Publikum nicht genug warnen können, sondern von dem allein echten, wirklich warmen, bei dem ein zweiter Rock Verbrechen ist, und man sich nicht vor jedem Endchen Schatten grault, sondern einem jeder in der Stube zugebrachte Augenblick leid tut. Dasjenige Wetter, dessen Fruchtbarkeit so gross ist, dass man sich unwillkürlich auf den lilienweissen Schädel fasst (Mirza Schaffy), um zu fühlen, ob nicht frische Härchen gewachsen sind. Dasjenige Wetter, welches den himmlischen, unergründlichen, antipodentischen Frühjahrs-Urdreck hervorruft, bei dem man Ackerwerkzeuge in Stand setzen lässt, deren Gebrauch seit Monaten der Geschichte angehört hat, und bei dem den behaglich ruhenden Ochsen entsetzliche Erinnerungen des Jochs beschleichen.“ — —

Göttingen, 15. April 1858.

— — „Es ist übrigens eine bekannte Sache, dass kleine Städte und Staaten die Moden der grossen übertreiben, so auch in Regierungsunverschämtheit und Pöbelniedrigkeit (zwei Worte fürs Buchstabenspiel). Leider machen wir auch darin die Berliner vorjährige Mode mit, dass unsere Brunnen anfangen zu vertrocknen. Wir wohnen zum Glück noch nahe an der Bibliothek, aus deren Brunnen nicht nur der Quell der Wissenschaft, sondern auch das beste Trinkwasser sprudelt. Und eine Kälte und eine Trockenheit! Bei Westwind schneit's, bei Ostwind friert's; ich habe nach Deinem Rat schon Renntiere und Juchten gesät; es soll auch schon ein Wallfisch in der Leine gesehen worden sein. — — Hilf Himmel, welcher Stuss! Den kann ich auch nur Sebastian zumuten! Sagt Fannychen schon Topfchen und Mondchen?“ — —

Gr.-Barthen, 22. April 1858.

Liebster Tantalus!

„Ich denke garnicht daran, nun zu wissen, wie alt

Du acht Tage später bist, wenn Du acht Tage früher sechsundvierzig Jahre warst. Das Exempel ist garnicht so leicht: wärest Du eine gewöhnliche Frau, so würde ich sagen fünfundvierzig; denn die werden bekanntlich immer jünger. Du bist aber eine ungewöhnliche, d. h. meine Tante, und hast mir neulich geschrieben, Du würdest alle Tage ein Jahr älter (Siehe Gesammelte Briefe einer Tante an ihren Neffen Band XXXIV Seite 398 ff), danach wärst Du acht Tage später vierundfünfzig! Welches ist nun richtig?—

In Deine Wetterklagen stimme ich ein: gestern brannte man braun, heute friert man blau und immer ärgert man sich grün und gelb, und so sieht man immer aus, als hätte man Keile bekommen. Aber was hilft's? Ist es schön, so bin ich sentimental, stülpe breitkrämpige Hüte auf und erzähle Juliette vom „erwachenden Lenz“; ist's kalt, so krieche ich hinter den Ofen und tröste mich, dass „der Frühling mit Brausen naht“. Und immer spekuliere ich, und wie grün es dann sein und was dann blühen wird (ausser meinem Weizen) und male mir nach meiner gewohnten Art einzelne Situationen aus, und verspreche mir ungeheures Vergnügtsein.

Nun will ich Dir nur einen guten Rat geben: ich Dir einen Rat klingt freilich etwas doll; aber so ist's in der Welt. Kaum trocken hinter den Ohren, fangen wir schon an, die Alten zu hofmeistern. Habe Geduld, in Fannychen wächst schon Dein Rächer heran; die wird bald mir guten Rat geben. Also zur Sache: wenn die Zeit Deiner Reise da ist, musst Du schnell abreisen.

„Ein andrer wohl bedächte sich — Du drückst
Die Augen zu, und greifst es herzhaft an!“

(Wo steht das?) So habe ich es voriges Jahr gemacht, unter sehr schwierigen Verhältnissen; hätte ich da lange überlegt, ich wäre nie fortgekommen; man muss manches durchreissen; denn man ist eben immer mit Fäden festgewachsen. Lange vorher bestimmen, taugt nichts; schreibe mir eines schönen Tages „Morgen reise ich von Göttingen ab“. Halte Dich aber nicht zu lange in Berlin

auf, sonst bleibst Du da kleben. Nimm den Faden Flora und den Strick Ernst, ohne sie durchzureissen, mit und komme an. Die Stuben sind immer da, Ehrenpforten baue ich nicht, und der Kalbsbraten läuft immer auf dem Hof herum. — —"

An Rebecka nach dem Gut ihres Sohnes.

— — „Walter hatte, wie ich durch Skreczka erfahren, Regen! Lass ihn mir doch über dies Naturphänomen, dessen sich die ältesten Menschen, z. B. ich, nicht erinnern, möglichst detaillirte Nachrichten schicken; ich gedenke, in der landwirtschaftlichen Zentralversammlung darüber einen Vortrag zu halten. Fällt dabei wirklich Wasser vom Himmel? Und schadet es den Pflanzen nicht? — —"

Da meine Frau leider sehr elend war, als Tante Rebecka uns in Barthen besuchte, wurde nicht viel Erfreuliches aus diesem Zusammensein, auf das ich Jahre lang gehofft hatte und das so schwer zu Stande zu bringen gewesen war. Wir lebten sehr still; es war noch immer entsetzlich heiss; ich machte aber eine ausserordentlich schöne Ernte, die bei dem trockenen Wetter schnell und gut eingebracht wurde. Ich entsinne mich eines Abends, wo ich mit Tante hinten auf dem Belvedere sass, mit dem 'weiten Ausblick über das Pregeltal. Die Leute kamen unten den Weg hinauf nach Hause und schwatzten und schnatterten wie eine Heerde Gänse. „Was reden die Leute so eifrig?" fragte Tante. „Ist etwas Besonderes passiert?" Oh nein, antwortete ich ihr, das ist immer so: Vormittags reden sie, was sie essen werden und Nachmittags, was sie gegessen haben, und essen tun sie alle Tage dasselbe. — Das amüsierte Tante sehr, und sie wurde nicht müde, es zu wiederholen."

An meinen Vater.

„Ich war in der letzten Zeit sehr unruhig und wenig

zu Haus: nach einer zehntägigen Schiedsgerichtssitzung fuhr ich für zwei Tage nach Russland, und zwar nach Kowno, um dort Pferde zu kaufen, die ich sehr nötig brauchte. Meine seitherige unbewusste Antipathie gegen dies Russland ist seit der Reise zu einer sehr bewussten geworden: so widerliche Zustände habe ich mir doch noch nicht vorgestellt: Schmutz, Unordnung, Elend, scheussliche Menschenbehandlung, Unkultur — und wahnsinniger Luxus und **auch** Unkultur auf der andern Seite; ich bin ganz melancholich geworden. Niemals ist mir übrigens der Begriff „Grenze" so scharf und grell vor Augen getreten als hier: Mit dem Augenblick, wo man den Schlagbaum hinter sich hat, ist **alles** anders Sprache, Bauart der Häuser, Feldbestellung, Anspannung der Pferde, Aussehen der Menschen, selbst die Eisenbahn, welche mit anderer Spurweite und Wageneinrichtung, uneingezäunt durch endlose Strecken wüsten Landes (übrigens schöner Boden) läuft, die Übergänge grösstenteils durch schmutzige Weiber bewacht, — am 12ten November noch alles Vieh auf der Weide, obgleich es schneite und fror — auf meine Bemerkung, dass sie doch nichts zu fressen finden könnten, entgegnete mir mein Schwager: „Jedenfalls doch mehr als auf dem Stall!" Kowno ist eine jämmerliche, kothige, schlecht gebaute Stadt, mit einigen Prachtgebäuden (Militärstrafanstalten, Kasernen, Bahnhofsgebäude) dazwischen, die meisten Strassen ungepflastert, die andern schlechter als schlecht gepflastert, mitten in der Stadt plötzlich ein Kiefernwald. Nur gefahren wird gut, aber vollständig rücksichtslos gegen Menschen und Pferde, immer in die dichten Knäuel Fussgänger (Juden), die auseinanderstieben wie die Gummibälle; einmal schlug eines unserer Pferde über den Strang; sogleich sprangen zwei Juden diensteifrig zu, brachten die Sache in Ordnung, wofür ihnen unser Kutscher einen Peitschenhieb über den Rücken gab — sie bedankten sich mit tiefen Bücklingen — kurz, alles grässlich. Zurück reiste ich mit einem Freund von

Adelsons, M., der russischer Gardeoffizier ist. Es war schon etwas spät, als wir abfuhren, die Eisenbahnbrücke ist noch nicht gebaut, der Bahnhof liegt jenseits des Flusses, den Verkehr vermittelt eine Fähre. Sie war schon vollgestopft von Menschen, Vieh und Fuhrwerk, abgegangen. Mein Begleiter hallohte einige russische Worte (wahrscheinlich Schimpfworte, Hundesöhne und dergleichen). Darauf kehrten die Fährleute gehorsam wieder um, wir schmetterten in den dichten Haufen, alles bei Seite drängend. Am andern Ufer in Carrière zum Bahnhof. Der Zug ging schon. M. hallohte wieder die Beschwörungsformeln, Hundesöhne etc., der Zug hielt, wir wurden buchstäblich in den Wagen getragen und fort ging's, und M. beschwichtigte seine Erregung, indem er rechts und links auf die Sammetpolster des Coupés spuckte.

Seine naive Freude, als wir die preussische Grenze überschritten hatten, über unsere Ordnung, Pünktlichkeit, Kultur und Reinlichkeit bewies mir, das meine Ansicht von den russischen Zuständen nicht auf Vorurteil beruhe. Zur Krönung war auch ein russischer Oberst in Königsberg, bei meiner Schwiegermama, dem ich die Honneurs von Königsberg machen musste, der ganz ausser sich vor Entzücken war über die — geputzten blanken Fensterscheiben in den kleinsten Häusern! —

Nun bin ich wieder hier in meiner behaglichen Heimat bei Frau und Kindern und von Tür zu Türe sieht es freundlich aus, und ich danke Gott, dass ich nicht bin „wie jener Zöllner.“ —

Neulich war Tierschau auf der Akademie Waldau; ich bekam für zwei Kühe Preise, einen silbernen Becher und eine schreckliche eingerahmte, sehr dünn aus Silberblech getriebene Kuh. Dieses „Blech“ habe ich in meiner Stube aufgehängt, und Juliette sagte davon: „Der Züchter an der Wand sieht seine eigene Schand',“ was Du hoffentlich goutieren wirst. Den Becher hat Cecile zum Trinken bekommen, und ist glückseelig darüber.“ — —

Dirichlet erkrankte während eines Aufenthalts in Montreux bedenklich an einem Herzübel und Rebecka meldete das am 21. Oktober 1858 nach Barthen, gab auch weiter Nachrichten über den Verlauf der Krankheit.

Göttingen, 30. Oktober 1858.

„Dirichlet liegt schon vierzehn Tage im Bett, und es ist noch keine Rede von Aufstehen. Der Zustand aber ist leidlich — schmerzen- und fieberfrei; er darf sich beschäftigen und liest als frivole Lektüre Kant und Plato und das Göttinger Wochenblatt (ich fände Molière passender, von wegen Doctores), und schläft Nachts meistens, wenn auch mit Unterbrechungen. — — —

Ich glaube nicht, dass Dir Baum irgend etwas neues schreiben kann; die Herren gestehen offen, dass sie über das eigentliche Wesen der Krankheit vollständig im Unklaren sind. Erkältung, Entzündung, hängen gebliebene Blutfasern, Asthma, Nerven, o unheiliger Molière — — Clysterium donare, ensuita purgare.“ — — —

Barthen, 28. November 1858.

„Ich glaube, dieser Brief wird sehr dumm werden; ich bin nicht die Spur zum Schreiben aufgelegt, habe aber schon sehr viel heute Abend schreiben müssen und bin furchtbar dumm. Ob das daher kommt, dass ich diese Tage her preussische Politik getrieben habe, Wahlmann gewesen bin und im Schweisse meines Angesichts für demokratische Kandidaten gekämpft habe, die durchgefallen sind, weiss ich nicht. Königsberg schickt in die Kammer den grossen Simson, den Du kennst, den Rechtsanwalt Tamnau, der aber kein Linksanwalt ist, und den Gutsbesitzer Richter-Schreitlacken, von dem ich weiss, dass er sehr schöne Runkelrüben zieht, etwas anderes oder mehr weiss, glaube ich, niemand von ihm. Die demokratischen Kandidaten fielen, wie gesagt, glänzend durch, und wir mussten uns mit dem schwachen Trost begnügen, dass die Reaktionären noch glänzender fielen.

Ganz Königsberg, und ich glaube das ganze Königreich war eine gelinde sanfte Suppe allgemeiner Hoffnungsfreudigkeit, aufrichtigen Konstitutionalismusses und überschwänglicher Vermittelung und Versöhnung; und das nennen sie Politik. Ob es schliesslich ein Glück für uns ist oder nicht, weiss ich nicht. Aber das Faktum steht unleugbar fest: Politiker sind wir nicht und werden es nie werden. Jetzt sind alle voll fröhlicher Erwartungen, und was wird das Ende vom Liede sein? Anderer Schnitt der Unteroffiziershosen, zwei Rittmeister mehr aufs Regiment, und statt silberner Tressen goldene. Ja, wenn zu hoffen wäre, dass ein kräftiger Besen den preussischen und deutschen Augiasstall gründlich ausfegte, dass wir unsere Jugendhoffnungen erfüllt sähen und ein mächtiges Deutschland aufgebaut würde, dann wäre ich dabei! — Aber da müsste ich nicht bei dem guten Kriegsminister Bonin Thee und grüne Birnen genossen haben. Der bringt's uns nicht!

Ein Faktum ist merkwürdig: entweder müssen die doch wahrscheinlich gut unterrichteten höheren Beamten das jetzige Ministerium für sehr schwach und wackelig halten, oder dasselbe ist viel reaktionärer, als man glaubt: denn alle Beamten, alle Militärs stimmten ohne Ausnahme für die äusserste Reaktion; das Landratsamt schickte an alle Wahlmänner unter dem Rubrum: „Herrschaftliche Dienstsachen“ — also portofrei — die Ansprache des reaktionären Wahlkomitees; ich habe mein Exemplar dem Oberpostamt eingeschickt und die Sache als Postdefraudation denunziert. Ich bin neugierig, ob sie meiner Denunziation Folge geben; ich glaube nicht. Also müsseu doch entweder die Leute glauben, sie können diesem Ministerium gegenüber alles wagen oder wissen, dass es ihm im stillen recht ist.“ — —

Göttingen, 28. November 1858.

„Zum Dank für Deinen lieben Brief, liebe Juliette, will ich Dir heut ziemlich gute Nachrichten über Dirichlet

geben, er scheint sich, wenn auch langsam, doch fortwährend zu bessern. Wie lange aber noch das Krankenlager dauern wird, lässt sich gar nicht absehen. Baum hat noch heute gesagt, dass die äusserste Ruhe das einzige Mittel sei, die kranken Organe wieder herzustellen. Es ist traurig genug, indessen, da das Allerschlimmste zu befürchten war, müssen wir ganz zufrieden sein und mit Probstein sagen, „in Anbetracht, dass es ein Schäferleben ist“, in Anbetracht, dass es ein Krankenlager ist, ist es erträglich. — — —

Neulich, als Helmbrecht in den Garten geht, kommen ihm alle Hühner klagend und händeringend entgegen, der alte Hahn steht am Geländer der Cisterne und schreit aus Leibeskräften, und wie Helmbrecht heran kommt, hat sich ein junger Cochinchinahahn ertränkt. Da er aber auf diese Weise, was Mama nennt, eines natürlichen Todes gestorben, haben wir ihn verzehrt und sehr vortrefflich gefunden. Was sagt denn Sebastian zum Ministerium? Sieht er die Morgenröte einer neuen Zukunft, oder glaubt er, dass wir am Vorabend grosser Ereignisse stehen? Schreibt bald, Dirichlet amüsiert sich sehr mit allen Briefen, namentlich mit Sebastians. Grüsst die Nucken von der Grosstante.“ — —

Am 2. Dezember kam ich vom Felde nach Haus, ich fand meine Frau tränenüberströmt. „Es sind sehr schlechte Nachrichten aus Göttingen.“ Onkel ist tot? „Nein, Tante Rebecka!“ —

Wie furchtbar hart mich dieser jähe, gänzlich unerwartete Schlag traf, wird man ermessen können. Für die Dirichletsche Familie war er vernichtend. Onkel hatte sich eben unter Tantes sorgsamer und aufopfernder Pflege etwas zu erholen angefangen — dass nun sein Schicksal unwiderruflich besiegelt sei, war mir sofort klar. Und was sollte aus der armen neunzigjährigen Mutter werden, was aus der unerzogenen Flora? Ein totkranker Mann, eine steinalte Greisin, ein Kind, das war jetzt das Göttinger Haus, das wir vor wenigen Wochen so blühend,

so lebensvoll gesehen. Und wer sollte da das Steuer in die Hand nehmen? Walter Dirichlet war fern und an seine Wirtschaft gebunden, Paul Mendelssohn in Rom. Die Aufgabe fiel mir also zu und ich reiste am ersten Weihnachtsfeiertag nach Göttingen. Es war ein schmerzliches Wiedersehen.

Paul Mendelssohn schrieb mir auf die Todesnachricht: 10. Dezember 1858, Rom. „Du hast eine gute Tante verloren — ich mein letztes Geschwister. Dieser Schlag wird uns beide gleich unvorbereitet, unbegreiflich betäubend getroffen haben. Nie hatte ich ein solches Ende auch nur im entferntesten für möglich gehalten. Es scheint, dass der Stoff, aus welchem wir gemacht sind, nicht allzu haltbar ist. 38 — 41 — 47 Jahre — dies ist die Lebensdauer meiner Geschwister. Die Reihe ist jetzt an mir, und nach jenen Vorgängen habe ich keine grossen Ansprüche zu machen. Diese Betrachtung liegt nahe und fordert zu allerhand ernsten Gedanken auf. Euere Erinnerung an die Verstorbene wird durch Eueren Aufenthalt in Göttingen, wo Julie unter der sorgsamen Pflege der Tante wieder gesund geworden ist und sich gewiss so manche kleine Fäden zu einem angenehm verknüpften Netze zusammengesponnen haben, eine von Dankbarkeit durchdrungene sein und bleiben. Übertrage nun Deine Liebe zur Tante auf mich, der ich der letzte dieses Verwandtenkreises für Dich bin, und lass sie in demselben Masse an innerer Kraft wachsen, als sie sich auf einen engeren Kreis zu erstrecken hat. Lass mich bald ein gutes Wort von Dir hören, und möge Gott Dich und die Deinen schützen."

Nach Göttingen schrieb mir Onkel Paul 2. Februar 1858:

— — „Dass Du alle Papiere von Tante, welche auf unsere Familiengeschichte Bezug haben, an Dich genommen hast, ist zweckmässig, wie mir alle Deine Anordnungen, soweit ich sie von hier aus beurteilen kann, richtig und gut erscheinen, was ich ausdrücklich hiermit bemerke, da Du Dich bei der ganzen Sache, wie Du mir schreibst, gewissermassen als meinen Repräsentanten be-

trachtet hast. Ich wünschte, immer durch Dich repräsentiert werden zu können. Ob Du die Papiere durchsehen sollst? Ich glaube nicht, dass in der Familie irgend ein Geheimnis bewahrt wird, dessen Kenntnis Dir entzogen zu werden brauchte. Von jeher waren bei uns die klarsten und einfachsten Verhältnisse gang und gäbe. — — Eben komme ich von der Candelara in St. Peter. Mummenschanz — Puppenspiel — alles hohl, hohl!

Gott weiss, woher es kommt; aber die prächtigsten Zeremonien in den Kirchen lassen mich auf eine Weise kalt — sie ekeln mich an — dass ich immer gern, wie der Geheime Kommerzienrat Meyer, zehn Klafter tief auf einem Wägelchen (wie er vorsichtiger Weise, um sich die Sache zu erleichtern, sagte!) unter die Erde fahren möchte. Lessing empfahl einmal an Moses Mendelssohn einen jungen Mann, welcher ein Land suchte, „wo es weder Christen noch Juden gäbe!" — Und, möge mir Gott meinen Ungeschmack verzeihen, — im Ghetto fühle ich mich innerlich mehr zu Hause als in St. Peter, wenn der Pabst sein Wesen daselbst treibt. Müsste also eins oder das andere sein, so würde ich mich eher dem Hohenpriester als dem Pabst anschliessen. Bei alledem ist es hier schön, sehr schön, und wenn man der Capitolinischen Venus in ihrem kleinen Salon, wo sie sich jetzt einsam befindet, eine halbe Stunde lang die Kur gemacht hat und dann weit in die Campagna hineinfährt und geht, und in Betrachtung des zauberisch gefärbten Albaner- und Sabinergebirges träumt, so kann man es sich schon gefallen lassen. Was hat das aber mit der Pfaffenwirtschaft gemein?" — —

Meine Aufgabe in Göttingen war keine leichte. Dirichlets Zustand war hoffnungslos, er wusste genau, wie es um ihn stand, aber er ging mit einer Ruhe dem Tode entgegen, die erhebend zu sehen war. Und nun die arme Grossmutter! Ihr Jammer, auch das noch erleben, auch noch ihr letztes Kind, ihren abgöttisch geliebten Gustav verlieren zu müssen, war schrecklich an-

zusehen. Dass Flora, das einzige noch im Hause befindliche Kind, nicht dort bleiben konnte, war klar. Ich nahm sie daher mit nach Preussen, als ich mich endlich losmachen und dorthin zurückgehen musste. Ich bewog Marie Sachs, die Schwägerin von Walter Dirichlet, mich da abzulösen, und sie hat sich dieser schweren und traurigen Aufgabe in vortrefflicher Weise gewidmet. So schied ich denn; ich wusste, dass ich weder meinen Onkel noch seine alte Mutter je wiedersehen würde. Diese hat noch zehn Jahre lang gelebt, eigentlich nur noch vegetiert, denn ihre Kraft war gebrochen, als Dirichlet am 5. Mai 1859 von seinen Leiden erlöst war, und ist erst im hundertsten Lebensjahr gestorben.

Land und Leute, Freunde und Bekannte in Preussen.

Wer anderes könnte den Reigen der mir in jenen siebzehn ostpreussischen Jahren liebgewordenen Menschen eröffnen als mein alter Witt?*) Es ist selten, dass sich in reiferen Jahren eine solche Freundschaft bildet, und ihr will ich einige Seiten meines Lebensbuches widmen.

Ich lernte Witt in einer politischen Versammlung kennen, in der Rupp's Kandidatur für das Abgeordnetenhaus beraten und besprochen wurde. Unser beiderseitiger Freund Johann Jacoby machte uns mit einander bekannt, von ihm erfuhr ich auch manches von den Schicksalen Witts, von den politischen Verfolgungen, denen er als Lehrer seiner Gesinnung wegen ausgesetzt war. Witt selbst war über das, was er erlitten hatte, sehr schweigsam; er sprach stets mit der grössten Milde von seinen Verfolgern, mit so grosser Milde, dass ich ihm innerlich vielleicht manchmal Unrecht getan und ihn für unempfindlich Kränkungen und Ungerech-

*) Sebastian Hensel hat ein Lebensbild des Freundes erscheinen lassen; Carl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Berlin 1894. B. Behr's Verlag, daher sei hier nur weniges über Witt gesagt.

tigkeiten gegenüber gehalten habe, die mir das Blut kochen machten. Erst der Einblick in die Briefe an seinen Bruder, die mir zur Abfassung seines Lebensbildes anvertraut waren, hat mir gezeigt, wie tief er alles empfand, was ihm angetan wurde, und es war mir eine wahre Herzenserleichterung zu sehen, dass Witt zu diesem einzigen ihm nächsten Vertrauten ab und zu einen derben Kraftausdruck gegen die Herren vom Provinzial-Schulkollegium gebraucht. Er fühlte die unverdienten Verfolgungen und Kränkungen wohl, aber er war darüber erhaben und überging sie mit stiller Verachtung. — — Ich liess nach der ersten Begegnung nicht viel Zeit vergehen, Witt einen Besuch zu machen und lernte auch seine Häuslichkeit kennen. Es war alles äusserst einfach, aber sehr wohltuend und harmonisch, Sein Zimmer entbehrte, ausser einigen schönen Büsten, jedes Schmuckes, eigentlich, bis auf einen Armstuhl, jeder Bequemlichkeit, denn das alte Sopha konnte auf das Epitheton „bequem“ keinen Anspruch machen. Aber ich habe selten anderswo so genussreiche, behagliche Stunden verlebt als auf diesem alten Sopha, in stets lebhaftem, anregendem Gespräch. Wunderhübsch war es auch, mit Witt zur Zeit des Schulschlusses auf der Strasse zu sein. Über das Gesicht jedes Jungen flog ein freudiges Lachen, wenn er Witt's ansichtig wurde, und sie schwenkten die Mützen mit einer Energie, die sonst in den Begrüssungen der Schuljugend den Lehrern gegenüber nicht gewöhnlich ist. Auch Witt's Gesicht strahlte, wenn er irgend einem besonderen Liebling begegnete; die Zahl der „besonderen Lieblinge“ war übrigens beinah so stark wie die Klasse selbst, und es muss schon ein recht verwahrloster Bengel gewesen sein, dem Witt nicht irgend eine gute Eigenschaft nachzurühmen wusste. Ich war manchmal Zeuge der Skrupel, die er zu bekämpfen hatte, wenn er manchmal strafen musste und ich bin überzeugt, die notwendig zu verhängende Strafe war für ihn schlimmer und schmerzlicher als für den Delinquenten selbst. „Körperliche Züchtigung ist

der tote Punkt der Erziehung" war ein gern von ihm gebrauchter Ausspruch. Er war Ordinarius von Sexta und nannte sich selbst „die Kinderfrau von Sexta". Der Umgang mit Witt wurde bald ein lebhafter. Er kam öfter in den Ferien nach Barthen, und wenn ich in Königsberg zu tun hatte, übernachtete ich bei ihm. Dann wurde das berühmte „Trapez" aufgeschlagen, wie ich die für mich bereitete Schlafanstalt nannte. Dies war ein mit Leinewand bespannter, starker, aber sehr schmaler Holzrahmen, der an den beiden Schmalseiten je auf einen Stuhl gelegt wurde. Das Kunststück bestand darin, auf diese Lagerstätte hinauf zu voltigieren, ohne dass der unsichere Bau zusammenstürzte. Ich behauptete, eigentlich müsse man wie eine Wanze an der Zimmerdecke entlang laufen und sich dann senkrecht herabfallen lassen. Anfangs gelang mir das Erklettern dieser Lagerstätte nur, wenn Witt auf der anderen Seite den Rahmen festhielt. Allmählich aber erlangte ich eine grosse Virtuosität in dieser Turnübung, und vom Trapez aus plauderte ich noch bis tief in die Nacht mit Witt. Als nun erst die Kinder heranwuchsen, wurde uns der „Onkel Witt" ganz unschätzbar. Wie er sich in die Seelen der Kinder hinein zu denken wusste, wie er ihnen eine ganz rührende Liebe widmete, die aber auch kräftigst erwidert wurde! Ob ohne Witt unser Entschluss, die Kinder selbst zu unterrichten und zu erziehen, ohne Hauslehrer und Gouvernante, entstanden wäre, ist mir sehr fraglich. Witt bestärkte uns darin aufs Lebhafteste, er wurde unser Provinzial-Schulkollegium, und wir hatten mehr Grund mit ihm zufrieden zu sein als er mit dem Königsberger. — Es wurde eingeführt, dass Witt bei seinen Besuchen in Barthen Examen abhielt über die Kinder und über die Lehrer, meine Frau und mich, und jedes Examen war ein Fest für uns alle, denn es ging über Erwarten gut, und wir erreichten es, dass, so lange wir auf dem Lande lebten, aller Unterricht ausschliesslich durch uns gegeben wurde — und mit dem besten Erfolg. Es war keine

leichte Aufgabe, die wir, und namentlich ich mit dem Unterrichten, übernahmen. Sollte es nicht ganz dilettantisch, also schlecht geschehen, so erforderte jede wissenschaftliche Stunde, und diese fielen mir zu, eine lange Vorbereitung; denn man muss eine Sache ganz anders selbst wissen, wenn man sie einem anderen klar machen will. Das nahm also, neben der Wirtschaft, einen erheblichen Teil des Tages in Anspruch, war mir aber selbst sehr dienlich. Denn da allmählich der Kreis der Unterrichtsgegenstände sich sehr erweiterte, denn ich wünschte, dass kein Zweig menschlicher Kenntnis, soweit ich selbst etwas davon verstand, meinen Kindern fremd bleiben sollte, so waren diese Stunden eine vortreffliche Repetition meines gesamten Wissens. Ich unterrichtete in Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften und Geometrie und sorgte durch Abendlektüre dafür, dass auch die Litteratur, soweit sie den Kindern verständlich und zugänglich war, nicht zurückblieb. Meine Frau lehrte Lesen, Schreiben, Rechnen, Französisch, Englisch und Musik. Unterstützt wurden wir sehr wesentlich durch die gute Begabung und den Lerneifer der Kinder, und ich rechne die Unterrichtsstunden zu meinen glücklichsten und genussreichsten, und ein Lob, das mir Witt wegen meiner Lehrerfolge spendete, machte mich sehr stolz, denn wenn er so etwas sagte, meinte er es aufrichtig, und er war ein sehr kompetenter Richter.

Die Verbindung mit Witt führt mich auf meine politische Tätigkeit in der Barthener Zeit, deren ich mich heute gründlich schäme. Sie war doch im ganzen recht kindisch. Zwar sehe ich nicht ein, wie wir damals mit der uns zu Gebote stehenden Information anders als oppositionell hätten sein können; aber wir betrieben meistens die Sache, in der es sich um die schwerwiegendsten Interessen Deutschlands handelte, doch mehr wie einen heiteren Sport. Dass die Opposition aber eine berechtigte war, geht zum Beispiel daraus hervor, dass selbst Roon, der loyalste Konservativste der damaligen

Minister in vertraulicher Herzensergiessung an Perthes schreiben musste: „Preussens halbhundertjährige Tatenlosigkeit hat es in allgemeine Geringschätzung gebracht." Wir hätten es nur eben ernster betreiben müssen. Aber da war zum Beispiel der gefürchtete Publizist der Provinz Ostpreussen, der Gutsbesitzer Reitenbach auf Plicken, der Herausgeber des ultra-radikalen „Bürger- und Bauernfreundes" ein reiner Hanswurst. Persönlich ein sehr liebenswürdiger, jovialer Herr, der bei allem „Männerstolz vor Fürstenthronen" gründlich unter dem Pantoffel seiner sehr hübschen, mutwilligen und viel jüngeren Frau stand. Sie erzählte mir einmal selbst einen Streich, dem sie ihren Mann, vor dem der konservative Bürger zitterte, gespielt hat. Sie wollte eines schönen Tages spazieren fahren und quälte ihren Mann, mitzufahren. Dieser erklärte, erst etwas schlafen zu wollen. Nach einer halben Stunde kam er wütend an und klagte, die Fliegen hätten ihn so gepeinigt wie noch nie. Ich muss bemerken, dass er eine der meinen gleiche Art hatte, die Haare zu tragen. „Sehen Sie", erzählte mir die Frau „ich weiss, dass wenn er mal schläft, er ewig lange nicht aufwacht, und da habe ich ihm Zucker auf den Kopf gestreut!" Im Bürger- und Bauernfreund war eine stehende Rubrik mit der Spitzmarke „Wann endlich werden die Soldaten?" d. h. keine Waffen ausser dem Dienst tragen, und jedesmal wurde irgend eine Schauermähr aufgetischt von entsetzlichen Misshandlungen, welche die vertierte Soldateska, wie damals der übliche Ausdruck war, unschuldigen, waffenlosen Männern und Jungfrauen gegenüber sich habe zu Schulden kommen lassen. Reitenbach verweigerte grundsätzlich die Steuern, und dafür hatte er folgenden Modus vivendi gefunden. Wenn der Exekutor kam, liess er sich einen, schon weltberühmten, alten wertlosen Siegelring abpfänden. Dann setzte das Landratsamt einen Termin zur Versteigerung des Pfandobjekts an; Reitenbachs Kutscher wanderte nach Gumbinnen, erstand den

Ring für den Betrag der Steuer und brachte ihn wieder nach Plicken. Einmal aber kam er sehr aufgeregt zurück: Hochgeehrter Herr, heute ist der Ring aber sehr teuer geworden. Ein konservativer Nachbar, „der viel Humor besass“, hatte sich den Spass gemacht, auch auf den Ring zu bieten, und den Kutscher bis fünfhundert Taler hinauf zu treiben. Ich habe ihn aber doch bekommen, sagte der Kutscher triumphierend, und wenn es mich tausend Taler gekostet hätte, ich hätt' nicht locker gelassen. Da hätte einer mal die Wut von Reitenbach sehen sollen. Wie unsinnig sprang er im Zimmer umher: Du Ochse, Du verfluchter Ochse, warum hast Du dem Kerl nicht den Ring für 499 Taler gelassen? Keine zehn Taler ist das Ding wert! Das wäre ein Spass gewesen! Und die ganze Provinz lachte und amüsierte sich über die neue Geschichte von Reitenbachs Ring. Ich muss zu meiner Beschämung bekennen, dass ich auch solch einen Steuerverweigerungssport trieb, und mich und meine Gesinnungsgenossen höchstlich damit ergötzte: Ich weigerte mich, die Kosten für das Kreisblatt zu bezahlen, dem allerdings sehr ungehöriger Weise die damals in schroffstem reaktionärem Geist dirigierte Provinzialkorrespondenz beigelegt wurde. Eines schönen Tages erschien nun der Exekutor oder vielmehr eines schönen Abends. Ich erklärte ihm, die Geschäftsstunden seien vorüber und für Steuerexekutionen sei ich nicht mehr zu sprechen, er möge am anderen Morgen wiederkommen. Der Mann verschwand, erschien aber am nächsten Tage nicht. Wahrscheinlich hatte es ihm nicht gelohnt, der Lumperei wegen einen Tag zu verlieren, und er hatte es sich für seinen nächsten Rundgang versparen wollen. Da keimte ein grosser Gedanke in meinem kampflustigen Hirn. Ich schrieb an das Landratsamt, es habe sich in der Uniform eines Steuerbeamten zu einer ganz ungeschäftsmässigen Zeit ein verdächtig aussehender Mensch bei mir einführen wollen, der offenbar mit verbrecherischen Plänen umgegangen und dann spurlos ver-

schwunden sei. Der Landrat antwortete dummerweise, er danke sehr für die Mitteilung und bäte mich, ihm das Signalement des Verdächtigen mitzuteilen, damit er nach demselben Recherchen anstellen könne. Nun hatte ich Oberwasser und als nach einiger Zeit der Unglücksmann wieder erschien, sagte ich ihm mit ernster Miene, er sei gar kein Beamter, und ich habe Vollmacht, ihn festzunehmen. Der Schreck des armen Menschen war grenzenlos, er beteuerte seine Beamtenqualität, zeigte sein Schild vor, — ich blieb unerbittlich und setzte den Schafskopf in solche Angst, dass er über Hals und Kopf seine Akten zusammenpackte, und vom Hof lief, was seine Beine laufen konnten. Die Exekution war zum zweitenmal vereitelt. Wieder schrieb ich ans Landratsamt, der verdächtige Mensch sei abermals erschienen habe sich aber der Verhaftung durch schleunige Flucht entzogen, und schickte sein Signalement ein nach dem bewährten Rezept: „Nase und Mund gewöhnlich, besondere Kennzeichen fehlen“, wonach ein geübter Polizeibeamter ja jeden auf den ersten Blick erkennen kann. Nun merkte der Landrat doch, dass er eine grosse Dummheit begangen, entschuldigte das bedauerliche Missverständnis, es sei wirklich ein Exekutor gewesen und derselbe werde nächstens wieder erscheinen, um die Exekution zu vollziehen. Als er nun das dritte Mal kam und mich ersuchte, ihm anzuzeigen, was ich als Exekutionsobjekt zu geben wünsche, erklärte ich ihm, mir sei das gleichgültig, ich stelle ihm meine gesamte irdische Habe zur Verfügung. Ins Haus, in die Höhle des Löwen getraute er sich nicht einzudringen, und kam auf den unglücklichen Gedanken, im Kälberstall eine Bucht mit einem wertvollen Allgäuer Kuhkalb mit seinem Siegel zu verzieren. Sofort ging eine Beschwerde ans Landratsamt, der Exekutor habe sich an einem den Exekutionsgegenstand um das Hundertfache mindestens im Wert übersteigenden Tier vergriffen; mein gesetzlicher Sinn verbiete mir, das amtliche Siegel des Staates zu

brechen, das arme Tier könne nur notdürftig durch über das Gitter geworfenes Heu gefüttert und garnicht gepflegt werden, und wenn nicht sofort der Verkaufstermin angesetzt werde, mache ich das Landratsamt für allen Schaden verantwortlich. Am nächsten Tage kam denn auch wutschnaubend der Landrat selbst, ich bezahlte die siebeneinhalben Silbergroschen Abonnement des Kreisblatts und mein Kalb wurde entsiegelt. Und solche Scherze nannten wir Politik.

Indessen sollte mir noch eine etwas ernstere politische Märtyrerkrone aufs Haupt gedrückt werden. Die Erbitterung im Kampf um die Reorganisation steigerte sich von beiden Seiten ins Masslose, und führte schliesslich 1866 das Ministerium zu dem verwerflichen Schritt, das Obertribunal durch hineinkommandierte „Hilfsarbeiter“ gefügig zu machen. Zwei Abgeordnete, Twesten und Frentzel sollten, wegen im Abgeordnetenhause gehaltener Reden, nachdem sie von zwei Instanzen freigesprochen, vom Obertribunal verurteilt werden. Diese Maassregel, eine direkte Verletzung der Verfassung, trieb auch die gemässigtesten Männer in die Opposition und wurde von der liberalen Partei geschickt verwertet. In unserem Kreise hatte sich ein Comité gebildet, an dessen Spitze ich stand, um die Verhandlung des Abgeordnetenhauses über diese Angelegenheit als Flugblatt zu verteilen, natürlich nicht ihrem vollen Wortlaut gemäss, nach dem stenographischen Bericht, dies wäre viel zu umfangreich gewesen; ich hatte einen Auszug daraus gemacht, mit Berücksichtigung der Hauptreden. Die Regierung, der diese Agitation höchst unbequem war, wies die Staatsanwaltschaft an, einzuschreiten, und uns in Anklagezustand zu versetzen. Die Handhabe dazu bot die Abkürzung, wodurch der Bericht nicht wahrheitsgetreu geworden sein solle. Denn wahrheitsgetreue, also nach dem stenographischen Bericht vollständige Wiedergabe der Unterhandlungen wäre nicht strafbar gewesen. Es erschien zuvörderst der Kreissekretär mit einem Gensdarmen, um

Haussuchung bei mir nach dem inkriminierten Manuskript zu halten. Der Gensdarm mit dem Gewehr postierte sich auf der Rampe, der Kreissekretär betrat diesmal die Höhle des Löwen. Auf dem Hof versammelte sich natürlich ungeheuer aufgeregt die gesamte Dorfjugend und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, ich würde herausgeführt, an das Scheunentor gestellt und erschossen werden. Der Kreissekretär, übrigens mein alter, guter Freund, dem ich manche Stinkadores zu rauchen gegeben hatte, war schrecklich verlegen, stotterte seinen Auftrag heraus, und bat, ob ich nicht lieber das Manuskript gutwillig herausgeben wolle. Ich erklärte der Wahrheit gemäss, ich besässe dasselbe nicht mehr, übrigens habe ich nichts gegen die Haussuchung. „Ja, wo soll ich denn aber suchen?“ Das ist ganz Ihre Sache, Herr Kreissekretär, da ich es nicht habe, kann ich Ihnen auch nicht sagen, wo Sie danach suchen sollen. Hier sind alle meine Schlüssel, dies ist mein Schreibtisch, wo es früher mal gelegen hat. Ich steckte mir eine Zigarre an und sah auf den Hof, auf die Schar der schaulustigen Jugend, während der arme Kreissekretär, nach vielem Schlüsselprobieren ein Fach des Schreibtisches aufzog, einen flüchtigen, diskreten Blick hineinwarf, und erleichtert sagte: „Es ist wirklich nicht da.“ Dann bekam er auch eine Zigarre, der Gensdarm einen Schnaps, und die bewaffnete Macht zog ab. Die Haussuchung war beendet und die Dorfjugend, die noch nie einen Menschen hatte erschiessen sehen, zerstreute sich enttäuscht. Sie hatten sich so sehr darauf gefreut! — Auf die Anklagebank musste ich aber doch. Natürlich war das Auditorium gedrängt voll von meinen Freunden und Bekannten aus Stadt und Land, auch Witt fehlte nicht, der ganze Kreis war versammelt. Schliesslich wurde ich „wegen Beleidigung des Gesamtministeriums“ zu zwanzig Taler Geldbusse verurteilt, die ich aber nicht zu bezahlen hatte, da die nach dem österreichischen Kriege erlassene Gesamtamnestie auch mir zu gute kam.

— Das war der Gipfelpunkt meiner politischen Tätigkeit. Natürlich beteiligte ich mich in den Konfliktsjahren bei endlosen Versammlungen, nahm einstimmig und mit Mannesmut endlose Resolutionen an, dass ich diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen bewilligen wolle, und schämte mich nach 1866 gründlich alles dessen, was ich getan und geredet, gelobte mir auch, nie wieder über Dinge zu sprechen, die ich nicht verstand, und habe dies Gelöbnis gehalten. Ich gebe nur noch meine Wahlstimme ab, in wenigen Tagen (ich schreibe dies am 12ten Juli 1893) sogar einem ausgesprochenen Antisemiten, weil er für die Militärvorlage votieren will. So ändert man sich.

Von meinen andern in Ostpreussen gewonnenen Freunden stand mir und steht mir noch heute am nächsten Friedländer und seine Frau. Er war ein Jugendfreund von Roby Keudell, kannte auch Rebecka Dirichlet, bei der ich ihn ab und zu gesehen hatte, und so gehörte er zu den ersten, mit denen ich in Preussen in Verbindung kam. Eine gemütliche Beziehung war, dass wir am selben Tage Hochzeit gehalten hatten und unsere ersten Kinder ziemlich zu gleicher Zeit kamen. Sein Haus war sehr angenehm, seine Frau eine äusserst anmutige Erscheinung, und wir sind immer in Verbindung geblieben.

Der originellste meiner Königsberger Freunde war der Zoologe Müller, der als alter Junggeselle mit seiner alten Schwester lebte, die ihm und seinen zahllosen Tieren die Wirtschaft führte. Das bevorzugteste von diesen Biestern war ein asthmatischer fetter Hund, der das ganze Haus namenlos tyrannisierte. Zu Weihnachten bekam dieser Köter ein eigenes kleines Weihnachtsbäumchen, mit lauter Würsten behängt, die er abfressen durfte. Ein anderer Stubeninsasse war Papchen, ein grosser Papagei, der ad libitum im Zimmer umherflog; wenn man zu Müller kam und Papchen sass gerade auf seinem Kopf, dann stand er nicht auf, sondern streckte einem vorsichtig die Hand entgegen und sagte: Stören

Sie Papchen nicht. So sass er dann manchmal eine halbe Stunde lang, bis Papchen dachte: der Vernünftigste giebt nach und wegflog. Draussen in Hof und Garten hielt sich anderes Getier auf. Einmal hatte Müller einen jungen Wolf bekommen, den er aufzog und zärtlich liebte. Wenn er Besuch hatte, musste dieser dem Tierchen auch seine Aufwartung machen: Aber nehmen Sie sich einen Stock mit; er spasst manchmal. Endlich spasste er aber so ernsthaft, dass er ein Müllersches Dienstmädchen durch einen Biss gefährlich verwundete. Müller war zwar fest überzeugt, dass das Mädchen eigentlich Schuld sei, indessen, er musste sich doch zu der schweren Wahl zwischen Wolf und Dienstmädchen entschliessen, da keine mehr zu ihm ziehen wollte, und da das Tier trotz aller seiner Begabung nicht Stiefel putzen und den Tisch decken konnte, so musste es weichen. — Natürlich besass Müller auch ein grosses Aquarium mit allen möglichen Fischen, Salamandern und sonstigem Wassergetier. Nun hatte er eine schöne Wasserschildkröte geschenkt bekommen und in das Aquarium gesetzt. Eines Abends hatte er Gesellschaft, da kam das Mädchen hereingestürzt und rief: Herr Professor, kommen Sie schnell, die Schildkröte hat dem Sondermannche den Schwanz abgebissen! Sondermann war ein beliebter, höchst orthodoxer Königsberger Prediger, und das Mädchen hatte dem Salamander diesen ihr geläufigen Namen gegeben. Das Herrlichste aber, was Müller von zoologischen Seltenheiten hatte, waren zwei grosse Alligatoren, die er in der Anatomie in einem grossen, mit lauwarmem Wasser gefüllten Gefäss hielt. Müller hatte den Kindern von diesen Ungeheuern erzählt und diese brannten darauf, sie zu sehen. Es wurde also eines Tages eine grosse Expedition veranstaltet. Müller empfing uns mit einem Alligatorenmännchen auf dem Arm, wie eine Mutter ihr Kind trägt; der Schwanz hing bis auf den Fussboden hinab. In dem Augenblick befriedigte das Tier ein natürliches kleines Bedürfnis und Müller rief freudestrahlend: „Ach, wie merkwürdig. Das

habe ich noch nie gesehen.“ — Mir sagte einmal Müller mit dem Tone tiefster Entrüstung, ein Gespräch über die Schwierigkeit, wilde Tiere zu beobachten, abschliessend: „Der Adam, der Mensch, was hätte der für Gelegenheit gehabt, naturhistorische Studien zu machen, und wie hat der Kerl seine Zeit um die Ohren geschlagen!“ Dass Adam nicht seine Musse im Paradiese, diesem herrlichsten zoologischen Garten, benutzt hat, ein naturgeschichtliches Werk zu schreiben, fand er unverzeihlich.

Eine schöne Müllersche Geschichte ist mir noch im Gedächtnis. Müller brauchte zu irgend einer Untersuchung Kreuzottern, bestellt sich welche, und es wird ihm ein Sack mit sechzig lebendigen Kreuzottern gebracht, den er einstweilen im Auditorium niederlegt; dann geht er seinen sonstigen Obliegenheiten nach. Wie er nach einer halben Stunde wiederkehrt, ist der Sack offen und die sämtlichen Ottern weg. Nun geriet sogar Müller in Angst. Es wurde gesucht und gefahndet, und man fand schliesslich mit knapper Not fünf, die übrigen fünfundfünfzig waren weg, und man hat nie ermittelt, wo sie geblieben sind. In das Auditorium hat man natürlich nie wieder einen Studenten hereinkriegen können.

Ich selbst konnte einmal Müller ein schönes Geschenk machen mit einem in Barthen gefangenen — Seehund. Das arme Tier war von der Ostsee durch Pillau ins Haff, den Pregel hinauf, durch Königsberg und schliesslich meinem Fischer Cahm ins Netz geschwommen. Cahm glaubte, den Gott-sei-bei-uns gefangen zu haben; aus seiner Beschreibung erkannte ich aber sofort, was es war. Cahm hatte solches Tier nie gesehen, und es ist auch wohl das einzige, das so weit landeinwärts im Südwasser sich verirrt haben wird.

Der originellste unter den damaligen ostpreussischen Gutsbesitzern war Adolar Lindenau auf Lappöhnen. Er hatte eine frappante Ähnlichkeit mit Louis Napoleon, markierte diese noch mehr durch Haar- und Barttracht und tat sich offenbar darauf viel zu Gute. So erzählte

er mit Behagen folgende Geschichte, die aber wie alle von ihm ihres Hauptreizes geschrieben entbehren, der in seinem unverfälschten ostpreussischen Dialekt und Organ lag. Damals, als der Staatsstreich Louis Napoleons in der Luft lag, ging Lamoricière als militärischer Gesandter der Republik nach Petersburg; die Bahn existierte noch nicht, und Lamoricière wartete im schlecht erleuchteten Gasthofzimmer in Insterburg auf den Pferdewechsel seiner Extrapost. Da trat Adolar in einen Mantel gehüllt in den Saal. Lamoricière sprang erschreckt auf; er glaubte, Napoleon zu sehen. „Und da wollte ich ihn denn auch bei seinem Glauben lassen, ging auf ihn zu, nahm all mein Franzö'sch zusammen und sagte: Quatre honneurs angmäng, grand miser ouvert.“ —

Walter Dirichlet hatte einst auf einer Tierschau einen unglückseligen Schafbock gekauft, eine Art Haidschnucke (Landschaf aus der Lüneburger Heide), hochbeinig, wollarm, mager wie ein Rennpferd und diesem auch darin ähnlich, dass es mit grosser Virtuosität über die höchsten Zäune sprang und daher nirgends zu halten war. Natürlich hatte die alte Klatschschwester Adolar auch davon erfahren und fragte Walter, als er ihn bald darauf sah: „Nun sagen Sie, Dirichlet, was macht denn Ihr berühmter Faggas?“ (So heisst diese empfehlenswerte Rasse!) „Ich habe ja Wunderdinge von ihm gehört! Ist es denn wahr, dass er frisch milchend fünfzehn Stof Milch giebt, zwölf Pfund Wolle scheert und im leichten Boden auch die Egge zieht? Und auf der Hetze reiten Sie ihn? Wunderbares Tier!“ —

In einem kalten Winter erzählte Lindenau, die Schafe wären im Stall an die Wand gefroren und hätten losgeschoren werden müssen. Die Wollvliesse wären aber erst im Frühjahr von der Wand loszubekommen gewesen, und da hätte sich gefunden, dass die Ratten darin warme Nester für ihre Jungen gebaut hätten. Seinen Schaden könne er leicht auf 5000 Taler anschlagen.

Eine ganz eigentümliche Klasse der ostpreussischen

Landbevölkerung bilden die sogenannten Salzburger, die Nachkommen jener wegen ihrer Religion vom Bischof Firmian vertriebenen Salzburger Protestanten, die Friedrich Wilhelm I. in dem durch eine Pest nahezu entvölkerten Litthauen ansiedelte und die für dies Land von ebenso grosser Wichtigkeit wurden, wie die vom grossen Kurfürsten nach der Zurücknahme des Ediktes von Nantes, unter Ludwig XIV. in Berlin und der Mark aufgenommenen Hugenotten! Wie diese noch heute in Berlin als „französische Kolonie" zusammenhalten und blühen, so sitzen die Salzburger unverändert auf den ihnen vom König verliehenen Hufen. Ich hatte einmal Gelegenheit die Instruktionen zu lesen, die der König eigenhändig für die lange und damals so unendlich schwierige Reise von Salzburg nach Litthauen und über den Zustand, in dem die Güter ihnen hier übergeben werden sollten, abgefasst hat und für deren buchstäbliche Einhaltung ihm seine Agenten und Behörden mit ihrem Kopf einzustehen hatten. Für die Reise ist jedes Nachtquartier, jede Mittagsstation bestimmt, und was an Naturalverpflegung den Familien zu leisten sei; auf den Gütern erstreckte sich seine Fürsorge auf das kleinste Haus- und Ackergerät, auf die Hühner und Tauben. Man bekommt grossen Respekt vor der Sachkenntnis des Königs, und wahrhaft rührend ist die väterliche Fürsorge dieses oft so harten Mannes für die neugeworbenen Unterthanen. Die Salzburger sind noch heute arbeitsame, tüchtige Landwirte, meist etwas genau, aber mit viel Mutterwitz ausgestattet. Zu meiner Zeit waren hervorragende Mitglieder dieser Kolonie die Brüder Käsewurm auf Parnehnen und Puspern; eine Tochter des letzteren heiratete Witts Freund von Hoverbeck. Der Parnehner lag, wie fast alle Gutsbesitzer damaliger Zeit, in beständiger Fehde mit dem Landratamt und allen Behörden. Der Landrat adressierte die Briefe immer: An den Gutsbesitzer Käsewurm in Parnehnen, während es Stil war, die adeligen Gutsbesitzer, oder vielmehr die Besitzer adeliger Güter, zu titulieren:

Rittergutsbesitzer auf. Käsewurm, als er merkte, dass Methode darin war, schrieb an das Landratamt, er bitte sich seinen ihm gebührenden Titel aus, er sei der Rittergutsbesitzer Käsewurm auf, aber nur sehr selten in Parnehnen.

Einer seiner Nachbarn klagte ihm einmal, er habe einen äusserst renitenten Ortsarmen (diese sind verpflichtet, gegen den Lebensunterhalt leichte Arbeiten auszuführen), dem alles zu schwer sei und der dabei fresse wie zwei Scheundrescher. Käsewurm bat sich den Mann aus, er werde ihn schon kurieren. Er führte ihn auf eine ganz entlegene Stelle des Gutes, wo nie ein Mensch vorbeikam, und sagte ihm: hier hütest Du mir eine Kurre (ostpreussisch für Truthenne). Das wird Dir wohl nicht zu schwer sein. Aber wehe Dir, wenn ich komme, und Du schläfst, oder ich finde die Kurre im Getreide. Das ging so zwei Tage; am dritten kam der Mann und bat flehentlich um Arbeit, und wenn sie auch schwer sei, er wolle alles lieber tun, als das Biest hüten.

Käsewurm besuchte einst den Wehlauer Markt und zankte sich da — wahrscheinlich etwas bezecht; denn das Kneipen verstehen die Ostpreussen aus dem Grunde! — mit seinem Freunde Fernow aus Kuglacken, mit dem er zusammen hingefahren war, so, dass als Fernow nach Hause fahren wollte und Käsewurm aufforderte, wieder mitzukommen, dieser erklärte, mit solchem Kerl setze er sich nicht auf einen Wagen. Alles Zureden half nichts, Fernow musste allein abfahren. Käsewurm kneipte vergnügt weiter, bis selbst die ausgepichtesten Kumpane allmählich verschwanden und er schliesslich allein in dem wüsten Gastzimmer stand. Alle Bekannten waren weg, er musste sich zu Fuss nach Parnehnen aufmachen, und es hatte stark angefangen, zu regnen. Bei heulendem Sturm und quatschnass und ziemlich nüchtern geworden, kam er an das erste Chausseehaus; der Schlagbaum war heruntergelassen. Käsewurm klopft an das Fenster und fragt den verschlafen heraussehenden Einnehmer: Was

kostet ein Ochse Chausseegeld? „Einen Groschen.“ Ei ein Esel!? „Auch einen.“ Da haben Sie zwei Groschen; ich bin ein Ochse und Esel zugleich — ich konnte nach Hause fahren und renne bei dem Schweinewetter zu Fuss!

Seine originellste Geschichte war aber die mit dem Totenkopfhusarenleutnant. So einer sass bei Guinand in Königsberg in der Weinstube, Käsewurms Stammkneipe, wenn er auf, aber nicht in Parnehnen war, und Käsewurm hörte, wie der Krieger mit schnarrender Stimme den Kellner fragte: „Was haben Sie zu essen?“ Beefsteak. „Weiter nichts?“ Roastbeef. „Weiter nichts?“ Rostbraten. Con grazia in infinitum! „Weiter nichts?“ Endlich degoutiert: „Dann geben Sie mir ein Butterbrod.“ Darauf fragt Käsewurm: Kellner, was haben Sie zu trinken? wiederholt die ganze Skala der Weine, die der Kellner aufzählt ebenso mit „Weiter nichts“ und schliesst mit „Dann geben Sie mir einen Cognac!“ Der schwarze Totenkopf springt wütend auf, sagt, Herr, Sie müssen Sich mit mir schiessen! Und Käsewurm antwortet mit stoischer Ruhe: „Weiter nichts?“

Und bei Guinands Weinstube fällt mir noch eine sehr schöne Geschichte eines Kürassieroffiziers ein, die dort spielte, und mit ihr will ich dann diese Hanswurstereien schliessen: Besagter Leutnant Truchsess konnte erschrecklich viel saufen und mehr Spirituosen vertragen als irgend ein ihm bekannter Mensch. Er hatte aber immer gehört, im Domstift Frauenburg existiere ein alter Domherr, der könne noch mehr vertragen, und es war stets sein Lebenswunsch gewesen, diesem einmal zu begegnen. Eines Tages kommt er zu Guinand frühstücken; da sitzt an einem Tischchen ein schwarz gekleideter Herr mit einer geistlichen Miene, und vor ihm stehen sechs ausgetrunkene Pullen — wie das Kennerauge des Offiziers sofort sieht — schweren Rotweins. Er setzt sich dem Schwarzen gegenüber und ruft: „Kellner, sechs Flaschen von dem Rotwein.“ Sie kommen; der Schwarze sieht

schweigend zu, wie der Bunte die sechs Flaschen austrinkt. Dann sagt er: Kellner, noch eine Flasche Rotwein. „Mir auch." So steigern sie sich, ohne ein Wort zu reden, bis zu neun Flaschen. Nach der neunten fällt der Schwarze wie ein Stein lautlos unter den Tisch, Truchsess aber erhebt sich, schnallt den Pallasch um, ruft: „Kellner, einen Cognac," trinkt ihn und sagt auf den Regungslosen unter dem Tisch zeigend, „Das Schwein wird bezahlen." —

Ich könnte solcher Schnurren noch zahllose erzählen; Ostpreussen war damals noch sehr reich an originellen Menschen, an knorrigen verdrehten Charakteren, aber auch an sehr ehrenhaften, durchgängig nur stark eigensinnigen Naturen, die nicht weit über die Grenzen der Provinz hinausblickten, aber innerhalb ihres engen Kreises sehr viel gesunden Menschenverstand und Mutterwitz entfalteten. Aber es rufen mich ernstere Kapitel meines Lebens, die mich nah berührten, vor allem der Tod meines Vaters.

Anfang November 1861 verletzte mein Vater sich das Schienbein bei der Rettung eines Kindes, das in Gefahr schwebte von einem Omnibus übergefahren zu werden und das er darunter hervorholte. Das Rad streifte dabei sein Bein, und brachte ihm eine, zuerst ganz unbedeutende Fleischwunde bei. Er beachtete sie nicht, von Pflege war keine Rede, und so verschlimmerte die Sache sich bald. Ich hatte, sobald ich durch die Verwandten davon erfuhr, zu ihm reisen wollen, hatte das aber, auf seinen ausdrücklichen Wunsch, unterlassen müssen, dann nahm seine Krankheit aber sehr rasch eine so schlimme Wendung, dass ich telegraphisch von Paul Mendelssohn berufen wurde. Aber ich kam zu spät und fand meinen Vater nicht mehr am Leben. Vierzehn Jahre hatte er meine Mutter überlebt, diese vierzehn Jahre waren aber kein Glück mehr für ihn gewesen, und während man von allen ihm aus unserer Familie vorangegangenen klagen musste, dass sie zu früh geendet,

sprach er es selbst bitter aus, dass bei ihm die entgegengesetzte Klage am Platze war. Mit dem Tage, an dem meine Mutter starb, war auch meines Vaters Leben ein verlorenes. Die Ordnung des Nachlasses gestaltete sich zu einer äusserst schwierigen und schmerzlichen Aufgabe. Ich hatte die Wohnung meines Vaters nur sehr selten betreten, da er eigentlich nie darin zu finden war, er nahm keine Mahlzeit dort ein und benutzte sie eigentlich nur als Schlafstelle. Sonst schaltete sein Diener Heinrich, ein unglaublich unordentlicher und unreinlicher Mensch unumschränkt und unkontrolliert in dieser Wohnung, und der Eindruck der Räume war ein ganz entsetzlich melancholischer und trostloser. Jetzt wurden sie für volle drei Wochen mein dauernder Aufenthalt, Kaselowsky unterstützte mich bei der traurigen Arbeit. Und was ging mir dabei alles durch die Hände.

Seit vierzehn Jahren war keine Ordnung gemacht, nicht einmal Staub gewischt, der in dicken Schichten alles überzog und erfüllte. Seit vierzehn Jahren war nichts vernichtet und fortgeschafft, alles, was ins Haus gekommen war, fand sich noch vor. In meines Vaters Wohnstube stand ein grosser Tisch. Auf diesem häufte sich alles, Zeitungen, Briefe, Rechnungen, bis zu Visitenkarten und Droschkenmarken herunter, an; war der Tisch gehäuft voll, so wurde eine Kiste herangerückt und in diese der ganze Haufen Papiere unsortiert hineingeschoben. War die Kiste voll, so wurde sie zugenagelt und auf den Boden geschafft. Ebenso fand ich alle Schubladen, alle Schränke und Kasten, ja die Räume unter den Sophas, hinter den Öfen voller Papiere. Ganze Mappen voll zum Teil wertvoller Kupferstiche und Handzeichnungen hatten, unter die Fensterbretter geschoben, jahrelang gestanden und waren durch das hineingelaufene Wasser vollständig verstockt. Einen Teil der Albums, welche die schönen Bleistiftportraits meines Vaters enthielten, fand ich hinter den Öfen, einen andern Teil hinter Schränken und unter Sophas. All diesen

Wust unsortiert mit nach Barthen zu schleppen, war ganz unmöglich, es musste sofort eine erste Sonderung vorgenommen werden, bei der freilich jedes Blatt geprüft werden musste, denn man konnte nicht wissen, war es eine Einladung zu einem Diner aus dem Jahre 1847, oder eine kostbare Zeichnung, ein Familienbrief oder ein Packet Zehntalerscheine, ein unersetzliches Dokument oder eine alte Zeitungsbeilage. So kam denn Kiste nach Kiste und wurde sortiert, wobei ich mir zur Regel machte, nur die, mir der Handschrift nach bekannten Briefe von Familienmitgliedern aufzuheben. Alles andere wurde in einen eisernen Ofen gesteckt, der ununterbrochen drei Wochen lang brannte. Inmitten all dieses Wustes stand das ungeheure untermalte Bild, das für den Thronsaal in Braunschweig bestimmt gewesen war, und an dem mein Vater nach dem Tode meiner Mutter nie wieder einen Strich gemalt hatte. Für dieses Bild und alle Hoffnungen erneuten künstlerischen Schaffens hatte ich für meinen Vater in Barthen ein grosses Atelier gebaut, was er nie benutzt hatte. Ausserdem eine ebenfalls nicht vollendete Kopie des Bildes von Felix Mendelssohn, das Bild meiner Mutter, das jetzt bei uns hängt, und das so gar keinen Begriff von ihrem Wesen giebt, und nicht einmal äusserlich ähnlich ist; und ein grosses Bild Friedrich Wilhelms IV, vom Herzog von Sutherland bestellt, aber nie an seinen Bestimmungsort abgesandt. Lauter Ruinen.

In den Kisten fand ich eine ganze Anzahl Packete, vergilbt und verstaubt, die mein Vater von allen möglichen Menschen zur Bestellung nach dem Orient angenommen hatte, wie ich schon erzählt habe.

Nach drei Wochen angestrengter Arbeit glaubte ich am Ziel zu sein. Heinrich hatte versichert, nun seien alle Kisten vom Boden herunter. Was ich mitnehmen wollte, war verpackt, die Kisten waren zur Bahn spediert, und ich wollte die leere Wohnung abschliessen, da kam Heinrich freudestrahlend: Herr Sebastianchen (so nannte

er mich) auf dem Boden stehn doch noch sieben grosse Kisten! — Und die ganze öde Arbeit begann von Neuem, — und in diesem Augenblick, wo nicht ein Stuhl mehr da war, erschien Prinz Georg, der meinen Vater immer sehr gern gehabt hatte, um mir einen Besuch zu machen. Ich konnte ihm nur eine Kiste zum Sitzen anbieten; er ist wohl nie so unceremoniös empfangen worden. Aber er blieb eine geraume Zeit und sprach mit echt menschlichem Gefühl von seinen Beziehungen zu meinem Vater so hübsch und einfach und natürlich, dass man ihm gut werden musste. — Auch dieses letzte Stück Arbeit wurde erledigt, und kurz vor Weihnachten kehrte ich nach Barthen zurück, wo wir das Fest still und traurig verlebten.

Für mich aber begann nun und dauerte Jahre lang die Ordnung und Verarbeitung der reichen Schätze, die auf mich übergegangen waren. Ich liess die noch vorhandenen, vielen, auf losen Blättern zerstreuten Portraitzeichnungen in Mappen binden und fertigte dann den Katalog der aus siebenundvierzig Bänden mit über tausend Köpfen bestehenden Sammlung an. Die grosse Reichhaltigkeit dieser unvergleichlichen Sammlung, die noch dermaleinst ein hohes historisches Interesse bekommen wird, ist erst durch den Katalog offenbar geworden.*)

Aber die weitaus grösste, und für mich folgenreichste Arbeit wurde die Ordnung der Familienkorrespondenz. Ausser den Briefen meiner Eltern und denen von Felix und Rebecka waren eine Menge Briefe aus der früheren Generation vorhanden, dazu die Tagebücher meiner Mutter, mit einem Wort das Material, woraus ich später die „Familienbiographie“ in fünf Bänden für meine Kinder schrieb, aus der dann endlich die „Familie Mendelssohn“ hervorging. Ein solcher Gedanke spukte schon lange in

*) Diese Sammlung befindet sich jetzt im Besitz von Frau Professor Leo, Göttingen.

meinem Kopf herum, ich hatte schon am 22ten April 1858 an Rebecka geschrieben: Lass uns nur zusammenhalten, damit wir einander nicht verlieren. Meine Kinder sollen schon Euch Alle, und meine schöne Jugend kennen, und unsere grossen Männer, dafür werde ich schon sorgen! — Und nun war der Moment gekommen, wo ich diesen Plan mit Hülfsmitteln, von deren Reichhaltigkeit ich keine Ahnung gehabt hatte, verwirklichen konnte. Ich machte mich also an die Arbeit, die vorerst darin bestand, das massenhafte Material zu lesen und mir ganz zu eigen zu machen, mich ganz einzuleben in die Vergangenheit. Nun fing ich an zu schreiben, nur für meine Kinder; der Gedanke einer Herausgabe lag mir so fern wie möglich. Aber jahrelang waren es mir die genussreichsten Stunden, die Bilder der lieben Menschen für meine Kinder zu zeichnen. Von einer Veröffentlichung, der eine vollständige Umarbeitung vorhergehen musste, war erst viel später die Rede, wesentlich durch das Drängen von Friedländer und Witt veranlasst, die das Manuskript gelesen hatten. Ich breche nun eine ganze Reihe Erinnerungen übers Knie, denn es drängt mich, zu dem zweiten grossen Abschnitt meines Lebens, der Direktorschaft in der deutschen Bau- und Berliner Hotelgesellschaft, zu kommen.

III. Wieder in Berlin.

Ich habe erzählt, wie im Winter 1872 Barthen verkauft wurde. Nach abgeschlossenem Vertrag reiste ich, ehe die Wirtschaft aufgelöst und das ganze Mobiliar abermals verladen wurde, nach Berlin, um von da mir Weimar anzusehen, das wir vorher provisorisch zum Wohnort in Aussicht genommen hatten. Ich wollte von dort aus mich umtun, um zu einem neuen Ankauf zu schreiten, bei dem ich allerdings auf etwas ganz unlandwirtschaftliches — gesunde, trockene. fieberfreie Lage — vor allem zu sehen hatte. Der Gedanke, meinen Beruf aufzugeben, lag mir so fern wie irgend möglich.

Berlin fand ich in einem merkwürdigen Zustand. Der Krieg mit Frankreich war beendet. Deutschland hatte ausser Elsass-Lothringen eine Kriegsentschädigung von 5000 Millionen Francs zu bekommen. Man kann nicht sagen — die ganze zweiundzwanzigjährige Geschichte seitdem beweist es! —, dass der Erfolg uns politisch und militärisch in den Kopf gestiegen ist; aber pekuniär waren wir allerdings berauscht. 5000 Millionen sind etwas für jeden, auch einen mit Millionen zu rechnen und zu operieren gewöhnten Finanzmann gänzlich Unfassbares. Damals wurden von den kompetentesten Beurteilern die entgegengesetztesten Meinungen laut: die allgemeinste war, dass es Menschenalter dauern würde, bis Frankreich eine so kolossale Summe werde abtragen können. Aber der Rausch, die Verrücktheit zeigte sich vor allem darin, dass jeder mehr oder weniger glaubte, er habe die

Milliarden oder doch wenigstens einen erheblichen Teil davon zu bekommen, und das Fieber grassierte am bösartigsten in Berlin. Die Aktiengesellschaften schossen wie Pilze aus der Erde; jedes gute Privatgeschäft wurde „gegründet“; andere Zwecke wurden durch neugebildete Gesellschaften verfolgt. Es kam für Berlin dazu, dass es aus der Hauptstadt Preussens die Reichshauptstadt des Deutschen Reiches geworden und damit der ganz naturgemässe Grund zu einer enormen Erweiterung und Blüte gelegt war. Aus ganz Deutschland begann der Zuzug der Bevölkerung, die Verlegung grosser Geschäfte und ganzer Industrien nach Berlin, grosse Dimensionen anzunehmen.

Bis 1866 war Berlin in vielen Beziehungen eine Kleinstadt gewesen. Die Konsequenzen des 1866 er Krieges waren noch nicht gezogen, als der Krieg 1870 hereinbrach; jetzt aber war der Damm durchbrochen, und wild stürzten die Wogen der wahnsinnigsten Spekulation herein. Alle Preise stiegen sprungweise; am meisten aber die Grundstückspreise; denn alle die zahllosen, teils wirklich notwendigen, teils eingebildeten zu befriedigenden Bedürfnisse erforderten Gebäude und also Grund und Boden, auf denen diese zu errichten waren. Ebenso aber wie der Preis des Grund und Bodens stieg der der Menschen. Alle diese neu gegründeten oder neu zu gründenden oder ins Maasslose erweiterten Unternehmungen bedurften der Leiter, und so waren die Gründer fortwährend auf der Suche nach tüchtigen Männern, denen sie die Direktion ihrer Gesellschaften anvertrauen konnten. Namentlich gewiegte Verwaltungsbeamte wurden verlockt durch Zusicherung enormer Gehälter, ihre wohlgesicherten, mit Pensionsberechtigung ausgestatteten Staatsämter aufzugeben und die Direktion von Geschäften zu übernehmen, von denen sie in den meisten Fällen garnichts verstanden. Und so ging es herunter bis in die untersten Schichten der Arbeiterbevölkerung. Die neu eingeführte Freizügigkeit, die erleichterte Kommunikation ermöglichten einen

grossartigen Zufluss von Menschen, die nichts hatten als ihre Arme, die aber vorerst lohnende Beschäftigung fanden. Schon im Herbst 1871 war meine Schweinemagd in Barthen gekommen und hatte gekündigt. Was willst Du denn? Ich will nach Berlin, hochgeehrter Herr. Mein Gott, was willst Du denn da? Na, ich will nach Berlin. Und so ging sie, die nichts als Schweine füttern konnte und auch das nur unvollkommen, nach diesem Anziehungspunkt. Und ein halbes Jahr später folgte ich ihr! —

Am ersten Morgen meiner Anwesenheit in Berlin begegnete ich Adalbert Delbrück. Wir hatten ihn kennen gelernt, als wir einige Jahre vorher bei meinem Schwager wohnten; Delbrücks hatten eine Wohnung im oberen Stock desselben Hauses inne, und wir sahen sie öfter. Übrigens hatten sie auch zu Mendelssohns und Warschauers lebhafte Beziehungen. Wir hatten gegenseitig an einander Gefallen gefunden; es war aber doch nur eine oberflächliche Bekanntschaft bis jetzt zwischen uns gewesen. Delbrück fragte mich nach dem Zweck meiner Anwesenheit. Ich erzählte ihm, ich hätte mein Gut verkauft und wollte nach Weimar gehen, um mich nach einem neuen umzusehen. „Das ist eine ganz verrückte Idee, lieber Hensel. Was wollen Sie in Weimar? Bleiben Sie in Berlin!“ Ich entgegnete, dass ich dazu nicht die allermindeste Lust verspüre. Berlin sei mir stets zuwider gewesen; jetzt fände ich es ganz unerträglich. Paul Mendelssohn hätte mir schon am Abend vorher die Zustände als höchst widerliche geschildert. Delbrück sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Besuchen Sie mich morgen früh — ich habe Ihnen dann wahrscheinlich eine Mitteilung zu machen; ich habe etwas mit Ihnen vor“.

Natürlich erzählte ich meinem Onkel Paul Mendelssohn dies Gespräch und fragte, was wohl Delbrück wolle. Da teilte er mir dann einige Détails über diesen merkwürdigen Mann mit: er war ursprünglich zum geistlichen

Stande bestimmt gewesen, hatte dann Jura studiert, und war schliesslich Kaufmann geworden. Jetzt stand er mitten in der grossen merkantil-industriellen Bewegung, war beteiligt an der Gründung zahlreicher Gesellschaften, eine Tätigkeit, die meinem Onkel allerdings nicht sehr zusagte. Indessen zollte er Delbrücks grosser Befähigung und strenger Redlichkeit hohes Lob. Was Delbrück mit mir wolle, davon habe er keine Ahnung. Delbrück sei oft ein Mann überraschend schneller Entschlüsse.

So ging ich denn am andern Morgen ziemlich neugierig in das wohlbekannte Haus an der Ecke der Tauben-Strasse am Gendarmenmarkt. Aber maasslos war mein Erstaunen, als mir Delbrück ohne viele Umschweife die Stelle als Direktor der neu konstituierten Markthallengesellschaft mit einem Gehalt von vier bis fünftausend Talern anbot. Meine Schweinemagd hätte nicht verblüffter sein können, wenn man sie zur Oberzeremonienmeisterin der Kaiserin ernannt hätte; jedenfalls hätte sie ihre groteske Ungeeignetheit zu dem ihr zugedachten Posten nicht schmerzlicher und demütigender empfinden können. Ich lachte, als ich mich von meinem ersten Schrecken erholt hatte, denn auch laut auf und sagte, das könne wohl nur ein Scherz sein; ich sei Landwirt von Beruf, diesen Beruf glaube ich allenfalls zu verstehen, zu einem Direktor einer industriellen Gesellschaft dagegen fehle mir nicht mehr als alles. Delbrück aber blieb vollkommen ernst, sagte, er habe es sich genügend überlegt, er wisse, was er an mir habe und sei überzeugt, ich würde seine Erwartungen erfüllen. Lange besinnen dürfe ich mich aber nicht; die Stelle müsse besetzt werden, und lehne ich zu seinem grossen Bedauern ab, so müsse er sich nach einem Anderen umsehen. Er glaube aber nicht, einen Geeigneteren finden zu können und gebe mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, in denen ich die Sache mit meinem Onkel besprechen könne. Nähme ich an, so würde es ihm lieb sein, von diesem und vielleicht von Robert Warschauer

einige empfehlende Zeilen für die übrigen Mitglieder des Aufsichtsrats, die mich persönlich nicht kannten, zu erhalten. Ich beschwor Delbrück abermals dringend und aufrichtig, mir nicht eine Last aufzubürden, der ich in keiner Weise gewachsen sei. Delbrück blieb fest bei seiner Meinung; alles was mir fehle, könne ich durch Spezialangestellte, durch Unterbeamte machen lassen; an der Spitze des Unternehmens aber wolle er mich sehen.

Es war einer jener Augenblicke im Leben, die entscheidend auf lange hinaus wirken. An dem Wegweiser meines Pfades stand auf der einen Seite Fortzetzung des bisherigen ruhigen und behaglichen Lebens in meinem Beruf, den ich sicher handhabte in der Stille und dem Frieden des Landes; auf der anderen Seite etwas ganz neues, unbekanntes, ein Kampf in dem wild aufgeregten Hexenkessel Berlins. Ich verabschiedete mich von Delbrück, der mir zum Schluss versicherte, es würde ihm ein grosser persönlicher Gefallen geschehen, wenn ich annähme. Was er mit seiner Sachkenntnis tun könne, mir zu helfen, solle stets geschehen. Ich will gleich hier sagen, dass er dieses Versprechen in siebzehn teils recht schweren Jahren getreulich gehalten und in vielen erbitterten Kämpfen, die ich zu bestehen hatte, mir tapfer die Stange gehalten hat, aber auch, dass ich seine Erwartungen nicht getäuscht habe. Eine stets wachsende und innigere Freundschaft hat uns verbunden bis zu seinem Ende.

Mit Paul Mendelssohn sprach ich die ganze Angelegenheit reiflich durch; neben dem vielen Bedenklichen und Abschreckenden war doch auch manches Verlockende dabei: vor allem der grosse und interessante Wirkungskreis, der mir dargeboten wurde. Es war doch nichts Kleines, die Verproviantierung Berlins in die Hände zu bekommen, eine mächtige Organisation zu schaffen und zu beherrschen. Und dann, es trat kein Provisorium, keine Zeit des Suchens ein; ich bekam sofort einen grossen Wirkungskreis. Zu meiner Verwunderung hegte

Paul Mendelssohn ein gleich günstiges Urteil für meine Fähigkeiten wie Delbrück, und das machte mir doch etwas mehr Mut. Und dann: die Kinder wuchsen heran; die Zeit war nahe, wo die Jungen, wenn wir wieder aufs Land uns zurückzogen, das Elternhaus hätten verlassen müssen; für alle war es wünschenswert, ihnen die Bildungsmittel der grossen Stadt zugänglich zu machen; und das grosse Gehalt, das mir geboten wurde, noch vermehrt durch Gewinntantièmen, wenn das Unternehmen erst im Gang war, bot mir die Mittel, reichlich und sorgenfrei zu leben. Dazu kam schliesslich die Aussicht, mit dem letzten meiner nahestehenden Verwandten zusammen zu leben, was dieser zu meiner grossen Freude sehr geltend machte — kurz, ich nahm an.

Ich will jetzt kurz die Geschichte des Markthallenunternehmens bis zu dem Augenblick meines Eintretens erzählen; es ist eine Leidensgeschichte wie so vieles, was in Berlin in öffentliche Verhältnisse eingreift, und es war mir beschieden, den Kelch dieser Leidensgeschichte siebzehn Jahre lang bis auf die Hefe zu leeren.

In allen Städten Europas fand bis zur Mitte dieses Jahrhunderts die Versorgung mit Lebensmitteln auf den offenen Märkten statt. Durch das Feilhalten von Waren auf öffentlichen Plätzen und Strassen, durch die Aufstellung von Wagen und Karren wurde der Verkehr auf das Empfindlichste beeinträchtigt. Die schönsten Plätze der Städte wurden verunstaltet und verunreinigt. Durch den Verkauf unter freiem Himmel waren Käufer, Verkäufer und Waren jeder Ungunst der Witterung ausgesetzt; die Waren litten durch Regen und Schnee, durch Sonnenbrand und Staub. Ein gelegentlicher Sturmwind riss die morschen Zeltstangen und Buden über den Haufen; viele Waren verdarben, und die Verkäufer sahen sich oft gezwungen, sie halb verdorben, unter dem Kostenpreis zu verschleudern; manche Lebensmittelgattungen, welche sich nicht zum Verkauf unter freiem Himmel eignen, waren von der Konkurrenz bei der Ernährung

der Städte gänzlich ausgeschlossen, andere, wie Seefische, nahmen in den Binnenlandstädten nicht den gebührenden Rang unter den Volksnahrungsmitteln ein. Durch die bei den öffentlichen Märkten notwendige Beschränkung des Handels auf einige Wochentage und auf die kurze Verkaufszeit bis ein Uhr Mittags wurde der wichtige Handel mit Lebensmitteln einem Zwang unterworfen, der seine volle freie Entwickelung lähmte.

Zur Versorgung einer Grossstadt mit Nahrungsmitteln genügt nicht — und in Berlin mit dem armen für viele Kulturen gänzlich ungeeigneten Boden am wenigsten — die nächste Umgegend. Die Lebensmittel müssen aus weiter Ferne täglich frisch herbeigeschafft werden, und dabei ist es, wenn nicht die Preise ungebührlich verteuert werden sollen, nötig, den Zwischenhandel der Höker möglichst zu vermeiden. Auf den öffentlichen Märkten Berlins hatten aber die Höker, welche selbst wieder meist von Zwischenhändlern kauften, längst fast den gesamten Lebensmittelhandel an sich gerissen. Der Kleinverkehr machte es den grösseren Produzenten unmöglich, als Verkäufer aufzutreten —, einen direkten Handel mit Lebensmitteln gab es nicht. Berlin lebte aus der Hand der Fischweiber und Gemüsehökerinnen in den Mund. Das ging, so lange Berlin eine kleine Stadt war; bei dem rapiden Wachstum infolge der grossen politischen Umwälzungen wurde es eine grosse Kalamität, und es war abzusehen, dass es in naher Zukunft ganz unmöglich sein würde, die Grossstadt Berlin aus den bisherigen Bezugsquellen zu ernähren.

Die gleiche Erfahrung hatte man in andern Hauptstädten, namentlich in London und Paris, gemacht. Hier aber war schon längst Abhilfe geschaffen.

Am grossartigsten in London. Die regelmässige Ernährung von drei Millionen Menschen vollzog sich dort so selbstverständlich und sicher wie ein Uhrwerk und auf die billigste Weise, lediglich durch die Mittel eines von allen Fesseln befreiten Verkehrs. Keine Behörde

greift dort anders als vom Standpunkt der öffentlichen Ordnung in das Getriebe des Uhrwerks ein.

Alle Detaillebensmittelmärkte waren damals und sind noch heute, soviel ich weiss, in Privatbesitz, nur einige Engrosmärkte gehören der Korporation der City als alte Gerechtsame. Der Handel mit Lebensmitteln aber ist ganz und gar in den Händen grosser Kommissions- und Importgeschäfte; von allen Ländern der Erde werden dem Londoner Markt die besten Erzeugnisse zugeführt, so dass die kolossale Bevölkerung der Stadt nicht allein reichlich und billig, lediglich durch die freie Konkurrenz, mit allen erdenklichen Lebensmitteln aller Länder und Klimate versorgt ist, sondern aus ihren Docks noch die feineren Bedürfnisse der Ernährung von halb Europa befriedigt. — Der Nahrungsbedarf Londons betrug schon im Jahre 1872 so ungeheure Quantitäten, dass wir damit ebensowenig wie mit den fünftausend Millionen Kriegsentschädigung Begriffe verbinden können. London ass damals täglich das Fleisch von vierzehntausend Schlachttieren, drei Millionen Pfund Mehl, sechzehntausend Stück Wild und Geflügel, sieben Millionen Stück Fische, zwei Millionen Pfund Gemüse.

Etwas anders gestaltete sich in Frankreich, dem klassischen Lande der Zentralisation, die Lage. Hier nahmen die Behörden die Sache in die Hand. Louis Napoleon, dem Frankreich sehr viele nützliche Einrichtungen verdankt, ergriff im Jahre 1851 die Initiative und sprach, als er den Grundstein zu den „Halles centrales“ in Paris legte, das prophetische Wort aus: „Der Bau dieser Hallen, eine wahre Wohltat für die Menschheit, wird die Verproviantierung von Paris erleichtern und eine grössere Zahl von Departements veranlassen, zu derselben beizutragen“. Und nicht nur so ist es gekommen: weit über die Grenzen Frankreichs beteiligt sich die Nahrungsmittel produzierende Welt an der Versorgung dieser Stadt: der Hammelrayon von Paris erstreckte sich schon zu der Zeit, als ich in Hohenheim

studierte, bis tief nach Deutschland hinein. Seit der Erbauung der Pariser Markthallen hat sich der Lebensmittelhandel enorm entwickelt, obgleich ihm ein lästiger Oktroi und hemmende Polizeireglements grosse Schwierigkeiten bereiten. Paris ist wie London ein Stapelplatz für Lebensmittel geworden; ihre Feuerprobe bestand die Einrichtung im Kriege 1870; nur dadurch wurde es möglich, eine Stadt von zwei Millionen Einwohnern innerhalb weniger Wochen für eine fünfmonatliche Belagerung zu verproviantieren; selbst als wichtige Bezugsquellen von den vordringenden deutschen Armeen abgeschnitten waren. In Berlin gab es keine Vorräte, auch nur für wenige Tage.

Welch klägliches Bild bot aber auch die Hökerei eines Wochenmarktes in Berlin! — Den Gensdarmenmarkt habe ich jahrelang in seiner Glorie alle Mittwoch und Sonnabend zu sehen und zu riechen Gelegenheit gehabt. Da standen in langer Reihe in der Mohrenstrassenfront die Fischbottiche, grün, schleimig und moosbewachsen, und darin, meist tot, mit den Bäuchen nach oben schwimmend, im Sommer in lauwarmem, altem, stinkendem Wasser, im Winter in Eis, die spärlichen Fische. Die Weiber paddelten mit Käschern darin herum, um durch die Bewegung den Fischleichen den Anschein des Lebens zu geben. Wenn es fror, konnte man diese Seite garnicht passieren, wegen des Glatteises. An der Markgrafenstrasse hatten die Schlächter ihre Stände. Schmeissfliegen summten um die ekelhaften Tierkadaver, das Blut rieselte auf den Pflastersteinen, und verhungerte Hunde suchten einige Fleischabfälle zu erhaschen. Am schrecklichsten aber war der Gang über den Platz von der Jäger- zur Französischenstrasse, wo die Käsehändler standen. Um eins wurden dann alle die Rumpelkasten von Buden abgebrochen, die Fischtonnen über das Pflaster ausgegossen, die unverkauften, halb verdorbenen Waren wanderten in den Grünkramkeller, nur zwei alte Obstfrauen blieben an zwei Ecken des Platzes in einsamer Majestät tronen.

und das Chaos von alten Kohlblättern, Käsepapieren, Heringsschwänzen und Zwiebelschalen wurde stundenlang zusammengefegt. Nur der abscheuliche Gestank war nicht zu vertilgen.

Natürlich hatte es nicht an Versuchen gefehlt, diesen Übelständen nach dem Vorgang von London und Paris ein Ende zu machen. Diese Versuche gehen bis in den Anfang der fünfziger Jahre zurück. Polizeipräsidium und städtische Behörden hatten sich anfangs eifrig mit der Frage beschäftigt, wie die sichere Versorgung Berlins mit Lebensmitteln zu bewerkstelligen sei; die Erbauung von Markthallen war eine Notwendigkeit; aber wer sie bauen solle, darüber konnte man sich nicht einig werden.

Die Kommunalbehörden hielten viele Jahre den Grundsatz aufrecht, der Markthallenbau sei eine Kommunalsache. Endlose Debatten wurden mit grosser Gründlichkeit über diese Frage gepflogen, und endlich raffte man sich nach echt deutscher Art zu dem Beschluss auf, vorerst die Frage an der Quelle zu studieren. Stadtrat R. und Baumeister Y. wurden nach verschiedenen Grossstädten Europas geschickt, um Informationen über die in denselben bestehenden Einrichtungen des Marktverkehrs, der Markthallen, der Viehmärkte und Schlachthäuser einzuziehen. Das Resultat war ein dickes, gelehrtes, gründliches Buch und sehr unerquickliche Zänkereien in der Stadtverordnetenversammlung (in denen die Liquidationen der beiden Abgesandten, in denen allerdings diverse Champagnerfrühstücke und dergleichen Allotria eine grosse Rolle spielten) breit getreten wurden. Die Wahl der Herren war gewiss eine höchst unglückliche gewesen — wir werden die beiden noch genauer kennen lernen; die Deutsche Baugesellschaft hat schwer unter ihnen zu leiden gehabt; nur war es schade, dass in diesen Misèren die ganze Sache begraben wurde. Das Projekt, Markthallen durch die Stadt bauen zu lassen, gedieh nur bis zu dem schätzbaren Material des dicken Reiseberichts, und lange Jahre war alles vom Markthallenbau still.

Darauf fasste die Privatspekulation den Gegenstand ins Auge. Im Jahre 1865 bildete sich ein „provisorisches Comité", dem abermals Freund Y. als Sachverständiger angehörte, das den Plan verfolgte, durch dreizehn Markthallen den gesamten öffentlichen Marktverkehr zu ersetzen. Nach langen mühseligen Verhandlungen mit den städtischen Behörden und dem Polizeipräsidium wurde dieser Plan gebilligt; indess die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 machten die Beschaffung des grossen Aktienkapitals unmöglich; und die Sache schlief abermals ein.

Ebensowenig hatte die „Berliner Immobilien-Gesellschaft" mit einer von ihr am Schiffbauerdamm erbauten Markthalle, welche am 1. Oktober 1867 eröffnet wurde, Erfolg. Zwar hob das Polizeipräsidium, ohne die Zustimmung der Kommunalbehörden auch nur einmal einzuholen, eigenmächtig, zu Gunsten dieser Markthalle, die öffentlichen Märkte am Oranienburger Tor und am Karlsplatz auf; aber sie war doch nicht lebensfähig. Sie bot für einen ausgedehnten Marktverkehr weder genügenden Raum, noch Übersichtlichkeit, noch Bequemlichkeit. Auf einer hohen umlaufenden Gallerie wurde das Gemüse, im Erdgeschoss das Fleisch, in einem tiefen Keller die Fische feilgehalten. Die Käufer zogen es vor, statt mit den schweren Körben endlose Treppen hinauf und herunter zu klettern, auf den entfernteren öffentlichen Märkten, welche nicht aufgehoben werden konnten, zu kaufen, die Verkäufer bezogen jubelnd wieder die öffentlichen Märkte; der anfangs lebhafte Verkehr verminderte sich täglich, und die Halle musste geschlossen werden, weil die Einnahme nicht einmal die Tageskosten mehr deckte. Das Gebäude wurde nach manchen Schicksalen zum Zirkus umgewandelt.

Ich sagte, die Verkäufer jubelten über den Misserfolg der Markthalle. Es kam nämlich ausser der unpraktischen Bauart ein psychologisches sehr merkwürdiges Moment hinzu: Wäre der Lebensmittelhandel von Alters

her, wie es in unserem Klima notwendig ist, in geschlossenen Räumen betrieben worden, so hätte es eine Revolution gegeben, wenn man Käufern und Verkäufern plötzlich zugemutet hätte, im Freien, jeder Unbill der Witterung ausgesetzt, ihre Geschäfte zu betreiben. Nun war man daran gewöhnt und wollte nicht in die geschlossenen Hallen. Alle möglichen unklaren Gefühle und alteingewurzelten Gewohnheiten empörten sich gegen die wohltätige Neuerung. Ja, die Gebildeten fanden sogar die offene Marktschweinerei „malerisch". Der alte Schlendrian triumphierte, und die Marktweiber sassen wieder malerisch unter ihren grossen roten Schirmen im Regen und Schnee, in Dreck und Staub.

Das Polizeipräsidium, das deutlich erkannte, dass der Misserfolg hauptsächlich daran lag, dass eben nur eine Markthalle und diese noch dazu unpraktisch gebaut war, hielt es für seine Pflicht, den Magistrat wiederholt zu einer Äusserung darüber aufzufordern, ob die Stadt die Begründung eines Systems von Markthallen selbständig in die Hand nehmen wolle, da die Beseitigung der öffentlichen Märkte eine unabweisliche Notwendigkeit geworden sei, — es erhielt aber vom Magistrat nur darüber eine bestimmte Antwort, dass er auch seinerseits die Notwendigkeit der Markthallen theoretisch anerkannte. Darüber, ob diese durch die Stadt allein oder durch diese in Verbindung mit einer Privatgesellschaft oder durch eine solche allein gebaut werden sollten, wurde fünf Jahre lang fortgesetzt und fruchtlos verhandelt. Berge von Akten wurden wieder geschrieben; sonst geschah nichts.

Da ergriff Polizeipräsident von Wurmb — man muss sagen, dass in den bisherigen Stadien die Polizei weit mehr Eifer zeigte, die Sache zu fördern, als die städtischen Behörden — im Frühjahr 1872 die Initiative und lud den Oberbürgermeister, den Stadtverordnetenvorsteher Delbrück und den unvermeidlichen Y. zu einer Konferenz ein, um die Vorbedingungen zur Lösung der

immer dringender werdenden Bedürfnisfrage zu erörtern. Stadtrat R. wohnte als Magistratsdeputierter der Konferenz bei.

Bei der Beratung wurde die unbedingte Übereinstimmung der königlichen und Kommunalbehörden über die Notwendigkeit der Markthallen zum fünften Male festgestellt. Herr von Wurmb sagte die Aufhebung der öffentlichen Märkte zu, ebenso stellten die Vertreter der Stadt die Zustimmung dieser Körperschaften zur Aufgabe etwaiger städtischer Ansprüche in Aussicht. Auf direkten Wunsch der staatlichen und städtischen Vertreter übernahm Delbrück den Versuch, Finanzkräfte für die Erbauung der Markthallen zu gewinnen, und die damals eben gegründete Deutsche Baugesellschaft unterzog sich dieser Aufgabe.

Man ging nun kräftig ans Werk. R. als Sachverständiger infolge seines dicken Buchs trat in die Direktion ein, die Baumeister Y. und Z. fertigten die Pläne an. Das Polizeipräsidium stellte einen Kommissarius, mit dem Lage und Grösse jeder einzelnen zu erbauenden Markthalle vereinbart wurde; kein Schritt geschah ohne das ausdrückliche Einverständnis der Behörden. Dabei wurde in Verbindung mit dem Bau der Markthallen langjährigen Wünschen der Stadt in Bezug auf Strassendurchlegungen und Erweiterungen Rechnung getragen. Die Durchlegung der Taubenstrasse zum Hausvoigteiplatz, der Durchbruch am Koppenplatz nach der Elsasserstrasse, die Entfernung der übelberüchtigten Königsmauer, das waren reife Früchte, die nebenbei gratis der Stadt in den Schooss fallen sollten. Für Grundstücksankäufe wurden sofort sechs Millionen Taler ausgegeben, für Komplexe, auf denen vorerst binnen fünf Jahren elf Hallen in den verschiedensten Gegenden der Stadt erbaut werden sollten. R. besorgte den grössten Teil dieser Ankäufe. Mit dem Magistrat wurde ein rechtsgiltiger Vertrag abgeschlossen über die dereinstige Aufhebung der öffentlichen Märkte und den

Verzicht auf das Marktstandsgeld, das bis dahin die Stadt erhob. Bei diesen Verhandlungen wurde der Wunsch seitens einiger Magistratsmitglieder laut, die Stadt möge sich bei dem Unternehmen als Aktionärin mit einer Million Talern beteiligen und den ihr zufliessenden ordentlichen und ausserordentlichen Gewinnanteil (bei einer Dividende über zehn Prozent sollte die Hälfte des Überschusses über zehn Prozent ebenfalls der Stadt zufallen) zum freihändigen Ankauf von Markthallenaktien verwenden, damit nach einer Reihe von Jahren die Stadt ohne Aufwendung weiterer Mittel Eigentümerin der gesammten Markthallen werde.

Die deutsche Baugesellschaft fügte sich diesem Wunsch; der Magistrat aber wies jede Geldbeteiligung seitens der Stadt zurück. Endlich gelang es, nach eingehenden Verhandlungen einen Vertrag zu vereinbaren, welcher der Stadt das Recht gewährte, nach dreissig Jahren unter günstigen Bedingungen sämtliche Markthallen mit allen dazu gehörigen Grundstücken zu erwerben; ausserdem wurde für die Marktgelder ein Maximum vorgeschrieben und der Polizei und den Stadtbehörden eine ausgedehnte Kontrolle über den Bau und den Betrieb der Markthallen gesichert, die sich bis zu der jederzeit gestatteten Einsicht in die Bücher steigerte. Dieser Vertrag wurde nach eingehender Prüfung von der Stadtverordnetenversammlung angenommen und von der königlichen Regierung genehmigt.

Somit schien nun endlich die so lange verschleppte Angelegenheit in einen sicheren Hafen eingelaufen zu sein. Die Markthallengesellschaft konstituierte sich; dies war der Moment, wo Delbrück mit mir verhandelte. Die Direktion sollte aus R. und mir bestehen. Der Bau der Markthalle zum Ersatz des Gensdarmenmarkts begann mit dem Haus Mohrenstrasse 42/44. Ich reiste nach Barthen zurück, nachdem ich in der Königgrätzerstrasse eine Wohnung gemietet hatte, um den Hausstand auf-

zulösen und unser ganzes Hab und Gut binnen Jahresfrist zum zweiten Mal zu verladen.

Natürlich hatte die Wendung meines Schicksals in der Heimat grosses Aufsehen gemacht. Witt, dem ich davon Nachricht gegeben hatte, antwortete mir:

Elbing, 3. Januar 1872.

„Lieber Hensel, das nenne ich ein veni, vidi, vici! Es geht ja wie im Märchen zu; gestern noch vielbedrückter widerwilliger Besitzer eines Guts in der Pregelniederung und heute Markthallendirektor! Wie uns allen die Mäuler auf die Nachricht offen standen, will ich nicht schildern. Zum Glück ging's sogleich ans Mittagessen, wo das Charnier wieder in Ordnung kam. Nun, für Ihr Schimpfen auf die Bosheit des Schicksals haben Sie's nicht verdient, aber ich freue mich doch, dass Sie davor bewahrt werden, auf böse Gedanken zu kommen. Je mehr Arbeit desto besser für Sie und desto besser, hoffe ich, auch für Ihre Arbeit. Im Übrigen wünsche ich Ihnen von Herzen Glück; möchten Sie neben der grossen Mühe, auf die Sie ja gefasst sind, nicht blos entsprechenden Lohn, sondern auch mehr und mehr Genüge finden. Sollte neben dem Direktor noch etwa ein Oberlehrer mit vorläufig dreitausend Talern gebraucht werden, so können Sie immer wagen, einmal bei mir anzufragen.

Als tiefempfundenes Ach! der Verwunderung (und nebenbei auch Freude) mögen diese Zeilen genügen. Ihre freundlichen Wünsche erwidern wir auf's Beste, indem wir dies kleine Handgeld vor Beginn des Jahres als ein Zeichen der Gunst ansehen möchten, die Ihnen das Glück im neuen Jahre zuwenden wird. Ihr alter W.“

Wir siedelten also nach Berlin über; beinah aber wäre mir der ganze Kaufpreis von Barthen, einhunderttausend Taler, und damit mein gesamtes Vermögen, verloren gegangen. Graf Dönhoff wollte mir das Geld bei Jakob, dem damals bedeutendsten Bankier in Königsberg,

der auch die Dönhoff'schen Geschäfte besorgte, anweisen. Mein guter Genius aber gab mir ein, dies abzulehnen und die Anweisung bei Mendelssohns in Berlin zu verlangen. Zwei Tage nachher machte Jakob vollständig bankerott — mein Geld wäre bis auf den letzten Groschen verloren gewesen; denn die Gläubiger Jakobs bekamen garnichts.

Dem war ich also glücklich entgangen; aber die Verhältnisse der Markthallen nahmen bald, nachdem ich in die Geschäfte eingetreten war, eine bedenkliche Wendung. In den ersten Tagen machte ich meinen Aufsichtsräten und X., R., Y. und Z. Besuche. X. war erster Direktor der Deutschen Baugesellschaft. Er war ein kolossaler Arbeiter, äusserst fähig, übrigens ein Bureaukrat vom reinsten Wasser, ein grosser Despot, schroff im Verkehr mit Menschen und höchst ungeeignet zu Verhandlungen mit solchen. Der Umgang mit ihm war nicht leicht, und ich rechne es mir zu keinem kleinen Verdienst an, dass es mir gelungen ist, sieben Jahre lang mit ihm zusammen zu arbeiten, ohne dass wir jemals eine Differenz gehabt hätten. Erleichtert wurde es mir dadurch, dass ich grosse Achtung vor seinen vielen vortrefflichen Charaktereigenschaften und Mitleid mit seiner grossen Kränklichkeit, dem Hauptgrund seiner Reizbarkeit hatte.

Vor R. war ich von verschiedenen Seiten her gewarnt worden; man wusste ihm nicht gerade etwas Positives nachzusagen; indessen hatten Viele tiefes Misstrauen gegen ihn und meinten, ich solle recht vorsichtig ihm gegenüber sein. Er seinerseits empfing mich ziemlich kühl; es war ihm offenbar nicht recht, dass ihm ein Kollege an die Seite gesetzt wurde; wir werden sehen, wie gerechtfertigt die ungünstige Meinung war, die man von ihm hatte.

Bei Y. sah ich, als ich ihn besuchte, die grossen Pläne des Gasthauses am Ziethenplatz, das eben begonnen worden und mit dem ich bald soviel zu tun bekommen sollte.

Inzwischen war bei dem Polizeipräsidium ein Wechsel in der Person des Chefs eingetreten; Herr von Madai hatte den Hern von Wurmb ersetzt. Längere Zeit schien dieser Wechsel ohne Einfluss auf die Markthallenangelegenheit zu sein, plötzlich aber nahm diese eine ganz unerwartete Wendung.

Resumieren wir, wie die Sache lag! Der Polizeipräsident selbst veranlasst die Deutsche Baugesellschaft, sich auf das Markthallenunternehmen einzulassen; es werden im steten Einverständnis mit dem Polizeipräsidium die notwendigen Grundstücke an den vom Polizeipräsidium bezeichneten Stellen angekauft, die Pläne werden von ihm gebilligt, es erteilt die feste amtliche Zusicherung, dass die Aufhebung der öffentlichen Märkte, welche allein ein Markthallenunternehmen lebensfähig macht, erfolgen solle; mit den städtischen Behörden wird ein Vertrag abgeschlossen, der die detailliertesten Bestimmungen und Cautelen gegen jede mögliche Übervorteilung des Publikums enthält und den Gewinn der Gesellschaft auf höchstens zehn Prozent fixiert, dieser Vertrag wird von der königlichen Regierung genehmigt, ein neuer Chef der Polizei tritt ein, sieht alledem und dem Anfang des Baus längere Zeit stillschweigend zu, — und plötzlich erklärt er dem Magistrat, dass zwar sein Herr Amtsvorgänger die Zusicherung erteilt habe, mit Eröffnung der Markthallen die öffentlichen Märkte aufheben zu wollen, dass er aber seinerseits hierzu die Genehmigung nicht erteilen könne, wenn sich die Stadt Berlin nicht an dem Unternehmen mit einer Million Taler derart beteilige, dass die Erträgnisse dieser Million zur successiven höchstens dreissig Jahre hinausgerückten Erwerbung der Markthallen seitens der Stadt verwendet würden.

Der Magistrat hatte schon die finanzielle Beteiligung bei dem Unternehmen entschieden abgelehnt; er blieb in Übereinstimmung mit der Stadtverordnetenversammlung bei diesem Beschluss. Einen anderen zu fassen, konnte weder die Deutsche Baugesellschaft noch der Polizei-

präsident noch überhaupt jemand die städtischen Behörden zwingen, wenn sie einen solchen nach der Finanzlage der Stadt für untunlich erachteten. Trotzdem bei der Forderung dieser Beteiligung beharren, hiess also in Wahrheit, das ganze Unternehmen unmöglich machen.

Diese Korrespondenz war vorläufig ein Internum zwischen dem Polizeipräsidium und dem Magistrat, und die Deutsche Baugesellschaft zeigte, ohne Rücksicht darauf, Herrn von Madai an, dass „die Berliner Markthallen-Gesellschaft“ sich konstituiert habe.

Auf dieses Schreiben erwiderte er, dass er auf dem in seinem Schreiben an den Magistrat eingenommenen Standpunkt beharren müsse und daher den Anträgen der Deutschen Baugesellschaft keine Folge geben könne, bis diese bessere als die in dem Vertrage mit der Stadt vorgesehenen Garantieen „für die Erfüllung der gestellten Bedingungen“ biete. Die Erbauung der Markthallen sei eigentlich eine Aufgabe der Kommune, und es erscheine bedenklich, dieselbe einer Privatgesellschaft zu überweisen, indem hierdurch eine Monopolisierung des Verkehrs mit Lebensmitteln und deren Verteuerung herbeigeführt werden könne.

Da war man also wieder am Anfang des circulus vitiosus. Natürlich wollten wir uns nicht so ohne weiteres geschlagen erklären, und es wurde eine „Konferenz“ veranstaltet, um festzustellen, welche Garantieen und welche Bedingungen denn eigentlich der Polizeipräsident fordere, — die erste von vielen, vielen öden und unfruchtbaren Konferenzen solcher Art, die ich mitzumachen hatte und in denen ich bureaukratische Borniertheit, Beamtendünkel und Hass gegen alle, die etwas gemeinnütziges ausser der Amtsschablone ins Werk setzen wollten, kennen lernen sollte.

An dieser Konferenz nahmen der Oberbürgermeister Hobrecht und mehrere Stadträte, der Polizeipräsident Madai und der Regierungsrat Golz und die Vertreter der

Markthallen- und Deutschen Baugesellschaft teil. Madai setzte auseinander, im Jahre 1865 habe der Magistrat selbst die Beteiligung der Stadt an einem Markthallenunternehmen für notwendig erachtet, und mit Bezug hierauf habe das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten das Reskript erlassen, in welchem die Aufhebung der öffentlichen Märkte zugesagt sei, und darauf beziehe sich auch der bezügliche Bescheid des Polizeipräsidiums vom Jahre 1866. Herr von Wurmb habe also gar nicht die Befugnis gehabt, eine Aufhebung der öffentlichen Märkte zuzusagen, wenn sich nicht die Stadt bei dem Unternehmen beteilige.

Dass alle diese Scheingründe sich auf ein längst abgetanes Stadium der Verhandlungen bezogen, an dem die Deutsche Baugesellschaft nicht beteiligt war, wurde ignoriert.

Die Vertreter der Stadt erklärten abermals und ausdrücklich, dass die Stadt weder selbst Markthallen bauen könne noch sich mit einem Kapital beteiligen wolle und werde, dass aber die von der Polizei geforderten weiteren Garantieen am sichersten durch polizeiliche Reglements erzielt werden könnten.

Um nicht den Faden ganz abzureissen, wurde eine Verständigung dahin erzielt, dass Madai zusagte, er wolle auf Antrag des Magistrats die Erklärung des Ministers darüber herbeiführen, ob auch ohne Beteiligung der Stadt und auf Grund des abgeschlossenen Vertrages die öffentlichen Märkte geschlossen werden sollten, vorbehaltlich weiterer polizeilicher Bedingungen.

Ich beschränkte mich natürlich in dieser Konferenz aufs Zuhören und Physiognomien studieren. Die Vertreter der Stadt trugen nach dem Bismarck'schen Ausdruck die höchste Wurstigkeit zur Schau und taten, als ob die ganze Sache sie garnichts angehe. Wer aber die Gesichter von Madai und Goltz studierte, der konnte sich ungefähr ein Bild davon machen, mit welcher Wärme die Sache der Markthallen von diesen Herren bei dem Minister geführt

werden würde. Es war daher wohl auch ein Fehler, dass die Vertreter der Markthallengesellschaft auf Veranlassung Madais und Hobrechts von einer unsererseits an den Minister zu richtenden Vorstellung Abstand nahmen. Für mich war es, als ich die Konferenz verliess, entschieden, dass unsere Sache verloren sei und dass dem Hunderl nur die Ohren nach und nach abgeschnitten werden sollten, um dem Hunderl nicht auf einmal zu wehe zu tun.

Der Bescheid des Ministers, der nach einer vorgängigen Beratung des Gesamtministeriums gegeben wurde, lautete ablehnend und erklärte das Markthallenunternehmen lediglich für Sache der Kommune. Einer Privaterwerbsgesellschaft dürfte ein solches nicht überlassen werden. Wie langsam der Geschäftsgang sich bei uns, wo man mit Behörden zu tun hat, gestaltet, geht aus folgendem Passus unseres Jahresberichts für das Jahr 1873 hervor:

Wir haben vollen Anlass, unser Bedauern über die lange Dauer der verschiedenen Verhandlungen auszusprechen, und zu beklagen, dass unsere im Mai 1872 gemachten Offerten erst am 21. Dezember 1872 zu einem Vertrage mit der Stadt führten, dass der im August 1872 in sein Amt eingetretene Polizeipräsident erst im Januar 1873 über die Aufhebung der unter seinem Amtsvorgänger erlassenen Verfügung uns vergewissert und dass die im Januar 1873 erfolgte Anrufung der Ministerialinstanz erst in der Mitte des Mai zur Erledigung kam. Ein volles Jahr also war über diesen Verhandlungen verflossen.

Der Schwerpunkt der Entscheidungen sowohl des Polizeipräsidenten als des Ministeriums liegt in dem Bedenken gegen die Privaterwerbsgesellschaften. Wir waren das erste Opfer dieser damals zuerst einsetzenden und seitdem mit immer unwiderstehlicherer Gewalt wachsenden Strömung. Es war der Anfang der sozialistischen Anschauung, dass womöglich alles durch den Staat und die Kommune gemacht werden müsse.

Die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die grossen Gas- und Wasserwerke der Städte, die städtischen Markthallen, die Rieselfelder, das sind alles Konsequenzen dieser Strömung, ebenso wie die verstaatlichte Telegraphie und Telephonie. Hat man ja sogar schon ernstlich an die Expropriierung der Pferdebahnen zu Gunsten Berlins gedacht. Wird die Verwaltung gut geleitet, so hat das ja seine vorteilhaften Seiten für das Gemeinwohl. Aber den Revers de la médaille kann man in Frankreich und Amerika sehen, und die Staatseisenbahnen werden uns wohl auch noch schwere Kopfschmerzen machen und können unsere Finanzen in bedenkliche Verwirrung bringen. Dem sei nun, wie ihm wolle; die Strömung ist da, und die Missgunst gegen private Unternehmungen, namentlich wenn sie prosperieren, ist noch immer im Steigen.

Wir traten nach dem Ministerialbescheid von dem Vertrage mit der Stadt zurück, und die Hoffnung auf die grossartige Tätigkeit für mich war dahin.

Vielleicht hätte ich vernünftig getan, damit den Gedanken meiner Wirksamkeit in Berlin aufzugeben und, meinem ersten Plan getreu, nach Weimar zu gehen. Aber es waren inzwischen Ereignisse eingetreten, die mich veranlassten zu bleiben.

Die ersten Monate hatte ich zu tun gehabt, mich in das mir gänzlich neue und fremde Getriebe des Geschäftsganges einzuleben, die Akten zu studieren, die Grundstücke, die in den verschiedensten Gegenden der Stadt zerstreut lagen, kennen zu lernen, Briefe in dem üblichen Geschäftsstil schreiben zu lernen, einen Einblick in die Buchführung und in die Verwaltung eines grossen Aktienkapitals zu bekommen. Die Grundstücke waren in möglichst zusammenhängenden Komplexen zusammen gekauft worden, womöglich überall mit freien Strassenfronten und von ihnen eingeschlossenen Hinterländern. Der sehr vernünftige Plan war gewesen, die Markthallen in das Innere dieser Komplexe zu verlegen, die Strassenfronten

aber mit Häusern zu bebauen, deren Läden und Wohnungen eine Rente geben würden, die durch die sehr niedrigen Marktstandsgelder nicht allein hätte erzielt werden können. Auf den sehr umfangreichen Hinterländereien, die mehrfach aus Gärten bestanden, fanden sich vielfache kleine Baulichkeiten, Ställe, Schuppen, Gartenpavillons und Lauben. Diese, welche bei der neuen Bestimmung der Terrains zwecklos geworden waren, wurden auf Abbruch verkauft, um die Flächen für eine spätere Bebauung freizulegen. Die Erlöse für die niedergelegten Baulichkeiten mussten natürlich vereinnahmt und gebucht werden.

Dies muss vorausgeschickt werden, um das Folgende zu verstehen: Im Sommer 1873 machte X. eine Erholungsreise, und R. und ich hatten die Geschäfte zu besorgen. R. nahm die Sache sehr leicht, erschien gegen Mittag auf eine oder ein paar Stunden und verschwand dann wieder; häufig liess er sich auch Tag über garnicht sehen. Gleich nach X's. Abreise machte er den Anspruch, die eingegangenen Briefe sollten uneröffnet liegen bleiben, bis er komme.

Abgesehen davon, dass das im Interesse des Geschäftsganges untunlich war, auch von X., der allerdings die Bureaustunden sehr pünktlich einhielt, nie beansprucht worden war, wollte ich mir dies von R. nicht gefallen lassen und erklärte ihm sehr bestimmt, wenn er früher auf dem Bureau sei als ich, möge er die Briefe eröffnen, sonst aber würde ich mich natürlich nicht müssig hinsetzen und die Kouverts ansehen, sondern meinerseits die Korrespondenz erledigen.

Dies schien R. sehr zu verstimmen, obgleich er nichts dagegen einzuwenden wusste; mein Misstrauen gegen ihn wurde durch sein Benehmen nur noch verstärkt. Eines Tages ging ein Brief von einem „Häuserschlächter“ ein, das heisst von einem derjenigen Leute, die gewerbsmässig Abbrüche kaufen und die Materialien dann verwerten, ein in Zeiten reger Bautätigkeit ganz

rentables Geschäft. Der Brief war mir nicht recht verständlich; er enthielt in ziemlich grober Sprache geheimnisvolle Drohungen, und zwar direkt gegen R.

Nun hatte ich aus den Büchern gesehen, dass dieser Häuserschlächter die Abbrüche auf dem Komplex zwischen Mauer- und Wilhelmstrasse übernommen hatte. Mir war schon früher aufgefallen, dass R. hier ein Vorderhaus mit Garten für sich gekauft hatte, die hinteren Teile dieses Grundstücks, den Schluss des Gartens hatte die Deutsche Baugesellschaft erstanden. Durch Nachfrage bei den Bureaubeamten erfuhr ich, dass alle Ankäufe für diesen Komplex R. allein abgeschlossen habe. Die Sache war mir rätselhaft; ich beschloss aber, die Spur zu verfolgen und behielt vorläufig den mysteriösen Brief für mich, ohne ihn durch das Journal gehen zu lassen und R. vorzulegen.

Das war ja eigentlich sehr unkorrekt und konnte mich möglicherweise, wenn mein Verdacht, dass hier etwas faul im Staate Dänemark sei, sich nicht bestätigte, in eine recht unangenehme Lage bringen. Aber der Erfolg bewies, dass ich richtig gehandelt hatte. Ich nahm mir nun die Pläne der betreffenden Grundstücke vor, und siehe da, auf dem von R. teils für sich, teils für die Gesellschaft gekauften Grundstück standen auf unserem Teile zwei, wie es schien ziemlich grosse, Gartenhäuser eingezeichnet. Ich ging auf das Grundstück; sie waren abgebrochen. Ich nahm das Kassabuch vor; es standen in Einnahmen nur einige Taler „für alte Gartenutensilien“. Den Erlös für die Gartenhäuser fand ich nirgend — irgend jemand hatte ihn also unterschlagen. Mir war es unzweifelhaft, dass R. dies getan und dass darauf in dem Briefe des Häuserschlächters angespielt wurde. Aber der Beweis musste geführt werden, und das war nicht leicht, ohne mehr Aufsehen zu erregen, als mir lieb war.

Vorerst teilte ich, um mich zu vergewissern, dass ich den nötigen Rückhalt haben würde, meinen Verdacht Delbrück mit. Diesem war die Sache offenbar unan-

genehm. Trauen tat er R. auch nicht, indessen meinte er, R. werde seine Sache wohl so schlau angefangen haben, dass ihm nicht beizukommen sei, und er riet mir, mich damit nicht weiter abzuquälen. Schliesslich sei es doch eine Lappalie. Ich entgegnete, die Gartenhäuser seien allerdings eine Lappalie; indessen sei es doch sehr bedenklich, einen Menschen, der in solchen Kleinigkeiten nicht ehrlich sei, mit Millionen wirtschaften zu lassen, und machte ihn auf den Hauskauf von R. aufmerksam und auf die exorbitanten Preise, die gerade für diesen unseren schlechtesten Komplex gezahlt worden seien. Endlich sicherte mir Delbrück seinen Rückhalt zu, wollte aber selbst nichts damit zu tun haben.

Ich konstatierte nun den Vorbesitzer des fraglichen Grundstückes. Unterdessen war auch R. auf Reisen gegangen, K. war noch nicht zurück, und ich war allein in der Deutschen Baugesellschaft, was mir sehr angenehm war. Eines Tages überfiel ich den Vorbesitzer und hatte mit ihm eine der aufregendsten Verhandlungen, die ich je geführt habe. Ich merkte bald, dass mein Verdacht richtig war, dass R. sich nicht gescheut habe, das Geld für die Pavillons einzustecken und dass der Mann davon wusste. Aber er wollte nicht Hals geben; es stellte sich heraus, dass er mit X. befreundet war. Wir drehten uns lange zwecklos um einander herum; endlich stand ich auf und sagte, es tue mir leid, dass er nicht offen gegen mich sei; ich hätte gern die Sache still abgemacht; nun bleibe mir nichts anderes übrig, als, es komme daraus was wolle, sie dem Staatsanwalt zu übergeben; diesem gegenüber werde er wohl sein Zeugnis nicht verweigern können. Das wirkte. Ich war schon zur Tür hinaus, da rief er mich zurück und sagte, er wollte mir gestehen, R. habe das Geld eingesteckt. „Aber schonen Sie ihn, soviel Sie können!“ —

Ich schrieb sofort privatim an R.: „Ich komme eben von dem Vorbesitzer Ihres Hauses und weiss jetzt alles. Wenn Sie nicht sofort Ihre Demission bei der Deutschen

Baugesellschaft einreichen, so übergebe ich die Sache dem Staatsanwalt." —

Ich hatte absichtlich den Brief so gefasst, um ihn glauben zu machen, ich wisse viel mehr, als ich wirklich wusste; denn dass bei diesen Käufen kolossale Schweinereien von ihm verübt waren, stand mir ganz fest. Mit umgehender Post lief R's. Demission ein. Er selbst folgte dem Brief auf dem Fusse und versuchte bei den Aufsichtsräten noch sein Glück. Und, es ist ganz unglaublich, der Aufsichtsrat schwankte; ich erklärte aber auf das Entschiedenste, entweder R. müsse gehen oder ich; mit ihm zusammen setzte ich mich nicht mehr an denselben Tisch. Wenn ich aber ginge, so würde ich dafür sorgen, dass der Grund meines Abgangs bekannt würde.

So ging denn R. unter dem im Jahresbericht in folgenden Worten angegebenen Vorwand: „Schliesslich haben wir Ihnen mitzuteilen, dass Herr R mit Rücksicht darauf, dass das Markthallenunternehmen, dem er besonders seine Tätigkeit zuzuwenden beabsichtigte, seiner Zeit von uns aufgegeben wurde, am 1. Oktober ausgeschieden ist; dagegen ist der mitunterzeichnete Hensel in den Vorstand eingetreten".

So wurde ich Mitglied der Direktion der Deutschen Baugesellschaft. R. wollte man schonen, da es der Gesellschaft sehr unangenehm gewesen wäre, wenn die Aktionäre erfahren hätten, dass der Mann, der über ihre Millionen disponierte, ein Betrüger gewesen; dass man ihm aber noch die goldene Brücke baute, ihm ein halbes Jahr Gehalt zu schenken, fand ich sehr übrig. Es war ihm gegangen, wie es meist den Betrügern geht: in den grossen Sachen war er vorsichtig gewesen; als er aber eine Kleinigkeit von hundertfünfzig Talern aus dem Schmutz aufheben wollte, war er gestolpert.

In demselben Jahre — 1873 — übertrug mir Delbrück die Direktion der Berliner Hôtelgesellschaft, die in den nächsten Jahren meine Haupttätigkeit in Anspruch

nahm. Die Genesis dieser Gesellschaft ist eine sehr eigentümliche. Der Wilhelmsplatz war auf der Seite, wo jetzt der Kaiserhof steht, ebenfalls ein geschlossener Platz gewesen, wie auf der anderen Seite, wo das Kur- und Neumärkische Ritterschaftsinstitut steht. Wenn man sich die Kaiserhofstrasse weg denkt, hat man die Situation. Diese Seite des Wilhelmsplatzes, die ganze sich daran anschliessende Front des Ziethenplatzes, sowie die hierauf folgende Mauerstrasse, hinter der Kirche bis zu dem jetzigen Delbrückschen Hause, bestand aus einer grossen Anzahl kleiner, unansehnlicher Häuser. Der ursprüngliche Plan war nun eine blosse Terrainspekulation gewesen. Man hatte die Häuser gekauft, die im jetzigen Zuge der Kaiserhofstrasse liegen, ohne die am Zietenplatz, und wollte eine Strasse durchlegen und beiderseitig mit Häusern bebauen. Die eminente Notwendigkeit dieser Strasse war mit glühenden Farben geschildert worden, und man hatte ihre Aufnahme in den Bebauungsplan Berlins glücklich durchgesetzt. Als es nun aber ans Projektieren der Baustellen ging, fand sichs, dass, wenn man das Strassenterrain abzog, zwar auf der südlichen Seite ganz bebaubare Grundstücke verblieben, aber auf der anderen Seite, wo jetzt der Kaiserhof steht, blieben ganz unbrauchbare schmale Streifen, die keine vernünftige Bebauung ermöglichten, und es wäre kein Nutzen bei der Sache herausgekommen. Da entschloss man sich dann kurz, kaufte noch alle Häuser am Ziethenplatz dazu und projektierte den Bau eines grossen weltstädtischen Hotels. Dass der Gedanke ein guter war, hat der Erfolg bewiesen und die grosse Menge ähnlicher Unternehmungen, die meist, wenn sie nicht gar zu dumm begonnen waren, gute Geschäfte machten. Bis 1872 war Berlin auch in diesem Punkt, wie in dem der Nahrungsmittelversorgung, durchaus eine Kleinstadt. Es gab kein einziges Hôtel, das eigens zu diesem Zweck erbaut war. Durchweg waren nur gewöhnliche Wohnhäuser durch gelegentlichen Umbau dazu tant bien que mal, — meistens

mal — hergerichtet worden. Jetzt mehrte sich der Fremdenzufluss ganz ausserordentlich; aus andern Hauptstädten, aus der Schweiz waren sie an grossen Komfort, an zweckmässige Einrichtungen in den Gasthöfen gewöhnt, und die Berliner Hotels waren der Spott und Hohn der Reisewelt. Andrerseits fehlte es natürlich nicht an düsteren Prophezeiungen über den unvermeidlichen Ruin des Hotels, besonders, weil es — nicht Unter den Linden lag, denn es war ein Berliner Glaubensartikel, ebenso wie dass eine Marktfrau in Schnee und Regen sitzen müsse, dass ein Hotel unter die Linden gehöre. Nach dieser Änderung des Projekts wäre man nun allerdings die Strasse gern wieder losgeworden, und hätte statt deren hinter dem Hotel einen schönen grossen Garten angelegt; es wurde jetzt mit ebenso glühenden Farben die absolute Nutzlosigkeit und Entbehrlichkeit der Strasse geschildert, um sie wieder aus dem Bebauungsplan gestrichen zu sehen; indess, nachdem einmal die kaiserliche Genehmigung erfolgt war, wurde dies rundweg abgeschlagen, und wir mussten in den sauren Apfel beissen, ein höchst wertvolles Terrain gratis an die Stadt abzutreten, zu pflastern und zu beleuchten, statt des schönen Gartenplans, der das Hotel zu dem reizvollsten Berlins gemacht hätte.

Der Erwerb des Terrains hatte sich sehr kostspielig gestaltet, wie immer, wenn ein grösserer Komplex aus vielen einzelnen Grundstücken zusammengekauft werden muss, ohne dass dem Käufer das Expropriationsrecht verliehen ist. Man kauft die ersten Grundstücke billig; nun wird es ruchbar, dass etwas vorgeht, die Besitzer der anliegenden Häuser werden aufmerksam, und man muss immer höhere und höhere Preise bewilligen. Zuletzt bleiben zwei, drei übrig — hat man sie nicht, so sind alle anderen unnütz, und man ist gezwungen, sie à tout prix zu kaufen. So ging es der Deutschen Baugesellschaft; so ging es auch der Berliner Hotelgesellschaft, und der Grund und Boden, auf dem schliesslich

der Kaiserhof stand, kostete sechstausend Taler die Quadratrute, damals der höchste bis dahin in Berlin gezahlte Preis. Jetzt sind in den besten Gegenden, Friedrich- und Leipziger Strasse diese Preise weit überschritten worden.

Mit dem Grunderwerb hatte ich nichts mehr zu tun; dieser war vor meiner Übernahme der Direktion vollendet. Dagegen hatte ich sofort die Verhandlungen mit den Mietern, die länger laufende Kontrakte hatten, zu führen, um ihren Verzicht auf die Wohnungen zu erlangen, da mit dem Bau schleunig begonnen werden solle; und hier lernte ich armes, unschuldiges, ostpreussisches Landmannswurm zuerst die kolossale unverschämte Geldgier kennen, die in dieser Zeit in Berlin gross gezogen war. Ich hatte immer von den hartherzigen Hausbesitzern gehört, die ihre Mieter so entsetzlich misshandelten und bis aufs Blut aussogen — aber ich erfuhr, dass, wenn der Mieter das Heft des Messers in der Hand hat, er ebenso tief zu schneiden verstand wie der grausamste Shylock unter den Vermietern. Zwei Fälle will ich speziell erzählen:

Herr W. hatte eine Wohnung nebst einem Kontor am Ziethenplatz inne. Er war ein steinreicher Mann und stand in engen Freundschaftsbeziehungen zu mehreren unserer Aufsichtsräte, die mir mitteilten, mit ihm werde ich sehr leicht fertig werden, er sei ein äusserst koulanter und anständiger Mann. Als ich ihn besuchte, erklärte er mir denn auch, er wolle überhaupt gar keine Entschädigung, ich solle ihm eine andere ihm konvenierende Wohnung in der Gegend besorgen, dann ziehe er sofort aus. Nichts leichter als das, dachte ich — aber, ich war in einem schweren Irrtum befangen. Denn von den Dutzenden von Wohnungen, die ich ihm vorschlug, konvenierte ihm eben leider keine. Endlich war er mit einer zufrieden, die etwa doppelt so gross und dreimal so teuer war als die seinige, und ich musste ihm diese auf sechs Jahre mieten, während sein Kontrakt bei uns nur noch zwei Jahre lief.

Ich schickte W. den Kontrakt zum Unterzeichnen;

da erschien dieser auf meinem Bureau und teilte mir mit, er natürlich habe ja gleich erklärt, keine pekuniäre Entschädigung beanspruchen zu wollen und sei ja auch ganz zufriedengestellt mit der Wohnung, obgleich sie verschiedene Mängel habe, aber sein Diener habe ein viel schlechteres Zimmer als in seiner alten Wohnung, und dem müsse ich tausend Taler Entschädigung geben, sonst könne er zu seinem grossen Leidwesen den Kontrakt nicht unterzeichnen. Und schliesslich beanspruchte er, die Berliner Hotel-Gesellschaft müsse die höhere Mietssteuer bezahlen, die die teuerere Wohnung kostete. Das war der koulante Mann!

Im Nebenhaus hatte der Photograph O. sein Atelier. Er hatte nur noch ein halbes Jahr Kontrakt und forderte für die Aufgabe desselben zehntausend Taler. Die Miete betrug einige hundert Taler. Als ich ihm meine Aufwartung machte, stellte er sich breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen, vor mich hin und fragte in barschem Ton: „Sind Sie bereit, meine Forderung auf Heller und Pfennig zu bewilligen?“ — Nein! — „Dann hätten Sie sich die Mühe sparen können, die vier Treppen raufzuklettern.“ Damit drehte er sich herum und liess mich stehen. — Ich verabredete nun mit unseren Baumeistern, wir würden dies Haus noch ruhig unabgebrochen lassen und vorläufig darum herum bauen. Und so geschah es. Da stürzte eines Tages, als er den Braten roch, O. geisterbleich zu mir ins Bureau: „Herr Direktor, Sie haben mir ja noch gar nicht auf meine Forderung geantwortet.“ Diesmal steckte *ich* die Hände in die Hosentaschen. Das ist auch gar nicht nötig, Herr O.; ich habe beschlossen, Sie ruhig (ruhig war eigentlich nicht ganz richtig, denn von Ruhe war in dem von stürzenden Balken und polternden Ziegelsteinen rechts und links umgebenen Hause nicht viel die Rede!), also ruhig Ihren Kontrakt auswohnen zu lassen und Ihr Haus erst nach dem 1. Oktober abzureissen. — „Aber, Herr Direktor, Sie werden doch nicht! Das hindert Sie ja fürchterlich!“

Das ist meine Sache, Herr O. Übrigens ist dies mein letztes Wort. Ich empfehle mich Ihnen! O. blieb wohnen; ich glaube, photographiert hat er nicht mehr viel in dem Lokal!

Die gesamten Mietsentschädigungen betrugen über fünfundfünfzigtausend Taler. — Bei dem Bau des Kaiserhofs wirkte der wirtschaftliche Niedergang, welcher dem Milliardenschwindel gefolgt war, sogar günstig, indem es möglich wurde, den Ausbau und die Einrichtung zu wesentlich billigeren Preisen zu vergeben.

Vor allen Dingen musste jetzt die Beschaffung des Mobiliars und der tausend Dinge, die zu dem Betrieb eines so grossen Hotels nötig sind, vorbereitet werden, sowie die Anstellung des Hauspersonals. Auch hierbei kamen uns die schlechten Zeiten zu gute.

In Wien war im Jahre 1873 eine Weltausstellung inszeniert worden, von deren halbjähriger Dauer sich die sanguinischen Wiener das tausendjährige Reich versprochen hatten und die mit einer Misère ohnegleichen endete. Es waren auf die Ausstellung hin die grossartigsten Hotels, Cafés und sonstige Vergnügungslokale mit einem Aufwand von vielen Millionen gebaut worden, von denen jeder vernünftige Mensch sich sagen musste, dass sie weit über das regelmässige Bedürfnis Wiens an solchen Veranstaltungen hinausgingen, sich aber in den kurzen Ausstellungsmonaten nicht im entferntesten bezahlt machen konnten, selbst wenn diese so glänzend ausgefallen wären, wie die Wiener hofften. Nun trat zuerst in Wien die Börsenkrisis bald nach Anfang der Ausstellung ein, die dann wie ein Wirbelwind durch die ganze Welt jagte und viele berechtigte wie alle unberechtigten Hoffnungen der Geschäftswelt wegfegte. Dem folgte eine sehr bösartige Choleraepidemie, und der Besuch der Ausstellung sank auf Null; sie hinterliess ein Leichenfeld in jedem Sinne des Wortes. Alles stand still, die Hotels, die Cafés waren Pleite, die Leute alle ausser Stellung und brotlos. Aller Augen richteten sich auf den Kaiserhof. Täglich

erhielt ich Offerten von verkrachten Hotels, die gekauft werden, von stellenlosen Hoteldirektoren und Angestellten, die eine Existenz haben wollten. Unter diesen letzteren wählten wir T. zum technischen Direktor, der während der Ausstellung das neueingerichtete Hotel Britannia geleitet hatte, das natürlich gleich nach dem Schluss auch geschlossen wurde. T. kam nach Berlin und teilte mir mit, die gesamte nagelneue Einrichtung von Hotel Britannia solle à tout prix verkauft werden, und wir beschlossen, ich solle hinüberfahren, sie anzusehen und darüber zu berichten.

In Wien angekommen, empfing uns Herr Rint, der Geschäftsführer der beiden verkrachten Hotels Britannia und Donau und des sogenannten römischen Bades. Wir wohnten in Britannia, und ich nahm sofort die zum Verkauf stehende Einrichtung in Augenschein, die ganz vortrefflich und so gut wie neu war. Als ich Rint mitteilte, ich würde mich wohl zum Ankauf entschliessen, wenn wir über den Preis einig würden, nahm er mich unter den Arm, führte mich bei Seite und fragte: „Was bekommen Sie, Herr von Hensel?“ Ich in meiner Unschuld verstand die Frage zuerst nicht recht, glaubte, er wolle meine Gehaltsverhältnisse bei der Berliner Hotel-Gesellschaft wissen und fand diese Frage etwas überflüssig. Aber der biedere Wiener wollte wissen, was ich beanspruchte, was für mich bei dem Geschäft abfallen müsse, und auf meine kurze Antwort: Nichts! rief Rint hocherfreut, „O, dann werden wir schnell einig werden; das ist immer bei solchen Verhandlungen der allerschwierigste Punkt“. Und wir wurden sehr schnell einig — für zwei Drittel des Anschaffungspreises erstand ich die gesamte Einrichtung, Möbel, Glas, Porzellan, Teppiche, Vorhänge, Leinewand, Silbergeschirr, alles und jedes, und war dadurch einer ungeheuren Arbeit überhoben. Da ich nachher auch ebenso und zu demselben Preise Hotel Donau auskaufte, so war überhaupt fast gar nichts neu anzuschaffen; diese beiden Hôtels deckten den Bedarf des Kaiserhofs fast

vollständig, und der Preis war ein äusserst billiger. Ich konnte nun mich in Bezug auf die Ausstattung einiger bevorzugter Empfangsräume, Damensalon, Lesezimmer und Salons im ersten Stock, für die ich in Wien keine passenden Sachen fand, freier bewegen und durfte hierbei nicht ängstlich sparen. Ich fuhr sehr befriedigt nach Berlin zurück, der Aufsichtsrat genehmigte meine Vorschläge, leider vorerst nur für den Ankauf von Britannia, und ich reiste zurück zur Uebernahme. Ich hatte mir ausgemacht, einzelne Gegenstände, die ich nicht brauchen konnte, oder die doch schon, wenn auch erst einige Monate benutzt, schadhaft geworden waren, auszunehmen — es wird in Hôtels unglaublich rücksichtslos mit den Sachen umgegangen, und ich habe in der Hinsicht nachher im Kaiserhof ganz märchenhafte Dinge erlebt —; das Auszuscheidende war schliesslich doch mehr, als ich anfangs beim oberflächlichen Besehen geglaubt hatte; natürlich gab es jedes Mal einen kleinen Kampf mit Rint, wenn er mir beweisen wollte, ein Loch in einem Vorhang sei eigentlich garnicht vorhanden oder ein Tintenfleck in einem Teppich mache einen wunderbar schönen Farbeneffekt. Da musste nun jedes Stück in die Hand genommen und genau besehen werden, und das wurde auf die Länge, da es sich um die gesammte Ausstattung von mehreren hundert Zimmern handelte, etwas langweilig, monoton und sehr anstrengend. Von grosser Hilfe aber war mir das T.'sche Ehepaar, die als zukünftige Leiter des Kaiserhofs und genaue Kenner des Britanniamobiliars ganz auf meiner Seite standen und natürlich auch nur das Gute übernehmen wollten.

Nun ging es an die Verpackung. Mir war ein Tischler dazu empfohlen worden und hier wiederholten sich die, ich kann nur sagen naiv-unverschämten und ganz unverhüllten Fragen, „was ich bekomme?“ Der Tischler wollte wissen, wieviel er „für den Herrn Direktor“ auf seine Rechnung zu setzen habe und als ich, nach vollendeter Verpackung, die Verfrachtuug auf der Bahn besorgte, kam

abermals dieselbe Zumutung seitens der Eisenbahnbeamten. Da wurde mir denn freilich klar, aber es war etwas demütigend, warum Delbrück mich an die Spitze dieser Unternehmungen zu setzen wünschte — er hielt mich eben einfach für ehrlich! — Und allerdings in etwas verhüllterer Form, kehrte dieselbe Überzeugung, dass für mich etwas abfallen müsse, bei allen Lieferanten für den Kaiserhof auch in Berlin wieder. Aber das Schönste in diesem Genre erlebte ich bei einem Herrn, der sich, ehe ich die Wiener Hotels gekauft hatte, um die Silbergeschirrlieferung bewarb. Es war natürlich auch ein Österreicher; der erschien mit einer langen Liste, auf der alle notwendigen und sehr viel überflüssige Silbersachen notiert standen, mit Preisen, und am Ende, hinter der Schlusssumme stand „Für die Direktion 5 %“, mit ausgeworfener Summe. Ich bemerkte ihm, das sei bei uns nicht üblich; wenn er 5 % billiger liefern könne, so sei das ja ganz schön, dann möge er es an den Preisen abziehen, seine Chancen würden dadurch besser. Er sah mich etwas verdutzt an, empfahl sich und kam am andern Tage mit derselben Liste wieder; am Schluss stand „Für die Direktion 10 %!“ — Der Gedanke, dass ich nichts nehmen wolle, kam ihm so unfassbar vor, dass er geglaubt hatte, er habe mir zu wenig geboten, und er war sehr verwundert, als ich klingelte und ihn durch den Diener hinauswerfen liess. — Ich überzeugte mich allmählig, dass es wirklich recht allgemein verbreiteter Usus war, die Direktoren grosser Gesellschaften zu bestechen; viele Lieferanten zogen sich einfach von der Konkurrenz zurück, wenn sie sahen, dass dies nicht möglich war; sie wollten eben die Leiter des Geschäfts in Händen, in ihrem Solde haben, natürlich, um schlecht liefern zu können und, damit bei ihren Unregelmässigkeiten ein oder beide Augen zugedrückt würden. Ich kann sagen, dass, wenn ich nur stillschweigend hätte das annehmen wollen, was mir förmlich aufgedrängt wurde, ich bei der Kaiserhofseinrichtung ein Vermögen zusammengegaunert haben

würde, und ich bin überzeugt, dass alle abgewiesenen Lieferanten fest glaubten, dass die schliesslich mit den Lieferungen Betrauten noch mehr gegeben hätten und dass ich einer der abgefeimtesten Gauner mit der Tugendmaske wäre. Manchmal wurde die Sache auch anders gemacht: so fand ich eines Tages, als ich nach Hause kam, eine furchtbar geschmacklose Majolikaveranstaltung zu Blumen, die ein Lieferant stillschweigend bei mir abgeladen hatte. Natürlich erhielt er sie sofort zurück, dagegen die Lieferung nicht. Das einzige Mal, wo es mir leid tat, ein mir, diesmal aber ganz offen und loyal, nach erhaltener Bestellung und Eröffnung des Kaiserhof, gewidmetes Geschenk nicht annehmen zu können, war, als mir der Vertreter von Villeroy und Boch ein herrliches Tintenfass zusendete. Mit dem bei ihnen bestellten Porzellanservice hatte es nämlich folgende Bewandnis: Ich sah bei ihnen das sogenannte Papillonservice, und es gefiel mir so, dass ich es einführen wollte. Ich fand aber den heftigsten Widerstand bei verschiedenen Aufsichtsratmitgliedern, hinter die sich T. gesteckt hatte, dem jedes Verständnis für den künstlerischen Reiz dieses schönen Geschirrs fehlte und der am liebsten ein K. H. mit einer Krone oder dergleichen gehabt hätte. Ich setzte aber meine Papillons durch und hatte damit solchen Erfolg, dass Villeroy und Boch täglich von Kaiserhofgästen überlaufen wurden und viele Tausende an dem Service verdienten. Nach diesem Erfolg schickten sie mir eben jenes schöne Tintenfass in farbigem gebrannten Ton. Ich schrieb ihnen zurück, leider gestatteten mir meine Grundsätze nicht, derartige Geschenke anzunehmen; ich würde aber das Tintenfass dem Damensalon des Kaiserhof überweisen. In der nächsten Sitzung machte ich dem Aufsichtsrat Mitteilung darüber, ich will es gestehen, in der stillen Hoffnung, die Herren würden sagen, ich solle kein Don Quixote sein und das Tintenfass behalten. Aber nein; sie liessen es dabei bewenden, und nach wenigen Wochen stand das schöne Gerät, mit Tintenflecken übersät,

und mit abgeschlagenen Ecken auf dem Schreibtisch des Damensalons und sah jämmerlich aus.

Die Ankäufe aus Britannia fanden soviel Beifall, dass beschlossen wurde, Hotel Donau, dessen Einrichtung genau ebenso war, auch noch auszukaufen. Ehe ich aber wieder nach Wien ging, erhielt ich einen Brief eines Wiener Agenten, der mir mitteilte, er habe mir seinerzeit beide Hotels empfohlen zu kaufen; ich habe das eine schon erworben, stehe im Begriff, dasselbe mit dem zweiten zu tun, er beanspruche also seine Provision von einem Prozent der Kaufsumme. Nun habe ich schon gesagt, dass ich unzählige solcher Briefe bekam, die meistens sofort in den Papierkorb wanderten. Ich antwortete dem Herrn also, wir hätten das Geschäft nicht auf seine, sondern auf die Empfehlung von Herrn T. gemacht, und ich fühlte durchaus kein Bedürfnis, ihm für das Schreiben eines ganz zwecklosen Briefes eine Provision von mehreren tausend Mark zu zahlen. Darauf kam umgehend ein wutschnaubender Brief, wenn ich nicht sofort seinen Anspruch anerkenne, werde er veröffentlichen, dass wir Cholerabetten gekauft und damit den Kaiserhof ausgestattet hätten. Ich sagte wohlweislich meinen Aufsichtsräten und T. nichts von dieser erbaulichen Korrespondenz: denn ich hatte schon traurige Erfahrungen gemacht, wie ängstlich sie derartigen Revolverdrohungen mit der Presse gegenüber waren — ich werde ein erbauliches Beispiel davon gleich erzählen —; hatte aber natürlich nicht die mindeste Angst vor einem Menschen, der zuerst uns das Ameublement mit glühenden Farben anpries, und es dann als verseucht brandmarken wollte, wenn man ihn nicht abkaufte. Ich liess sein Schreiben unbeantwortet, ging nach Wien und erhielt dort sofort die Aufforderung von einem Rechtsanwalt, mich zu einer bestimmten Stunde auf seinem Bureau einzufinden, „um meine Angelegenheit mit seinem Klienten womöglich gütlich zu ordnen“. Natürlich folgte ich dieser freundlichen Einladung nicht — und habe nie wieder etwas von der Sache gehört.

Vor der Presse und ihrer Macht, vor dem Schaden den uns irgend ein Revolver-Journalist durch einen Artikel in einem Schmutzblättchen tun könnte, hatten unsere Aufsichtsräte eine kindische Angst, selbst der gescheute Delbrück war davon nicht ganz frei. Der Schlimmste aber war T. Der kroch vor jedem Journalisten im Staube herum, und wenn solch ein Kerl drohte, kroch er in ein Mauseloch. T. war eben ein ziemlich ungebildeter Mensch, ein self-made-man, der sich vom Küchenjungen zum Hoteldirektor aufgeschwungen und den Respekt vor etwas Gedrucktem und vor solchen, die derartige Wunderdinge schreiben konnten, eingesogen hatte. Natürlich überliefen mich, ausser stattlichen Herren mit dicken goldenen Uhrketten, die eine Anstellung im Kaiserhof wünschten, und auf die Frage, was sie denn zu leisten vermöchten, regelmässig antworteten: sie gedächten „zu repräsentieren", ich sage, ausser diesen kamen Scharen von Journalisten, die mir ihre gewandte Feder zur Disposition stellten, um im Gubener Stadtblatt oder im Krähwinkeler Anzeiger das Lob des Kaiserhofs zu singen und am liebsten ständig mit einem anständig bemessenen Gehalt zu diesem Zwecke engagiert zu werden verlangten. Ich hatte T. schon immer flehentlich gebeten, mir diese Herren zuzuschicken, ich würde schon mit ihnen fertig werden. Einmal aber hatte er sich doch von einem solchen übertölpeln lassen und ihm dauernde Beschäftigung zugesagt. Der kam dann zu mir und berief sich auf diese Zusage und verlangte Daten über den Kaiserhof zu einem ersten Artikel. Ich teilte ihm mit, T. habe in dieser Hinsicht garnichts zu versprechen, das sei meine Sache, und ich dankte für seine Dienste. Darauf schrieb er einen ganz gemeinen Drohbrief an T., und ebensolche an die Aufsichtsräte, und in der nächsten Sitzung brach das Unwetter über meinem unschuldigen Haupte los. Der Schreiber war einer der schlimmsten und übelberüchtigsten Revolverjournalisten Berlins. Meine Herren schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen,

wie entsetzlich uns der Mensch schaden könne; all mein Reden half nichts, dass sie doch bedenken möchten, was für elende Blätter solchem Kerl allein ihre Spalten öffneten und dass ein Schmähartikel der Art uns nur zur Ehre gereichen könne; sie waren taub für alles, und es wurde beschlossen, ich solle mit dem Herrn verhandeln und sehen, das unbedachte Versprechen T's. rückgängig zu machen, es koste, was es wolle; denn gelobt wollten sie von solcher Feder allerdings auch nicht werden, und solchen verrufenen Menschen zu unserem Leibjournalisten zu machen, ging absolut nicht an. — Ich liess ihn mir also kommen und fragte, was er haben wolle, wenn er die vermeintlichen Ansprüche an uns, deren Giltigkeit ich übrigens nicht anerkenne, aufgäbe. Die kaltblütige Antwort war: fünftausend Taler. Um die Sache kurz zu machen: ich diktirte ihm ein Schreiben an uns, das er auch gehorsam niederschrieb, des Inhalts, dass er sich verpflichte, nie gegen die Gesellschaft oder den Kaiserhof oder irgend einen Angestellten von uns ein Wort zu schreiben oder schreiben zu lassen, dass er keine Ansprüche an uns habe, und dass ich berechtigt sei, im Übertretungsfall dies Schreiben zu veröffentlichen und er erhielt von mir — hundert Taler, nach deren Empfang er sich dankend entfernte. Das Schreiben muss noch bei den Akten der Gesellschaft sich befinden.

Die Hilfe, welche ich bei Übernahme von Britannia durch T. gehabt, gewährte mir diesmal Rosmanith, der erste Buchhalter der beiden Hotels, den ich für den Kaiserhof engagiert hatte. Mittag ass ich während der ganzen vier Wochen bei Rint, dessen Frau es möglich machte, jeden Tag eine andere herrliche Mehl- oder sonstige süsse Speise uns zu geben. Aber am Schluss der vierten Woche meinte sie, es sei gut, dass die Sache ein Ende nehme, denn sonst müsse sie anfangen, sich zu wiederholen. Im Übrigen spielte sich diese Abnahme ganz ebenso ab wie die vorige. Aber der Aufenthalt im

Hotel Donau verhalf mir noch zu dem Engagement eines Mannes, dessen Übersiedeln nach Berlin in seiner Art epochemachend für die Stadt wurde. Der Mann war der Cafétier Bauer. Der hatte zur Ausstellung dicht am Prater, wo dieselbe stattfand, ein grosses kolossal luxuriöses Café eingerichtet mit einem Aufwand von achtzigtausend Gulden. Nun war die Ausstellung vorbei und keine Katze besuchte mehr sein Lokal, wo Bauer und seine schöne Frau mutterseelenallein über die Vergänglichkeit alles Irdischen, namentlich alles Kredits, nachdachten. Ich war allabendlich sein einziger Gast, lernte den Mann kennen, und er gefiel mir so, dass ich ihm den Vorschlag machte, im Kaiserhof ein Café einzurichten. Bauer ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, aus seiner Wiener Misère zu entrinnen; er kam nach Berlin, sein Café hatte rasenden Erfolg; denn es war ganz etwas Neues für die Berliner. Wenn Bauer nur ruhig im Kaiserhof geblieben wäre, so war sein Glück gemacht. Aber er hatte einen unruhigen Spekulationsteufel im Leibe, gründete sehr bald das Café Bauer Unter den Linden, ging neue ungeheuere Verpflichtungen ein; eröffnete noch ein Lokal am Belleallianceplatz, ein anderes in der Bellevuestrasse, dann eins in Düsseldorf zu einer Provinzialausstellung; und alle richtete er mit verschwenderischem Luxus ein. Nun riss, bei der Unsitte der Berliner, alles Neue totzureiten, ein allgemeines Cafèfieber ein, und bald gab es kaum eine abgeschrägte Ecke in Berlin, an der nicht ein neues Café sich aufgetan hätte. Die Konditoreien starben wie die Fliegen, bald starben auch die meisten der neuen Cafés, die jene totgemacht hatten, und nur wenige blieben übrig. Bauer ist einer derjenigen, die ein dankbares Gemüt hatten und hat mir seine Dankbarkeit immer rückhaltlos und in hübscher Weise ausgesprochen.

Der Bau nahte sich im Sommer 1875 seiner Vollendung, und Hand in Hand damit wurde die Einrichtung

der Zimmer fertig gestellt. Es war eine Zeit fieberhaft angestrengter Tätigkeit für mich. Bald fehlte hier noch etwas, bald dort, und musste in grösster Eile beschafft werden. Wenige Tage vor der Eröffnung, die auf den ersten Oktober angesetzt war, fand sich, dass — kein einziges Tintenfass vorhanden war. Ich lief hinüber nach der königlichen Porzellanmanufaktur, die damals ihr Verkaufslokal an der Ecke der Leipziger- und Friedrichstrasse hatte und fragte einen alten würdigen Herrn mit den Alluren eines Geheimen Rats, bis zu welchem Zeitpunkt er mir sechshundert Schreibzeuge liefern könne. Der Geheime lehnte sich in seine Sella curulis behaglich zurück, nahm eine Prise und sagte nachdenklich: „Ja, heut ist Montag, der Bote aus der Fabrik ist eben leider zurückgegangen: aber morgen kommt er wieder, dann werde ich fragen lassen, also Mittwoch können Sie Antwort haben.“ Antwort Mittwoch? schrie ich. Mittwoch muss ich die Tintenfässer haben! — „Das ist unmöglich“, meinte der Geheimrat ruhig. Aber, soviel ich weiss, ist die Fabrik im Tiergarten, sagte ich begütigend. Wenn Sie also einen Jungen hinschickten — „Geht nicht“, war die entschiedene Antwort, „wir haben keinen Jungen“. Dann empfehle ich mich Ihnen. Ich eilte in die Schumann'sche Fabrik: Kann ich 600 Schreibzeuge haben? Der Mann sprang diensteifrig auf „Jawohl!“ Wann? — „Sofort.“ Was kosten sie? „So und soviel — für baare Zahlung fünf Prozent Rabatt.“ In zwei Stunden standen meine sechshundert Schreibzeuge im Kaiserhof.

Wenige Tage vor dem ersten Oktober, wir steckten noch in der tollsten Arbeit, bekamen wir die Nachricht, der alte Kaiser wolle unser Hotel besuchen. Ich wurde designiert, ihn herumzuführen und die Erklärungen zu machen. Ich warf mich also in Frack und weisse Binde, in welchem Kostüm ich immer aussehe wie ein Lohndiener oder Oberkellner, also der Situation ganz angemessen, und erwartete mit Y., der die Baumeisterfirma vertrat, im Vestibül den

hohen Herrn. Zuerst fuhr der Minister Eulenburg mit einigem Gefolge vor, der eine halbe Stunde höchst amüsant mit uns schwatzte. Dann erschien der Kaiser mit dem Prinzen Karl, und es begann die Führung. Gleich im grossen Oberlichthof prallte er vor seinem höchst scheusslichen Bild zurück, das ihn von der Wand anglotzte, und sagte: „Da bin ich schon wieder — ich kann mir doch nie entgehen.“ Er war in sehr vergnügter Stimmung und liess sich alles mit dem grössten Interesse zeigen. Äusserst merkwürdig war mir, dass der Kaiser bei aller Liebenswürdigkeit und Ungezwungenheit einen nicht einen Augenblick vergessen liess, dass er der Kaiser sei; es war nicht, dass eine Würde, eine Höhe die Vertraulichkeit entfernte; denn ich sprach ganz vertraulich mit ihm, erzählte ihm alle möglichen Schnurren; aber immer war eine unsichtbare Linie um ihn gezogen, die man nicht um die Welt hätte überschreiten können. Und mit welcher Genauigkeit und Gründlichkeit sah er alles an! Aus dem Parterre und den Prachträumen, in denen er zum Prinzen Karl sagte: „Wir können's nicht so haben“ ging's in das Souterrain, in die Küchen. Hier redete der Kaiser den chef de cuisine deutsch an und dieser französische Esel antwortete — französisch, obgleich er ganz gut deutsch konnte. Nun, ich habe nachher sehr deutsch mit ihm gesprochen, und ich hoffe, er hat mich verstanden. — Dann kamen die schönen Zimmer im ersten Stock, und plötzlich sagte der Kaiser, nun wolle er aber auch den vierten Stock sehen. Das war schrecklich, denn da oben lag noch alles wie Kraut und Rüben durcheinander; ich hatte nicht geahnt, dass der Kaiser sich bis in diese Regionen versteigen würde. Ich flüsterte Y. zu, er solle in dem Aufzug mit dem Kaiser möglichst langsam hinauffahren, stürzte die Treppen in die Höhe und riss mit einigen Leuten einen grossen Berg Teppiche, der den Eingang des Aufzugs versperrte, bei Seite; da kam der Kaiser schon an, und, als er auf den Flur hinaustrat und mich keuchend unter dem Wust sah, lachte er sehr herz-

lich und sagte: „Aha, hier haben Sie mich also nicht erwartet!“ — Nun traten wir auf den Eckbalkon, wo man tief unter sich den Wilhelmsplatz und das Palais des Prinzen Karl erblickte. „Vous êtes écrasé“ sagte zu diesem der Kaiser lachend. — Hier erzählte ich ihm, dass von diesem Balkon vier Stock hoch ein Arbeitsbursche heruntergestürzt und ganz unversehrt aufgestanden und wieder hinaufgestiegen sei, und dass man das kleine Palais des Fürsten Pless wegen seiner ungeheuren Anzahl Schornsteine die Schornsteinfegerakademie nenne, was den Kaiser sehr amüsierte. Beim Herabsteigen strauchelte er und wäre gefallen, wenn Y. und ich nicht zugesprungen wären, ihn zu halten; es wäre ein recht hübsches Omen für den Kaiserhof gewesen, wenn der hohe Herr hier zu Schaden gekommen wäre!

Beinah zwei Stunden dauerte die Besichtigung, und während dieser ganzen Zeit musste ich sprechen und erklären. Es ist der längste Vortrag, den ich je gehalten; aber auch der, der mir die meiste Freude gemacht hat. Beim Abschied reichte uns der Kaiser die Hand und sprach huldvolle Worte. Delbrück prophezeite mir, der Piepvogel könne mir nicht entgehen; aber Gott hat mein Knopfloch gnädig bewahrt. Ich konnte aber nicht umhin, meinen Aufsichtsräten unter die Nase zu reiben, der Kaiser wisse jetzt viel besser im Kaiserhof Bescheid, als sie alle miteinander; denn er hatte sich nach allem und jedem erkundigt.

Am nächsten Tage fand das offizielle Eröffnungsdiner statt, und hier fiel mir wieder die Aufgabe zu, den einzigen, der gehalten wurde, den Toast auf den Kaiser auszubringen. Es ist merkwürdig, so unbefangen und geradezu behaglich ich mich am Tage vorher gefühlt hatte, so lästig war mir diese Rede. Ich knüpfte an den gestrigen Besuch, die Kaiserbilder im grossen Hof und die Ereignisse des Jahres 1870 an und machte die Sache kurz, also gut. Als ich meine Serviette aufhob, fand ich unter derselben die schöne japanische Bronzekröte —

die jetzt meinen Schreibtisch ziert. Wem ich das Geschenk verdanke, ist mir nie bekannt geworden. Aber sie machte mir Spass.

Und so war endlich der erste Oktober da, und es folgten zehn Tage grossen Erfolges. Die Eröffnung des Kaiserhofs und des Bauer'schen Cafés war ein entschiedenes Ereignis für Berlin. Die Zimmer waren sofort alle besetzt, bei Bauer war es drückend voll, alle Zeitungen brachten spaltenlange Artikel, und die Gastwirte Unter den Linden und die Konditoren schlichen mit trübseligen Gesichtern umher. Ich aber atmete auf; denn die Arbeit des letzten Jahres war eine übergrosse gewesen. Ich hoffte auf etwas Ruhe; das, was uns am 10. Oktober treffen sollte, lag vollständig ausser aller Berechnung. Wenn wir uns manchmal über die Chancen des Kaiserhofs unterhalten hatten, war der Schluss immer gewesen: na, vor einem Unglück sind wir sicher — abbrennen kann das Haus nicht! Durchaus massiv gebaut, ringsherum frei, an breiten Strassen gelegen, direkt gegenüber von einem Depot der vortrefflichen Feuerwehr, an deren absolute Unfehlbarkeit man damals in Berlin so felsenfest glaubte, wie nur der bigotteste Katholik an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben kann, mit Wasserröhren und Hydranten überall versehen, schien ein Feuer in diesem Gebäude etwas gänzlich Unmögliches.

Es war der erste Erholungstag, den ich seit Monaten hatte. Morgens war ich noch nach dem Kaiserhof gelaufen; es war alles in schönster Ordnung, die Zimmer besetzt, viele Reisende mussten schon zurückgewiesen werden. Um zehn fuhren wir bei schönstem Wetter im offenen Wagen hinaus. Auf dem Alexanderplatz begegnete uns ein klingelnder Feuerwehrzug, natürlich ohne unsere Aufmerksamkeit im Geringsten zu erregen. Wenn ich gewusst hätte, wohin sie fuhren — doch nein, ich hätte auch nichts ändern können an dem hereinbrechenden Unglück.

Wir sassen mit der uns so befreundeten Muhr'schen

Familie bei Tisch, als Theodor Muhr auf den Hof hinaussehend plötzlich ganz erstaunt sagte: „Du, da kommt Dein Paul“. Mein Sohn trat ein, ich sah ihm sofort an, dass etwas vorgefallen sein müsse, er war sehr bleich und teilte mir mit, der Kaiserhof brenne. Näheres wusste er nicht; er war gleich fortgestürzt, Ich liess mein Pferd „Perle“ satteln und ritt los. Unterwegs suchte ich mich zu beruhigen; es könne nichts Ernstliches sein, vielleicht ein kleiner Zimmerbrand, der längst gelöscht sei; der Gedanke eines grossen Brandunglücks lag Berlin seit vielen Jahren vollständig fern. Kurze Zeit vorher hatte beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Feuerwehr der Kladderadatsch ein Doppelbild gebracht mit der Überschrift „Sonst und jetzt“. „Sonst“ stellte eine niedergebrannte Strasse vor, und die erste Spritze war erschienen, deren Führer fragte: „Na, wo is denn eegentlich det Feuer?“ „Jetzt“, da lag ein Herr im Bett und vor ihm stand ein Feuerwehrmann und sagte: „Schlafen Sie ruhig weiter, Herr Geheimrat! Ihr Bett hat ein bisken jebrannt, es is aber schon allens in Ordnung“. Und das Bild sprach die allgemeine Vertrauensseligkeit der Berliner auf ihre Feuerwehr aus.

So war ich denn auf dem langen rasenden Ritt allmählig ganz ruhig geworden und hatte nur meine Freude an der kolossalen Leistungsfähigkeit meines Pferdes. Und da war endlich die Stadt. Auf dem holperigen Pflaster im Osten ging's im tollsten Tempo weiter; ich konnte es nicht erwarten, die Bestätigung meiner Hoffnung, dass alles nur ein böser Traum gewesen, mit Augen zu sehen. Aber wunderlich war mir die zunehmende Verödung der Strassen, der Plätze, je weiter ich in die sonst an schönen Sonntag-Nachmittagen belebtesten Stadtteile kam. Nun jagte ich über den Gensdarmenmarkt, im hellen Sonnenschein lag er ausgestorben, kein Wagen, kein Mensch zu sehen. Und nun bog ich um die Ecke der Mohrenstrasse — Herr Gott im Himmel! Auch sie im Anfang ganz still, aber hinten am Ziethenplatz eine

schwarze kompakte Mauer vieler Tausende und dichte schwarze Rauchwolken über die Dächer der Häuser hinfliegend. Ein reitender Schutzmann hielt mich auf. — „Sie dürfen nicht durch.“ — Um Gotteswillen, lassen Sie mich, ich bin der Direktor des Kaiserhofs! Mein staub- und schweissbedecktes Pferd und mein eigener Zustand mochte wohl eine beredte Sprache sprechen, er machte mir Platz und geleitete mich durch die dichten Menschenmassen; unheimlich war die Totenstille und der ernste Ausdruck aller Gesichter, ganz verschieden von dem gewöhnlichen Gejohle bei solchen Gelegenheiten. Und nun sah ich plötzlich, an der Ecke des Platzes angelangt, das ganze entsetzliche Bild: Das ungeheure Gebäude ein Flammenmeer, das Dach schon eingestürzt, überall auf den goldenen Balkonen brennende heruntergefallene Balken und Sparren: aus allen Fenstern flogen die Möbel, die kostbaren Vorhänge und Polster auf die Strasse, Spritze an Spritze aufgefahren und Wasserstrahlen in die Flammen speiend — ich sprang vom Pferd, warf die Zügel einem fremden Menschen zu und eilte in das Haus. Im Flur stand Y., aschbleich, und sagte: „Kommen Sie endlich? Gehen Sie nur hinauf, hier hat alles den Kopf verloren.“ Die Marmortreppe hinunter schoss mir ein ordentlicher Wasserfall entgegen, ein Blick in den Hof zeigte mir einen wüsten Trümmerhaufen von dessen Glasdach, die mächtigen Orangen und Lorbeeren, die ihn geziert hatten, schwarz verkohlt, und gegenüber der grosse Speisesaal mit dem ganzen darüber liegenden Flügel ausgebrannt, eine Ruine. Als ich bis zum dritten Stock vorgedrungen war, hielt mich ein Feuerwehrmann zurück: „Gehen Sie nicht weiter — die Decke wird gleich herunterkommen!“

„Hier hat alles den Kopf verloren,“ hatte Y. gesagt, und er hatte leider nur zu Recht. Was das Schlimmste war, der Kommandeur der Feuerwehr, Major Witte, war der erste gewesen, der den Kopf verloren hatte. Er war ein Neuling in diesem Fache; am 1. Oktober hatte er

den alten bewährten Scabell, den Schöpfer und Organisator des Instituts, ersetzt. Scabell war entlassen worden; die städtischen Behörden hatten sich nicht hübsch und dankbar gegen ihn benommen, und, eine eigentümliche Ironie des Schicksals, Scabell wohnte an dem Unglückstag im Kaiserhof und sah aus dessen Fenstern die unbegreiflichen Fehler, die sein Nachfolger machte. Es war vieles zusammengekommen, um den Brand zu einer so riesigen Höhe anwachsen zu lassen: die Wasserversorgung des Kaiserhofs war schon während der Bauzeit Gegenstand langwieriger und unbefriedigender Verhandlungen mit der Direktion der Berliner Wasserwerke gewesen. Der Zufluss der öffentlichen Leitungen hatte nur selten die Bassins auf dem Dachboden erreicht, obwohl deren Höhenlage im Versorgungsniveau der Wasserwerke, wie es uns amtlich angegeben war, lag. Wir hatten drei grosse eiserne Bassins aufgestellt, um in Reserve die Versorgung des Hauses und die Speisung der in allen Etagen reichlich vorhandenen Auslässe und Feuerhähne zu sichern. Ausserdem hatten wir noch kurz vor Eröffnung des Hotels eine besondere Dampfmaschine aufgestellt, um die leistungsunfähige städtische Zuleitung zu unterstützen. — Die am Abend des neunten gefüllten Bassins hatte der starke Wasserverbrauch des ganz besetzten Hotels am frühen Morgen des 10. Oktober bis auf einen geringen Wasserstand geleert. T. hatte, mit Rücksicht auf die Ruhe der Gäste, die Dampfmaschine erst spät in Betrieb gesetzt, so dass die innere Hausleitung bei den Löscharbeiten bald den Dienst versagen musste.

Aber auch das Strassenwassernetz litt an Wassermangel. Es waren lange Wochen grosser Hitze und Trockenheit gewesen und die Röhren waren so unzureichend gefüllt, dass ein sehr bedeutender Teil Berlins abgesperrt werden musste, um für diesen Brand die Spritzen notdürftig zu speisen. Die grosse Dampfspritze entnahm ihr Wasser einem Teich im Deckerschen Garten am Wilhelmsplatz; es war ein Zustand wie bei einem Dorfbrand.

Die Ausdehnung der Brandstätte, einer Fläche von viertausend Quadratmetern, und die gewöhnliche Verhältnisse überragende Höhe des Dachwerkes erschwerten die Zuführung der Spritzenschläuche, und so war in kurzer Zeit das ganze Dach ein Flammenmeer. Aber es hätte noch immer ein, wenn auch sehr erheblicher Dachbodenbrand bleiben können. Aber nun beging Witte Fehler auf Fehler: die grosse Eingangstür des Kaiserhofs und die zu derselben vom Trottoir führenden wenigen Stufen waren auf den Wunsch von Scabell so angelegt worden, dass man mit Spritzen in den grossen Hof fahren und von hier im innersten Teil des Gebäudes den Kampf mit einem Feuer aufnehmen konnte. Witte wurde darauf aufmerksam gemacht, hielt es aber nicht für nötig, diesen Vorteil zu benutzen, sondern postierte seine Spritzen nur aussen auf den Strassen, konnte also dem eigentlichen Brandherd nicht beikommen. Aber zwei weitere Unterlassungssünden Wittes gaben dem Unglück erst seine furchtbare Ausdehnung: der Kaiserhof, wie jedes grosse Hotel, war von zahlreichen senkrechten, die Etagen durchsetzenden Schächten durchzogen; Aufzüge aller Art, namentlich aber mehrere grosse Ventilationsschachte zur Lüftung des grossen Speisesaales mündeten teils auf dem Boden, teils selbst über dem Dach, im Freien. Nun wurde Witte von den Baumeistern auf diese gefährlichen Verbindungen mit den unteren Räumen hingewiesen und ihm vorgeschlagen, die Mündungen mit nassen Sandsäcken zu verstopfen, um das Hindurchfallen brennender Stoffe und damit die Verbreitung des Feuers in den unteren Stockwerken zu verhüten. Witte sagte kurz, er wisse, was er zu tun habe, lasse sich nicht dreinreden und unterliess jede Vorsichtsmassregel. Infolgedessen fiel Feuer vom Dach in den Speisesaal, entzündete diesen, und von da ab brannte nach oben der ganze über ihm liegende Gebäudeteil ab. Und endlich, was mir gleich bei meiner Ankunft aufgefallen war, alle, in grosser Anzahl rings um das Gebäude in allen Etagen

angebrachten Balkons lagen voll brennender vom Dach gefallener Hölzer, die sich gegen die Balkontüren lehnten und so auch auf diesem Wege den Brand in Räumen verbreiteten, die sonst ganz ungefährdet geblieben wären. Einige aussen postierte Beobachtungsposten hätten genügt. diese Quelle der Ausdehnung des Feuers abzuschneiden.

Diese Details erfuhr ich am nächsten Tage. Für den Augenblick hatte ich keine Zeit zu Unterhaltungen. Da oben war nichts mehr für mich zu tun; Witte versicherte mich, die Gewalt des Feuers sei gebrochen, weitere Fortschritte werde es nicht mehr machen; es handele sich nur noch darum, abzulöschen; und damit allerdings wurde durch die Wassermassen, die in das Gebäude geschleudert wurden, beinahe mehr verdorben, als durch das Feuer. Ich eilte, das Rettungswerk der Mobilien etwas zu organisieren und zu ordnen. Ich machte in der Nachbarschaft so viele leere Räume wie möglich ausfindig, holte das Hotelpersonal, das grösstenteils müssig umherstand, zusammen und liess die hinausgeworfenen Sachen zusammenschaffen und in Sicherheit bringen. Das ganze nutzlose Aufräumen des ersten Stocks und Parterres inhibierte ich sofort. Die Sachen waren hier mindestens ebenso sicher wie in den ungenügenden Räumen, in die wir sie sonst hätten bringen können.

Und nun, als wäre es des Unglücks noch immer nicht genug, fing es an zu regnen, und während sechs Wochen strömte ununterbrochen eine wahre Sintflut auf das dachlose Gebäude herunter, zum grössten Hindernis des Wiederherstellungsbaues.

Spät am Abend ging ich, ganz fertig mit meinen Kräften, nach unserer Wohnung zurück; Schlaf aber fand ich nicht; denn schwere Sorgen lasteten auf mir. Die Gegenwart hatte mich bis dahin vollständig in Anspruch genommen. Jetzt aber kamen die Fragen der nächsten Zukunft, die ihre Beantwortung wesentlich von mir allein forderten.

Über zwei Angelegenheiten musste sofort eine Ent-

scheidung getroffen werden; das war der Wiederaufbau des Kaiserhofs und der Entschluss, ob der Betrieb in dem halbzerstörten Gebäude fortgesetzt oder vorläufig eingestellt und das mit grosser Mühe zusammengebrachte Personal entlassen werden sollte, um sich in alle Winde zu zerstreuen. Und mit diesen beiden Fragen komplizierte sich auf das Bedenklichste die Geldfrage: Würden die Feuerversicherungsgelder ausreichen, um das Gebäude und das Mobiliar wiederherzustellen und die unvermeidlichen Ausfälle im Betrieb, wenn er unter so widrigen Umständen fortgesetzt würde, zu decken? Und die letzte Frage konnte erst nach Monaten beantwortet werden; die beiden anderen duldeten keinen Aufschub.

Dass der Aufbau vom Aufsichtsrat beschlossen werden würde, war mir zweifellos. Die Hotelbesitzer Unter den Linden, die die Brandnacht jubelnd bei einem Champagnergelage zugebracht hatten, und wohl die einzigen Menschen waren, die unser Unglück mit anderen Gefühlen als aufrichtiger Trauer vernommen hatten, durften nicht den Triumph geniessen, einen so gefährlichen Konkurrenten losgeworden zu sein. Wir mussten wieder bauen, und in dieser sicheren Voraussicht hatte ich schon am Abend mit den Baumeistern die sofortige Errichtung eines Notdaches verabredet.

Meine Sorgen konzentrierten sich wesentlich auf den Ausfall der Brandentschädigung. Die Versicherung des Gebäudes während der Bauzeit hatte die Union übernommen, bei welcher nachher auch das Mobiliar versichert wurde; wenige Tage vor dem Brande aber war die Immobilienversicherung an die Stadt Berlin übergegangen. —

Die Mobiliarversicherung stand insofern nicht ganz günstig, als unsere Kalkulation über die einzelnen Mobilien noch nicht vollendet war. — Unser ganzes Personal hatte mit der Einrichtung des Hotels soviel zu tun gehabt, und namentlich Rosmanith, dem die Kalkulation

wegen seiner genauen Bekanntschaft mit den Möbeln von Wien her übertragen worden, war so überbürdet gewesen, dass die Bureauarbeiten auf ruhigere Zeiten verschoben werden mussten. So war das Mobiliar vorläufig nur in Bausch und Bogen, ohne Spezifikation versichert und es stand zu erwarten, dass die Versicherungsgesellschaft Schwierigkeiten machen würde, denn wir konnten eben noch garnicht sagen, was uns ein Sopha, ein Bett u. s. w. gekostet hatte, da sich der Wert der Stücke zusammensetzte aus dem Ankaufspreis in Wien, der Verpackung, der Fracht, dem Zoll, den Aufarbeitungskosten in Berlin und hundert derartigen Kleinigkeiten. Und viele Wochen mussten vorerst darüber vergehen, bis wir übersehen konnten, was unwiederbringlich verloren, was noch zu brauchen und was abermals die Instandsetzung kosten würde. — Wie lange wird sich unter diesen Umständen die Regulierung des Brandschadens hinziehen? Alle diese Fragen wälzte ich in dieser sorgenvollsten Nacht meines Lebens in meinem überreizten Hirn hin und her.

Am anderen Morgen eilte ich nach der Brandstätte. Es hatte die ganze Nacht geregnet, es regnete den ganzen Tag. Das Feuer war allerdings den vereinigten Anstrengungen der Feuerwehr und des Wetters erlegen; aber der Anblick war ein unendlich trostloser. Der Umfang der eigentlichen Verwüstung war zu übersehen: Das Dach, der ganze vierte Stock, der grösste Teil des dritten, der Speisesaal im Erdgeschoss mit dem ganzen darüber liegenden Gebäudeteil waren ausgebrannt, der grosse glasüberdeckte Hof war vernichtet und bot einen schauerlichen Anblick dar: ein unentwirrbarer Knäuel von Eisenträgern und Schienen, die das Glasdach getragen hatten und von der furchtbaren Hitze zu den phantastischsten Formen verbogen und zerschmolzen waren, von Mauerschutt, halbverbrannten Balken und Bergen von Glassplittern erfüllte den ganzen Raum, den man vorläufig nur durch die grossen Fenster betrachten, aber noch nicht

betreten konnte; und die hohen Dekorationspflanzen ragten schwarzgebrannt und tot aus diesem Chaos hervor.

Das waren die übersehbaren direkten Zerstörungen. Wieweit die Mauern, die Heiz-, Gas-, Wasser-, Abzugsröhren gelitten hatten, konnte noch kein Mensch wissen. Unsäglich widerlich war der kalte Brandgeruch, den ich wochenlang nicht aus den Kleidern und Haaren los wurde und der bis zum Sommer aus dem Gebäude nicht ganz zu tilgen war.

Von da ging ich in die Aufsichtsratssitzung, mit schwerem Herzen und trüben Ahnungen. Meine Illusionen der ersten Jahre, dass die Kaufleute kalte ruhige Geschäftsmänner, durch kein Unglück zu beugen, durch kein Glück aus dem Gleichgewicht zu bringen seien, waren längst dahin. Selbst Delbrück war diesmal heftig und ungerecht; es war das einzige Mal, dass wir hart aneinander gerieten. Als die Versicherungen zur Sprache kamen, machte er mir die bittersten Vorwürfe, dass ich die ganze Mobiliarversicherung bei einer Gesellschaft genommen und nicht mehrere daran beteiligt habe und der Aufsichtsrat, der durchaus einen Sündenbock haben musste, folgte dieser Fährte und nahm den Beschluss an, den ich selbst protokollieren musste, dass ich mit meinem gesamten Vermögen haftbar zu machen sei für etwaige Ausfälle, die sich bei der Brandentschädigung für die Gesellschaft ergeben würden.

Delbrück sah später sein Unrecht ein und hat es mir in offener und herzlicher Weise ausgesprochen. Von den anderen hat keiner es für nötig gefunden, ein Wort darüber zu verlieren. Ausfälle traten nicht ein; die Union benahm sich durchaus koulant und regulierte den Schaden schnell in entgegenkommender Weise mit hundertundfünfundsechzigtausend Mark, womit er vollkommen gedeckt war. In wenigen Wochen war dies erledigt; dagegen dauerte es Monate, bis wir von der Stadt auch nur einmal erfuhren, wie hoch sie den Gebäudeschaden rechne. Ich erwähne dies nur, um den Unterschied in

dem Geschäftsgang einer Privaterwerbsgesellschaft und eines kommunalen Instituts zu kennzeichnen. Im Übrigen bin ich überzeugt, dass, wenn ich bei dem Mobiliarschaden mit mehreren Gesellschaften zu tun gehabt hätte, auch hier die Sache nicht den schnellen und befriedigenden Verlauf genommen hätte.

In jener ominösen Aufsichtsratssitzung wurde der sofortige Wiederaufbau und die Weiterführung des Betriebes beschlossen. Die Wiederherstellung erfolgte wesentlich auf der Basis der früheren Pläne, von denen Abweichungen nur im Sinne vermehrter Feuersicherheit, durch Einführung eiserner Decken und Wände an Stelle verbrannter Holzkonstruktionen und massive Dachabschlüsse gemacht wurden. Im Mai 1876 wurde das ganze Haus in wesentlich verbesserter Ausstattung dem Publikum wieder übergeben. Nur sieben Monate hatte die Betriebsstörung gedauert.

Aber es waren traurige, öde Monate, und es war eine jämmerliche Arbeit, dies Wühlen in halbverbrannten Lumpen, dies Flicken und Leimen.

Wir und die Versicherungsgesellschaften hatten für Witte das erste Lehrgeld mit etwa achthunderttausend Mark bezahlt; aber es bedurfte noch zwei nahezu ebenso grosser Brände, die an den beiden auf unseren Brand folgenden Sonntagen wüteten, um ihn sein Amt ausüben zu lehren. Am 17. Oktober brannte die Ermler'sche Tabaksfabrik in der Brüderstrasse, am 24. Oktober eine grosse Fabrik vor dem Oranienburger Tor nieder; von da ab funktionierte die Feuerwehr wieder tadellos; Scabell war gerächt.

Nach Vollendung des Wiederaufbaues und der erneuerten Inbetriebsetzung des Kaiserhofes war das, was mich an der Sache interessierte, vorbei. Ich behielt die Direktion noch bis zum Jahre 1880. In dieser Zeit wurden die Restgrundstücke bis auf eins verkauft, ein erheblicher Reservefonds angelegt, die Weingrosshandlung in schwunghaften Betrieb gesetzt. Die Einnahmen des

Kaiserhofs steigerten sich von Jahr zu Jahr, trotz der beginnenden Konkurrenz neuerbauter Hotels, und eine gleichmässige, stetige Prosperität war in Aussicht. Meine Tätigkeit beschränkte sich auf die Kontrolle und die Revision der Rechnungen und Bestände. Im Jahre 1880 legte ich die Direktion nieder und übernahm die alleinige Leitung der Deutschen Baugesellschaft, aus der X. eben ausgetreten war. Ich wende mich den Schicksalen dieser Gesellschaft bis zum Jahre 1880 jetzt wieder zu.

Das Scheitern des Markthallenprojekts war der Todesstoss für die Deutsche Baugesellschaft und gerade in demselben Moment, wo dieser vernichtende Schlag fiel, trat die allgemeine Depression ein, die mit unveränderter Stärke bis in den Anfang der achtziger Jahre dauerte, alle Unternehmungslust lähmte, und den Ruin einer ganzen Reihe gesunder Unternehmungen zur Folge hatte. Allerdings fegte sie auch alles ungesunde und faule hinweg, was in der Zeit des Miliardentaumels pilzartig aufgeschossen war, und wirkte somit im grossen und ganzen wohltätig und reinigend. Wie es mir beschieden war, siebzehn Jahre lang das lecke Schiff der Deutschen Baugesellschaft durch alle Strudel zu steuern, es auszubessern und wieder seetüchtig zu machen, soll der Gegenstand der nächsten Seiten sein. Die Vorstellung, die ich früher von der unbeugsamen Energie der Geschäftsmänner, von ihrer Kaltblütigkeit in guten und schlechten Zeiten gehabt hatte, war durch meine nähere Bekanntschaft mit diesen Herren sehr wesentlich erschüttert, ja in ihr gerades Gegenteil verkehrt worden. Ich fand sie übermütig und waghalsig, sanguinisch und den tollsten Illusionen zugänglich im Glück, kleinmütig und niedergeschlagen im Unglück. So lange alles gut ging, waren Millionen gar nichts, als das Blatt sich wendete, waren sie abgeneigt, ein paar Groschen für die allernotwendigsten Reparaturen aus zugeben. Es war alles aus, es konnte nie besser werden, und sie warfen mutlos die Flinte ins Korn.

Ich übergehe einige schwächliche Versuche, die noch gemacht wurden, die Leiche des Markthallenprojekts zu einem Scheinleben zu galvanisieren; sie verliefen im Sande, und dienten nur dazu, durch trügerische Hoffnungen uns ein Jahr länger die Hände zu binden, leeres Stroh zu dreschen und den Zustand der Untätigkeit und Ungewissheit zu verlängern. Die Markthallengesellschaft wurde aufgelöst, und die Deutsche Baugesellschaft sass nun mit den grossen zu Markthallenzwecken angekauften Komplexen da, und wir mussten überlegen, was wir jetzt damit anfangen sollten. Von mir persönlich will ich noch sagen, dass ich meinen Entschluss zu segnen hatte, selbst keine Geschäfte, keine Grundstücksspekulationen anzufangen, so verlockend dies auch in den ersten Monaten meines Berliner Aufenthalts war. Tagtäglich wurden uns solche Geschäfte angeboten, ich sah rund um mich herum die Menschen Millionen verdienen, — aber nach dem kurzen Rausch sah ich sie auch wieder die Millionen verlieren; sie waren wie der Fischer Barone, Grafen, Fürsten, Kaiser und Päpste, und als sie sich eben liebe Götter wähnten, sassen sie alle wieder in der Fischerhütte. Dem entging ich glücklicherweise, aber es gehörte kaltes Blut dazu, sich nicht von dem Strudel, der um einen herumtobte, fortreissen zu lassen.

Unsere Grundstücke lagen alle natürlicherweise in guten Gegenden Berlins, da sie zum Ersatz der belebten Wochenmärkte bestimmt gewesen waren, und darum waren wir günstiger daran, als die unzähligen Terraingesellschaften, Ostend und Südend und Nordend und Westend, und wie sie alle hiessen, die alle Kartoffeläcker und Wüsteneien rund um Berlin angekauft hatten, um daraus sogenannte Villenkolonien für einige Millionen Menschen zu machen. Aber wir hatten unser Augenmerk auf schlechte, alte, baufällige Häuser in diesen guten Gegenden gerichtet, an denen damals nirgend in Berlin Mangel war, da sie natürlich viel billiger zu haben waren, als bessere Gebäude. Nun war die grosse

Frage, was sollte mit den Komplexen werden? Zu allen grossen Unternehmungen fehlte Mut und Geld. Wir selbst hatten unser ganzes Kapital in den Grundstücksankäufen festgelegt. Zwar waren von unserm Kapital erst siebzig Prozent eingezahlt; aber mein Vorschlag, die andern dreissig Prozent zum Teil einzufordern und an Stelle unserer schlechtesten Baracken gute Wohnhäuser zu bauen, die uns dann wenigstens eine Rente gegeben hätten, und auch wieder verkäuflich gewesen wären, wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. Man wollte die Aktionäre schonen, und ihnen nicht eine neue Einzahlung zumuten, und man klammerte sich noch an der Hoffnung fest, die Komplexe würden als Komplexe bald wieder Verwendung finden. Namentlich hielt man für sicher, die Stadt werde jetzt selbst mit dem Markthallenbau vorgehen, und uns dann alle unsere Grundstücke, oder doch den grössten Teil abnehmen. Ich will gleich erwähnen, dass die Stadt erst viele Jahre später sich zum Markthallenbau entschloss, und dann nicht ein einziges Grundstück von uns nahm, obgleich sie an mehreren Stellen in unmittelbarster Nähe von uns baute. Die Stadt konnte uns nie vergeben, dass sie uns schlecht behandelt hatte.

In den Jahren bis zum Wiederaufbau des Kaiserhofs führte X. die Geschäfte der Deutschen Baugesellschaft ziemlich allein, und es zeigte sich von Jahr zu Jahr mehr, dass er hierzu ganz ungeeignet war. Er war wesentlich ein Aktenmensch, hatte alle formellen Geschäfte in ausgezeichnetester Ordnung; aber in den Häusern liess er sich nie sehen, und auf Verhandlungen mit Mietern, überhaupt mit Menschen verstand er sich garnicht. „Kommen Sie schriftlich ein", dieses Zauberwort der Behörden war auch sein gewöhnlicher Bescheid an alle, die mit ihm verhandeln wollten. Dass ein Mieter, der ewig lange bei ihm hatte antichambrieren müssen, dem dann alle Reparaturen in der von ihm ausersehenen Wohnung kurzweg abgeschlagen wurden, der

garkeine Konzession in Bezug auf die Miete erlangen konnte, und der schliesslich auf den schriftlichen Weg der weiteren Verhandlung verwiesen wurde, degoutiert war, und nicht wieder kam, versteht sich von selbst. Ich habe später oft erfahren, dass eine sehr schlechte Zigarre, die ich zu rauchen gab, und ein noch schlechterer Witz, den ich machte, mir manche Tapete und manchen gestrichenen Fussboden erspart hat; vor allen Dingen aber musste man die Menschen schwatzen lassen, und geduldig die Krankheitsgeschichten ihrer Frauen und Kinder mit anhören — X. schmiss solche unglückliche Erzähler sofort heraus.

So wurde im Lauf der Jahre unsere Mieterschaft immer schlechter. Aber das Drückendste war eine schwebende Schuld von Anfangs 1 500 000 Talern, die wir bei dem Berliner Bankverein aufgenommen hatten, und die zu tilgen in den ersten Jahren unser Hauptbestreben war, und sein musste, da wir enorme Zinsen zu zahlen hatten. Wenigstens hierzu hätte man eine Einzahlung von den Aktionären einfordern sollen, aber die Angst vor ihnen verhinderte es. So sind denn die Jahresberichte der Jahre 1873 bis 1876 nichts als Variationen auf das Thema „Es geht schlecht, und immer schlechter“ mit schwachen Hoffnungsvertröstungen, es müsse doch endlich einmal besser werden, aber es wurde nicht besser. Die Häuser wurden immer baufälliger, die Wohnungen immer miserabler, es blieben immer mehr leer stehen, die Qualität unserer Mieter wurde immer bedenklicher.

Der Aufsichtsrat drängte stürmisch, wir sollten und müssten verkaufen, denn das Phantom der Komplexverwertungen war allmählich verschwunden. Aber wo waren die Käufer? Wenn sich ein solcher einmal meldete, so bot er Preise und Anzahlungen und sonstige Bedingungen, die gänzlich unannehmbar waren; unter unsern Buchpreisen sollte kein Verkauf abgeschlossen werden, sonst hatten wir sofort eine Unterbilanz. Die Eingänge aus

den Mieten deckten nur gerade die Hypothekenzinsen und Verwaltungskosten. Da erfuhren wir zu unserm grossen Schrecken 1876, Z. werde in unsere Direktion eintreten. Der hatte unsere einflussreichsten Aufsichtsräte beschwatzt, X. sei nur zu schwerfällig, verkaufen könne man schon, wenn man es nur richtig anfange. Er würde das ganz schnell und leicht besorgen. Wir kannten beide den Herrn zur Genüge, um zu wissen, dass sein Eintritt in die Direktion — abgesehen von der persönlichen Unannehmlichkeit für uns — der Gesellschaft nicht zum Heil gereichen könne. Indessen weigern konnten wir uns nicht, und mussten es über uns ergehen lassen, ihn zum Kollegen, und zwar für den Augenblick zum allmächtigen Kollegen zu bekommen. Erleichtert wurden seine Verkaufspläne dadurch, dass in demselben Jahr eine Reduktion des Aktienkapitals im Betrage von drei Millionen Mark zum Kurse von sechzig Prozent erfolgte, die einen rechnerischen Überschuss von 1 117 500 Mark liess. Dieser wurde als Spezialreserve konstituiert, zu Abschreibungen von Grundstücksverkäufen, die unter unserm Buchpreis weggegeben wurden.

Und nun war es wirklich erstaunlich und vorläufig eine helle Freude für den Aufsichtsrat und ein grosser Triumph für den genialen Z., wie flott sich der Verkauf unserer Grundstücke machte. Zwar erschienen X. und mir die Käufer, die Z. heranschleppte, nicht sehr vertrauenswert, zwar leisteten sie lächerlich geringe Anzahlungen, zwar waren die erzielten Preise bedeutend unter unsern Buchwerten, — im ersten Jahr ergab sich ein Schaden von 234 000 Mark, im zweiten ein solcher von 237 000 Mark, und wir sagten uns vertraulich, dass, wenn wir an solche Leute (wir kannten die Herren aus zahlreichen Unterhandlungen, die sie vor der neuen Aera fruchtlos mit uns angeknüpft hatten) und zu solchen Bedingungen hätten verkaufen wollen, dies uns ebensogut gelungen wäre. Aber die Aufsichtsräte bestätigten jubelnd alle Anträge von Z., und wir stimmten schweigend

zu, jeder Widerspruch wäre nutzlos gewesen, und uns nur als grüner Neid gegen den Wundermann ausgelegt worden. So wurden wir in zwei Jahren sechzehn Grundstücke los, alle mit minimalen Anzahlungen, sehr hohen für uns natürlich an letzter Stelle eingetragenen Restkaufgeldern, zu Schundpreisen, und an notorisch vermögenslose Bauschwindler.

Der Rückschlag erfolgte nur zu schnell; bis zum Jahre 1880 hatten wir alle verkauften Grundstücke in der Subhastation wieder zurückerwerben müssen, zum Teil in noch desolaterem Zustand, zum Teil mit liederlich angefangenen schlechten Neubauten, zum Teil mit halb oder ganz fertigen jämmerlichen Mietskasernen bebaut. Wenn wir auch nur für den baren Verlust beim Verkauf die Bauten selbst vorgenommen hätten, so wären sie zweckentsprechender und solider ausgefallen. Übernehmen aber mussten wir sie wieder, wenn wir nicht den ganzen Kaufpreis verlieren wollten, denn dieser steckte bei den geringen geleisteten Anzahlungen fast ganz in den in letzter Stelle eingetragenen Restkaufgeldern.

Da war es denn mit der Herrlichkeit von Z vorbei; er verliess 1880 die Direktion der Deutschen Baugesellschaft, mit ihm zusammen schied X. aus; nominell traten dafür die beiden Baumeister Strauch und Hin von der Aktiengesellschaft für Bauausführungen ein; faktisch hatte ich von da an die Leitung der Geschäfte allein. Ich fand einen beinahe vollständigen Stillstand der Geschäfte, im tiefsten Verfall begriffene Häuser, zu vollendende übernommene Bauten schlechtester Art vor. Die allgemeinen Verhältnisse verharrten auch in tiefster Stagnation. Überall standen zahlreiche Wohnungen leer, denn wenn sich auch die Bevölkerung Berlins in diesen Jahren vermehrt hatte, so hatte doch das Angebot von Wohnungen diesen Zuwachs weit überflügelt; und es liegt auf der Hand, dass bei so grosser Auswahl neuer, und wie der Wohnungsannoncenjargon sich ausdrückte „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter“ Wohnungen die Nachfrage nach unsern

alten, baufälligen und verwohnten Löchern keine besonders lebhafte war. Bei dem absoluten Sparsystem bisher hatte der Verfall unserer Häuser erschreckende Fortschritte gemacht. Mit einem Wort, so ging es nicht weiter.

Mein Programm, das die Billigung des Aufsichtsrates fand, war folgendes: Es wurde in einer Reihe von Beratungen im Verein mit sachverständigen Baumeistern ein fester Plan aufgestellt, der im wesentlichen dahin ging, die Baulichkeiten einzuteilen in drei Kategorieen; solche die unbedingt und unverändert erhalten werden mussten, weil sie infolge der zweckmässigen Anlage die höchstmögliche Rente gewährten, solche, die noch eine längere oder kürzere Zeit mit teilweisen Verbesserungen und Erneuerungen und Aussicht auf spätere Veränderungen erhalten werden konnten, und solche, die unbedingt und sofort zu beseitigen waren.

Sofort nach meiner Übernahme der Direktion unterzog ich mich der Arbeit, die viele Wochen in Anspruch nahm, alle Wohnungen genau aufzunehmen mit sämtlichen Räumen, und darüber ein Kataster aufzustellen, das ich den Vermietungen zu Grunde legte, die bis dahin von einem Bureaubeamten abgeschlossen waren, nicht zum Vorteil der Gesellschaft, die ich aber von da ab mir selbst vorbehielt. Ausserdem teilte ich unsere Grundstücke nach der örtlichen Lage in sechs Reviere, von denen ich wöchentlich eins revidierte, wobei ich mit den Hausverwaltern konferierte und die Wünsche nnd Beschwerden der Mieter entgegennahm. So war dies Jahr ein recht arbeitsreiches für mich. Dafür setzte der Aufsichtsrat, ausser dass er das Gehalt für X. ganz ersparte, das meinige um viertausendfünfhundert Mark herunter. Indessen war diese Maassregel nur vorübergehend, als sich der Erfolg meiner Tätigkeit zeigte, erhielt ich mein früheres, sehr reichlich bemessenes Gehalt wieder. Und der Erfolg liess nicht lange auf sich warten: die Einnahmen aus den Mieten stiegen von Jahr zu Jahr. Mein

Programm wurde buchstäblich durchgeführt und bewährte sich durchaus.

Ich will nun schildern, wie es in dieser Zeit auf meinem Bureau zuging und wähle dazu einen Quartalstag, etwa einen ersten April oder einen ersten Oktober. Wenn ich um neun Uhr in mein Bureau kam, so begrüssten mich auf meinem Tisch rechts einige dickleibige Aktenbände, — die Abrechnungen über einen Neubau und über die Hausreparaturarbeiten des verflossenen Quartals, die mich für einige Wochen angenehm beschäftigen sollten, und links ein mächtiger Stoss Briefe, die Kündigungen für den ersten Oktober enthaltend. Während ich noch damit beschäftigt bin, schrillt das Telephon, — ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, es in meinem Zimmer anbringen zu lassen. „Wer dort?" Es ist ein Mieter, der jammert, er könne nicht in die gemietete Wohnung, sein Vorgänger habe keine Wohnung bekommen und räume nicht. Wenden Sie sich an die Polizei, das ist nicht unsere Sache. Ich bemerke hier, dass jeder Mieter zwar höchst entrüstet war, wenn wir zum Beispiel nicht dulden wollten, dass er, um einen Eisschrank zu sparen, tagelang sein Eingemachtes unter die Wasserleitung stellte, und behauptete, das ginge uns gar nichts an, und wir hätten ihm nichts zu befehlen, dagegen bei jeder Zänkerei mit einem Nachbarn unsere Intervention anrief.

Nachdem die Briefe erledigt sind, wende ich mich den Kündigungen zu, die alle Quartale massenhaft einlaufen, und zerbreche mir den Kopf darüber, warum so erschrecklich viele Menschen jährlich die Wohnungen wechseln. Wenn der Dichter sagt: der Wechsel unterhält, doch nützt er kaum, so nützt der Wohnungswechsel gewiss nicht, aber man kann doch wahrhaftig auch nicht sagen, dass er unterhält. Ich kann mir ja viele Fälle denken, wo das Ausziehen eine traurige Notwendigkeit ist, auch solche, wo jemand eine grössere und hübschere Wohnung haben möchte, aber alle diese Fälle machen

den Kohl nicht fett; die meisten ziehen ohne jeden erdenklichen Grund aus; sie verlassen Stube, Kammer und Küche Friedrichstrasse 250 im zweiten Hof drei Treppen rechts und ziehen nach Wilhelmstrasse 7 im zweiten Hof drei Treppen links in eben solche Stube, Kammer und Küche für denselben Preis, fangen sofort an, mit den Flurnachbarn sich ebenso zu zanken, wie sie sich mit den vorigen gezankt haben — und kündigen nach einem Jahr wieder. Aus solchen Gedanken reisst mich wieder das Telephon: Wer dort? Ein neu einziehender Mieter: „Kommen Sie doch schnell her, der Schlüssel vom Klosett fehlt.“ Lassen Sie ihn sich von dem vorigen Mieter geben! „Der sagt, er hat nie einen gehabt.“ Unsinn! — „Ja, was soll ich denn aber machen?“ Machen Sie nichts! Schluss! — Ein Bote bringt die Quartalsrechnungen über Reparaturen an den Gas- und Wasseranlagen, weitere erbauliche Arbeit für acht Tage. „Herr Direktor,“ sagt ein eintretender, äusserst semitisch aussehender Herr, ich möchte ein Terrain für einen Synagogenbau.“ Ich zeige ihm unsere Grundstückspläne, in denen er sich gar nicht zurechtfinden kann. Er seufzt: „Ach, ich habe früher solchen netten Baumeister gehabt, er ist gestorben, es war der Herr Julius Cohn.“ So? Das war ja ein entfernter Verwandter von mir. „Herr Direktor,“ ruft er erfreut, „sogleich Sie sind einer von unsre Leut', kann ich Ihnen ja alles sagen!“ Und nun ergiesst er sich in einen Redeschwall, dass oben die Damen zu sitzen kommen, hinter ein vergittertes Fenster, Sie wissen ja, und unten die Herren — ich unterbreche ihn mit der Bitte, an einem anderen Tage als gerade dem Quartalsersten wiederzukommen, denn im Vorzimmer steht es schon Kopf an Kopf — und werde ihn endlich los. Ihm folgt auf dem Fuss ein Mieter eines kleinen Tabaksladens, der irgend ein Anliegen hat und stillschweigend sechs Zigarren von grünlichem Äussern neben mich legt. Was soll das? „Nu, ich weiss, Sie rauchen, und da wollte ich mir erlauben —“ Herr, sind Sie verrückt,

schreie ich ihn an, machen Sie, dass Sie rauskommen! — „So bin ich noch nie behandelt, Sie müssen ein Partisan von Stöcker sein!“ kreischt er und verschwindet. Einer von unsre Leut' und Partisan von Stöcker im Laufe von fünf Minuten — das ist alles, was sein kann. —

Und so geht es den ganzen Vormittag — Leute, die gleich eine Wohnung haben wollen; es sind anderswo Exmittierte, natürlich bekommen sie keine; solche, die ihren Kontrakt angeblich verloren haben; ein altes Frauchen, die vom Lande nach Berlin gezogen ist und bei uns gemietet hat, sie hat zu ihrem Schrecken entdeckt, dass die modernen Berliner Öfen keine Wärmröhre haben: „Wo soll ich denn Äpfel braten, Herr Direktor,“ fragt sie. „Die Bratäpfelfreude für meine Enkel kann ja dann nicht eingerichtet werden!“ Das rührt mein altes Landwirtsherz, und ich verspreche ihr eine Wärmröhre. Sie dankt mit Tränen der Rührung; aber sie hat nie mehr in der schönen Wärmröhre Äpfel gebraten, denn im Herbst starb sie. Ein Grundstücksagent: „Ein famoses Geschäft hab' ich für Sie; ein schwerreicher Mann will sich hier ankaufen, Geld spielt gar keine Rolle!“ Im Laufe des Gesprächs merke ich, dass Geld wirklich gar keine Rolle bei dem Geschäft spielt: er bietet zum Tausch ein Torfbruch an einer projektierten Eisenbahn, dann ein anzulegendes Braunkohlenbergwerk in Schlesien, dann ein Gut in der Tucheler Heide mit fünftausend Morgen freudig emporwachsendem Kiefernwald und einer Windmühle, dann wird er hinausgeschmissen und ruft durch die sich schliessende Tür: „Ich komme wieder, wollen Sie vielleicht einen Baukomplex an der einsamen Pappel?“ — Darüber ist ein schweres Unwetter heraufgezogen, der Regen giesst stromweis herab, und das Telephon steht nicht stille; von allen unseren Häusern wird gemeldet. „Es regnet durch, es regnet durch, es regnet durch.“ — Alle unsere Dächer sind wie die Siebe. Aber das Wetter hält wenigstens die Menschen ab, mich weiter zu kujonieren. Nur ein börsenbesuchender Aufsichtsrat kommt

noch in einer Droschke erster Klasse angerasselt und fragt: „Warum ist eigentlich Deutsche Baugesellschaft heut an der Börse gefallen?“ Ich verschlucke die Antwort jenes Sachsenhäuser Schiffers an den Landgrafen von Hessen, der ihn fragte, ob der Rhein fallen werde: „Du Ochs, weiss ich's?“ und begebe mich zu einem verspäteten Frühstück in meine Wohnung. Und Nachmittag kommt die Häuserrevision: die verlassenen Wohnungen mit zerfetzten Tapeten, Fettflecken an den Wänden, zerbrochenen Scheiben, zersprungenen Ofenkacheln, verbeulten Badewannen, Flöhen, Wanzen, Papierschnitzeln, Monate altem Schmutz, fehlenden Schlüsseln, oft sogar fehlenden Ofentüren. Am tollsten sahen überall die Küchen aus. Nun steht zwar in allen, ihrer drakonischen Härte wegen verschrieenen Mietskontrakten, dass die abziehenden Mieter für alle solche Schäden verantwortlich sind, und dass der Vermieter berechtigt ist, an ihren Sachen das Retentionsrecht auszuüben. Der Mieter versichert auch, dass die Möbel sein Eigentum seien. Vorkommenden Falls aber, und wenn man bei ganz besonders schreiender Verwüstung der Wohnung einmal ein Exempel statuieren will, dann produziert der Mieter kaltblütig einen Leihvertrag über das Mobiliar, und es findet sich, dass nicht ein Stück ihm gehört. Mit einem Wort trotz aller Klauseln des Mietsvertrages hat der Mieter fast in allen Fällen den Vermieter in der Hand. Bei anständigen, vermögenden Mietern sind solche Verklausulierungen unnütz, bei den anderen, für die sie eigentlich gemacht sind, kann man ihre Erfüllung nicht erzwingen, denn sie haben nichts woran man sich halten könnte. Man lässt sie ziehen, ist froh das man sie los ist, und vermietet von neuem an Leute desselben Kalibers. Eine ganz besondere Klasse sind die sogenannten Trockenwohner, die ein Geschäft daraus machen, blitzblanke, fungelnagelneue Wohnungen in Neubauten billig auf ein Jahr zu mieten, sie schrecklich zuzurichten, um dasselbe Spiel in einem anderen Hause von neuem anzufangen. Und eine andere,

und sehr zahlreiche Klasse sind die Chambregarnie-Vermieter. Früher hörte ich immer die Klage, es gäbe so wenig Menschen in Berlin, die ein Haus allein bewohnten. Ich überzeugte mich durch meine Erfahrungen in der Deutschen Baugesellschaft, dass es sehr, sehr wenig Menschen giebt, die ihre Wohnung allein bewohnen. Wir hatten eine Menge Mieter, die Wohnungen von zehn, zwölf Zimmern inne hatten, und mit Frau und Kindern in der Küche wohnten, während alle Zimmer an Chambregarnisten aftervermietet waren.

Und wie solche, stets wechselnden, und durch garkein Interesse an die Wohnung gebundenen Aftervermieter die Zimmer zurichten, das spottet jeder Beschreibung. — Das sind die soeben verlassenen Wohnungen. Und alle Höfe, alle Strassendämme stehen voll Möbelwagen der neu einziehenden Mieter. Wie sieht ein solcher Wagen aus! Man packe die schönsten neuen Sachen auf ein derartiges Gefährt, und man glaubt eine Fuhre Gerümpel vor sich zu haben. Aber wenn's wirklich altes Gerümpel ist, dann ist der Anblick unbeschreiblich. — So geht mein Nachmittag hin, und müde und zerschlagen komme ich nach der Mohrenstrasse zurück. Da steht im Flur ein Mann, und riecht auf zehn Schritt nach Schnaps. „Herr Direktor, Sie haben mich exmittieren lassen?“ Ja lieber Freund, Sie haben seit anderthalb Jahren nicht einen Groschen Miete gezahlt, mit allen Nachbarn Streit gehabt, und Ihre arme Frau alle Augenblicke geprügelt. Kein Wirt in Berlin hätte soviel Nachsicht mit Ihnen gehabt. Machen Sie jetzt mal einen anderen glücklich. —

Und mit solchen Misèren musste ich siebzehn Jahre meines Lebens verbringen.

Im Jahre 1884 trat ein Ereigniss ein, das tief einschneidend auf die Verhältnisse der Deutschen Baugesellschaft wirken sollte, und den ersten Sturm gegen Aufsichtsrat und Direktion entfesselte. Es wurde ein neues Aktiengesetz erlassen, das die Quadratur des Zirkels lösen sollte, die Dummen gegen die Folgen ihrer Dumm-

heit zu schützen. Oder eigentlich nicht die Dummen, sondern die Habgierigen gegen die Folgen ihrer zu grossen Habgier. Es ist ja unleugbar, dass eine Menge Menschen infolge des grossen Schwindels nach dem Kriege Geld verloren hatten; es ist eben so unleugbar, dass Leute, die auch in anderen Zeiten an der Börse spekulieren, ohne etwas davon zu verstehen, Nackenschläge bekommen; aber doch eben nur solche, die sich darauf einlassen. Dann wird die Börse ein Giftbaum genannt, dann wird das Aktiengesetz verantwortlich gemacht, dann schlagen die Leute, wie die kleinen Kinder, die Tischecke, an der sie sich gestossen haben. Mir hat die Börse nie etwas zu Leide getan, denn ich bin nicht hingegangen, ich habe nie an Grundstücksspekulationen Geld verloren, denn ich habe mich nicht darauf eingelassen, so nahe mir auch die Versuchung lag. Diesmal also war das Aktiengesetz die Tischecke, die an dem Unglück Schuld war, und sie sollte abgerundet werden, damit die Unvorsichtigen sich nicht so weh täten, wenn sie dagegen liefen. Und es ging hier, wie es immer geht: Der Passzwang hat früher nie verhindert, dass die Gauner und Verbrecher vollkommen tadellose Legitimationspapiere in Händen hatten, — der grosse Polizeirat Dunker hat einmal gesagt, er habe nie einen Spitzbuben gesehen, dessen Pass nicht in Ordnung war — aber zahllosen ehrlichen Reisenden wurden dadurch die dummsten Schwierigkeiten, Kosten, und Scherereien bereitet. So war es auch mit dem neuen Aktiengesetz: es hat nicht verhütet, dass die Dummen sich an der Tischecke stiessen, aber es brachte uns zum Beispiel in sehr grosse Schwierigkeiten, und trieb den ersten Keil in unsere Gesellschaft, wodurch schliesslich Elementen der unsaubersten Art der Eingang ermöglicht wurde, die uns in die Luft sprengten. Ich habe darüber in unserm Jahresbericht im Jahre 1884 folgendes den Aktionären mitgeteilt: Ehe wir zu der Detailerläuterung unserer Bilanz und des Gewinn- und Verlustkontos

übergehen, müssen wir der Einwirkung gedenken, welche das neue Aktiengesetz auf die Einschätzung unserer Grundstücke ausübt.

Wir haben diese bisher stets und sämtlich zum Anschaffungs- respektive Herstellungswert in die Bilanz eingestellt, dagegen einen für unsern gesamten Grundstückbesitz gemeinschaftlichen Reservefonds gebildet, aus dem etwaige Verluste bei Verkäufen gedeckt werden sollten, und welcher durch Zuführungen von Gewinnen aus Verkäufen eventuell erhöht werden konnte.

Wir halten diesen Reservefond für voraussichtlich genügend, um einen Verlust aus dem Verkauf sämtlicher Grundstücke unter normalen Verhältnissen zu decken, und sind in dieser Ansicht auch durch eine neuerdings vorgenommene Abschätzung unserer Grundstücke bestärkt worden.

Die Prinzipien, welche uns bei dieser Abschätzung geleitet haben, sind folgende:

Erstens: Bei den ausgebauten, und in gutem, baulichen Zustande befindlichen Mietshäusern legten wir eine doppelte Abschätzung an: einmal nach den Prinzipien der gerichtlichen Taxen der Beleihungen von Grundstücken; dann zweitens, nach dem mit fünf Prozent kapitalisierten Mietsertrag nach Abzug aller Reparaturen und Unkosten; und da die letzte Taxe die niedrigere war, haben wir sie für uns als maassgebend betrachtet, zumal der Verkaufswert von Miethäusern im allgemeinen durch die Nettorente bedingt wird.

Zweitens: Die zum Abbruch bestimmten Häuser und die unbebauten Grundstücke haben wir, ohne Rücksicht auf den Wert der Baulichkeiten bei ersteren und auf den vorhandenen Mietsertrag lediglich als Baustellen nach den Werten der betreffenden Stadtgegenden abgeschätzt. Es würde danach der zu Abschreibungen auf unsern Grundbesitz vorhandene Reservefonds nicht nur ausgereicht haben, derselbe würde sogar nicht voll in Anspruch genommen worden sein. Nach den Bestimmungen des

neuen Aktiengesetzes ist es indes, eingeholten juristischen Gutachten zufolge, notwendig, dass bei der Taxierung des Bilanzwertes der Herstellungs- respektive Ankaufswert jedes einzelnen Grundstücks für sich nicht überschritten werden darf, auch wo der Marktwert ein höherer ist, während andererseits eine Abschreibung zu erfolgen hat, für jedes Grundstück, dessen Markt- oder Ertragswert niedriger ist, als der bisherige Buchwert.

Die Deutsche Baugesellschaft ist aber bekanntlich bei ihren Grundstückserwerbungen für die seiner Zeit projektierten Markthallenkomplexe unter Anweisung des königlichen Polizeipräsidiums genötigt gewesen, sehr verschiedenartige Preise oft für unmittelbar zusammenliegende Grundstücke an derselben Strasse zu zahlen. Dafür ist der Durchschnittspreis nicht mehr maassgebend, und eine Durchschnittsreserveberechnung nicht mehr zulässig; wir müssen die Reserve, respektive Abschreibung, ausschliesslich für die Minderwerte der einzelnen Grundstücke, ohne Rücksicht auf die Mehrwerte anderer, berechnen. Obschon das neue Aktiengesetz erst für die diesjährige Bilanz, und nicht unbedingt schon für die des abgelaufenen Jahres maassgebend ist, so wäre es doch unrichtig, die vorliegende Bilanz noch nach anderen, als den für die Zukunft maassgebenden Prinzipien aufzustellen.

Die strikte Anwendung der neuen gesetzlichen Vorschriften ergiebt eine rechnungsmässige Unterbilanz.

Schwerlich hat der Gesetzgeber diese Wirkung beabsichtigt. Aber nach dem Wortlaute des Gesetzes und dem Gutachten unseres Syndikus sind wir genötigt, die Bilanz in der angegebenen Weise aufzustellen, obgleich sie das wirkliche Vermögen der Gesellschaft nicht wiedergibt. In welchem Maasse entstellt unsere Bilanz durch die Bestimmungen des Aktiengesetzes erscheint, möge durch die Betrachtung zweier Häusergruppen am Hausvoigteiplatz dargetan werden; die eine hatten wir verhältnismässig teuer — wenn auch nach heutigen

Preisen noch immer billig — erworben; diese durften wir zu den Buchpreisen ansetzen, da dieselben den heutigen Taxwert noch nicht erreichen. Die Buchpreise sind aber auch für den zweiten, sehr günstig erworbenen Komplex maassgebend; durften wir diesen zu denselben Preisen wie jenen ersten einsetzen, so würde unsere scheinbare Unterbilanz verschwinden. Während also das Gewinn- und Verlustkonto 1883 mit einem Überschuss abschloss, ergiebt das diesjährige eine Unterbilanz, ein Ergebnis, das durchaus nicht in den Verhältnissen unserer Gesellschaft, sondern lediglich in den neuen gesetzlichen Bestimmungen liegt. —

Wir hatten also eine rechnungsmässige Unterbilanz, und konnten keine Dividende erteilen. Wir sahen der Generalversammlung mit trüben Ahnungen entgegen, und sie wurden durch den Erfolg noch übertroffen; denn ein Aktionär, der keine Dividende bekommt, ist ein wildes Tier. Das ganze Jahr über bekümmert er sich um die Gesellschaft garnicht, bekommt er Dividende, so ist er zufrieden, und tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes; geht's aber einmal in Bezug auf den Coupon nicht nach seinen Wünschen, dann wird er eklig. Er inspiziert „seine“, das heisst der Gesellschaft gehörige Häuser; sieht er irgendwo eine zerbrochene Fensterscheibe, dann lässt die Gesellschaft „sein“ Eigentum zu Ruinen verfallen, wird aber ein Haus abgeputzt, dann vergeudet die Gesellschaft „sein“ Geld in unsinnigen und zwecklosen Reparaturen. Hängt ein Mietszettel am Haus, dann sorgt die nachlässige Direktion nicht für die Besetzung der Wohnungen. Und in der Generalversammlung, die in günstigen Zeiten so schwach besucht ist, dass man mit Mühe und Not ein paar Unterschriften für das Protokoll bekommen kann, sitzen sie Kopf an Kopf mit zorngeröteten Gesichtern und halten fürchterlich Gericht über die unfähige Direktion. Und ihre Ausdrucksweise ist nicht gewählt; sie sprechen von der Leber weg, wie es deutschen Männern geziemt.

In unserem Fall hatte die Sache ja eine sehr komische Seite: das neue Aktiengesetz war erlassen zum Schutz der armen betrogenen Aktionäre gegen die gewissenlosen Bilanzverschleierungen der räuberischen Direktoren und Aufsichtsräte. Nun waren wir mit der sich für uns ergebenden Folge dieses Gesetzes ganz einverstanden, und die Aktionäre tobten. Das ist der Krebsschaden fast aller Aktiengesellschaften, dass die Generalversammlung in ihrem Dividendenhunger stets darauf drängt, den ganzen Jahresgewinn womöglich bis auf den letzten verteilbaren Rest als Dividende zu verausgaben, und dass man so nie zu einer ordentlichen Reserve kommt, so weit solche nicht gesetzlich angeordnet ist. Die Folge ist dann, dass man bei jedem etwa hervortretenden Geldbedarf zu neuen Kapitalsemissionen schreiten muss, die als Prioritätsanleihe a, b, c, d, figuriert, und natürlich von dem Aktienkapital verzinst wird.

Seit dieser Generalversammlung war eine latente Unzufriedenheit in den Kreisen unserer Aktionäre entstanden, die einen günstigen Boden für eine Gesellschaft erwerbsmässiger Agitatoren abgab, und die sich schliesslich in einer auf Antrag der Oppositionspartei einberufenen ausserordentlichen Generalversammlung Luft machte. Diese liess an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Die Opposition tobte und schrie, und ersetzte reichlich durch Schimpfereien, was ihnen an Gründen abging. Delbrück leitete die Verhandlungen meisterhaft. In einer glänzenden Rede führte er die Argumente einer von mir verfassten Denkschrift weiter aus, und erklärte rund und nett, mit den Herren von der Oppositionspartei wolle er, und wolle der ganze Aufsichtsrat nicht die Geschäfte führen. Wenn diese also, wie es ihre ausgesprochene Absicht war, in den Aufsichtsrat gewählt würden, so legten sie sämmtlich ihre Stellen nieder. Darauf wendeten sich die Angriffe der Opposition gegen mich, und ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, den Herren meine Meinung zu sagen

Vor der Sitzung hatte mich Simson, der als unser Justiziarius das Protokoll führte, beschworen, ich möchte mich still verhalten; ich hatte die Absicht gehabt, gleich nach Delbrücks Erklärung meinerseits ihnen auch meine Stelle zu kündigen. Simson aber meinte, dazu habe ich noch immer Zeit, wenn die Würfel gefallen wären, und sehr ungern hatte ich ihm versprochen zu schweigen, wenn ich nicht direkt provoziert würde. Nun wurde mir vorgeworfen, ich verleite den Aufsichtsrat zu neuen, weit umfassenden Unternehmungen. Es sei mir ein grosses Terraingeschäft angeboten worden, ich hätte darüber verhandelt, die Grundstücke besehen, und dem Aufsichtsrat darüber Vortrag gehalten. Ich solle mich um andere Dinge nicht kümmern, sondern nur unsere Grundstücke verkaufen. Das kam mir nun äusserst erwünscht: Ich gab das Faktum ohne Weiteres zu (es war ein Geschäft, an dem nachher, von denen, die es machten, Millionen verdient wurden) erklärte aber, dass täglich solche Offerten an mich heranträten, dass ich sie alle prüfe, und prüfen müsse, wenn ich überhaupt wissen wolle, wie der Grundstücksmarkt stände, wie die Preise sich änderten. Ich exemplifizierte auf ihr Börsengeschäft und fragte sie, ob einer von ihnen wohl ein Papier kaufe oder verkaufe, ohne dessen Kurs zu wissen, den man sich nicht aus der Tiefe des sittlichen — oder unsittlichen fügte ich hinzu — Bewusstseins konstruieren könne, sondern der an der Börse gemacht werde. Die Börse für den Grundstückshandel sei aber der Verkehr mit den betreffenden Kommissionären, die Kenntnis, was gekauft, was verkauft, was am Markt sei, wonach Begehr sich zeige, sei nur auf diesem Wege zu erlangen; und wenn sie einen Strohmann als Direktor haben wollten, der nur wie eine Obstfrau hinter ihrem Korb sitze, und warte bis jemand komme, ihr etwas abkaufen, dann möchten sie sich einen andern nehmen, der sich dazu hergebe, ich sei für eine solche Rolle nicht zu haben.

Delbrück erklärte die Diskussion für geschlossen, betonte noch einmal, dass sämmtliche Anträge der Opposition für den Aufsichtsrat unannehmbar seien, dass die von ihnen beabsichtigten Neuwahlen die Demission der gesammten jetzigen Mitglieder zur Folge haben werde, dass wir aber bereit seien, Herrn F., den Gemässigtesten der Opposition, zu acceptieren, und es wurde zur Wahl geschritten. Der Angriff war noch einmal abgeschlagen, die Anträge wurden verworfen, F. gewählt, und so schloss diese unerquickliche Generalversammlung. Ich will gleich hier bemerken, dass F. sich sehr bald überzeugte, dass wir ganz vernünftig wirkten; er wurde aus einem Saulus ein Paulus; ich stand bald auf dem besten Fuss mit ihm, und hatte während der vier Jahre, die ich noch in der Deutschen Baugesellschaft war, an ihm nächst Delbrück, meinen wärmsten Freund. Er war mir sogar von sehr grossem Nutzen: er hatte die Fühlung mit der jetzt natürlich doppelt erbitterten Opposition nicht ganz aufgegeben, und unterrichtete mich so von ihren Plänen und den Punkten, auf die sie nun ihre Angriffe zu richten beabsichtigten.

Diese Angriffe ruhten nicht; sie wurden gleich nach jener Generalversammlung energisch fortgesetzt. Nachdem die Bemängelungen unserer Geschäftsführung im allgemeinen ad absurdum geführt waren, wandten sie sich gegen zwei andere Punkte: Nicht mehr der Aufsichtsrat war Gegenstand der Angriffe, sondern die Direktion. Mir wurde vorgeworfen, ich lasse die Aktionäre in meinen Jahresberichten zu sehr im Dunkel über die Spezialitäten des Geschäfts; hauptsächlich aber zeterte man gegen die Verbindung der deutschen Baugesellschaft mit der Aktiengesellschaft für Bauausführungen: Diese besorgte unsere Neubauten und unsere Reparaturen; und Baumeister Hin gehörte beiden Direktionen an, und bildete das vermittelnde Bindeglied zwischen ihnen.

Um diesen Vorwürfen, noch ehe sie in der Generalversammlung zur Sprache kommen konnten, die Spitze

abzubrechen, gab ich in dem Jahresbericht von 1885 Situationspläne unserer sämmtlichen Grundstücke, mit ausführlichen Erläuterungen über den baulichen Zustand der einzelnen Häuser, und liess Bilanz und Gewinn- und Verlustkonto so spezialisieren, dass Auskunft über alle Details bis zu den Schornsteinfeger- und Müllabfuhrkosten herab erteilt wurde. Nach dieser Spezialisierung des veröffentlichten Etats wies ich an der Hand des tatsächlichen Geschäftsverlaufs bei einer Reihe von Bauausführungen nach, dass die Verbindung unserer Gesellschaft mit der Aktiengesellschaft für Bauausführungen im direkten Gegensatz zu den Behauptungen der Oppositionspartei bisher zum grössten Segen für beide Gesellschaften ausgeschlagen sei und sich in jeder Hinsicht bewähre.

Die Generalversammlung für das Jahr 1885, der dieser Jahresbericht erstattet wurde, verlief ruhig; ich hatte der Opposition durch meine detaillierten Ausführungen jeden Boden zum Skandalmachen entzogen. Die Verbindung mit der Aktiengesellschaft für Bauausführungen wurde nicht nur nicht weiter bemängelt — die Opposition setzte sie nach ihrem endlichen Siege fort und auch die neu eingeführte Berichterstattung mit ihren Details blieb von da ab vorbildlich für die Jahresberichte unter dem neuen Regime.

Ich will hier noch eines andern Besitzes der Deutschen Baugesellschaft gedenken, die ich als trauriges Vermächtnis von X. übernommen hatte — die Vossstrasse. In den Gründerjahren war dem Grafen Voss sein Palais und sein herrlicher Garten in der Wilhelmstrasse abgekauft worden, um eine Grundstücksspekulation daraus zu machen. Der erste Plan der Strassenanlage und Parzellierung war ein überhasteter und gänzlich verfehlter. Von diesen ersten Gründern, die allerdings ein sehr gutes Geschäft machten, übernahm die Deutsche Baugesellschaft die Sache. Sie verkaufte die ersten Parzellen auch noch zu steigenden Preisen, X. aber beging den Fehler, mit

dem weiteren Verkauf zu zögern und auf immer höhere Preise zu halten. Ich war damals eben eingetreten, und er motivierte sein Verfahren mir gegenüber, als ich ihm mein Befremden ausdrückte, dass er sehr annehmbare Gebote zurückwies, damit, dass er behauptete, er wolle ein so rentables Geschäft auf mehrere Jahre verteilen, um so eine grössere Stetigkeit in der Dividende zu erzielen. Meinen Einwand, dass man ja garnicht wissen könne, ob die steigende Konjunktur sich halten werde, wies er verächtlich zurück. So mussten denn schliesslich die übrig gebliebenen Parzellen mit Schaden verkauft werden. Das Schlimmste aber war die Strasse, die in der unüberlegtesten Weise gelegt war. Sie sollte lediglick eine Privatstrasse und nicht für den öffentlichen Verkehr bestimmt sein. Das Polizeipräsidium hatte aber von vornherein den Abschluss derselben am Wilhelmsplatz und der Königgrätzerstrasse durch Gitter verboten; ohne solche war es garnicht zu verhindern, dass jedes beliebige Fuhrwerk sie benutzte, und bei der Überbürdung der Leipziger Strasse war vorauszusehen, dass sie einen sehr starken Verkehr zu deren Entlastung würde aufnehmen müssen. Man hätte also möglichst bald Schritte bei der Stadt tun sollen, um sie zur Übernahme der Strasse zu veranlassen. X., der als alter Bureaukrat bei aller Schroffheit gegen das gewöhnliche Publikum ein merkwürdiges Zartgefühl gegen Behörden hatte, unterliess dies. Er versäumte sogar die günstige Gelegenheit, als die Pferdebahngeleise in der Leipziger Strasse gelegt wurden, und der ganze Verkehr die Vossstrasse aufsuchen musste, rücksichtslos ihren Gebrauch als öffentliche Strasse zu verhindern. Er liess es zu, dass der Wochenmarkt vom Leipziger Platz in dieser Zeit dahin verlegt, dass ein Droschkenstand daselbst eingerichtet wurde, kurz, die Stadt benutzte die Strasse völlig unbeschränkt. Die unwiederbringliche Gelegenheit wurde verpasst, wo die Stadt die Strasse hätte übernehmen müssen; und wozu die Stadt nicht gezwungen wird, das tut sie

nicht. Dass es eine Ehrensache, ja, dass es die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit der Stadt war, eine Strasse, die sie brauchte wie das liebe Brot, und die sie ganz ungeniert zu allen öffentlichen Zwecken in Anspruch nahm, auch zu übernehmen, und sie sich nicht durch eine Privatgesellschaft pflastern, beleuchten, reinigen und unterhalten zu lassen, das kam den Vätern der Stadt garnicht in den Sinn.

Einstweilen verkaufte X. lustig drauf los alle an der Strasse liegenden Grundstücke und hinterliess mir den nackten, abgenagten Knochen, die Strasse, als beneidenswerten Besitz der Deutschen Baugesellschaft. Mir war das ganze Geschäft des Vossterrains von Anfang an durchaus unsympathisch und zuwider gewesen. Ein herrliches Gartengrundstück mit den schönsten uralten Bäumen zu devastieren, lediglich um eine scheussliche öde Strasse mit Mietskasernen daraus zu machen — selbst wenn einige Hunderttausend Mark dabei in die Taschen von Spekulanten flossen —, dafür konnte ich mich nicht begeistern, und der namenlose Ärger, den ich mit der Vossstrasse hatte, verbosste mich immer mehr gegen dieselbe. Einmal aber gelang es mir doch, ein Tröpfchen Honig aus diesem Giftbecher zu saugen — ich konnte das Marineministerium auch recht erheblich ärgern. Es war eine spasshafte Geschichte und sie trug sich folgendermassen zu:

Die Vossstrasse war so gelegt worden, dass sie auf ihrer südlichen Seite auf eine ziemliche Länge dicht an den Grundstücken des Leipziger Platzes vorbeiging, die von diesen nur durch die frühere Grenzmauer des Vossschen Gartens getrennt waren. Man hatte sie als sogenannte Maske bewahrt, um die Besitzer der angrenzenden Leipzigerplatz-Grundstücke zum Erwerb derselben zu zwingen, wenn sie ihre Grundstücke mit Fronten, Fenstern und Ausgängen nach der Strasse ausbauen wollten. Sonst durften sie nach der bestehenden Bauordnung hart an der Grenze nur fensterlose Brandmauern errichten, die

nirgend in die Luftlinie des fremden Besitzes hineinragten,

Eine Anzahl dieser Adjazenten hatte schon die an sie grenzenden Mauerfluchten erworben, für die wir einen sehr mässigen Preis — die Selbstkosten des Grund und Bodens der halben Strassenbreite der Vossstrasse — forderten. Nun fing das Marineministerium, das auch Adjazent war, Verhandlungen über den Erwerb der sein Grundstück sperrenden Mauer an und wir forderten denselben von anderen gern und unweigerlich gezahlten Preis. Darauf kam nach langer Bedenkzeit eine im bekannten Bureaustil gefasste Antwort, die in mein geliebtes Deutsch übertragen, ungefähr sagte: Wir wären wohl verrückt, für ein Stückchen Mauer, mit dem wir selbst ja garnichts anfangen könnten, einen solch unsinnigen Preis zu verlangen. Ich anwortete sehr höflich, wenn der geforderte und von den anderen gezahlte Preis zu hoch erschiene, so möchten sie sagen, was sie zu zahlen bereit wären. Darauf erfolgte — keine Anwort. Im nächsten Frühjahr baute das Marineministerium einen bis an unsere Mauer gehenden Seitenflügel mit fensterloser Brandmauer; aber auf dieser wurden zur Verzierung in kräftig herausgearbeitetem Hautrelief Adler mit Donnerkeilen, Blitzen, Lorbeerkränzen und sonstigem Ruhmesgemüse angebracht, die in unsere Luftlinie hineinragten. Ich fand das zwar sehr sinnig, geschmackvoll und hübsch, fühlte aber keine Veranlassung, auf unserem Terrain für die Grosstaten der kaiserlichen Marine Triumphbogen zu errichten und bat, dieselben fortnehmen zu lassen.

Einige Tage darauf erschien in einer Berliner Zeitung ein sehr unverschämter Artikel: Eine, ziemlich kenntlich bezeichnete Gesellschaft habe an das Marineministerium das unerhörte Ansinnen gerichtet, die kaiserlichen Embleme von seinem Gebäude abnehmen zu lassen: aber der kaiserliche Adler, der den Ruhm der deutschen Flagge in allen Meeren verbreite, werde sich hier in seinem

Horst nicht vor dem Gebot einer obskuren Privatgesellschaft zurückziehen. Bum! Bum! Trara!

Natürlich wurde mir das Zeitungsblatt brühwarm unter Kreuzband mit dem rot angestrichenen Artikel von einem anonymen Freund zugeschickt. Ebenso natürlich ist, dass ich mich sehr über denselben amüsierte, ihn ruhig beiseite legte und wartete. Und ich hatte auch nicht lange zu warten, da erhielt ich den Besuch eines geheimen Marinerats. Der Herr war offenbar etwas verlegen und wusste nicht recht den Anfang zu finden, als ich ihn fragte, was mir die Ehre verschaffe. Das Zeitungsblatt mit dem ominösen Artikel und dem dicken Rotstiftstrich lag auf dem Tisch. Nach einigen Umschweifen kam er endlich auf die Sache; ich hätte verlangt, die Verzierungen auf dem Giebel sollten fortgenommen werden; das ginge aber nicht, denn die Polizei hätte ihnen aus ästhetischen Gründen aufgegeben, die Verzierungen anzubringen. Aber doch nicht auf unserem Terrain? wandte ich ein. „Ja, das müssen wir doch, wir haben ja sonst keinen Platz —“ Daran hätten Sie früher denken und einige Zoll zurückbauen — oder die Mauer von uns kaufen sollen; dann hätten Sie machen können was Sie wollten — sogar Fenster und Türen. — „Sie forderten ja aber solchen exorbitanten Preis!“ — Durchaus nicht; die anderen haben den Preis gern bezahlt. Übrigens habe ich angefragt, was Sie denn zu geben bereit seien. Sie haben mich nicht einmal einer Antwort gewürdigt; jetzt sehen Sie, wie Sie fertig werden. Da legte sich der Mann aufs Bitten; ich solle doch nicht so sein, die Mauer sehe doch jetzt so hübsch aus, und ich mache gewiss nur Spass. Nun hatte ich ihn, wo ich ihn haben wollte, deutete auf das Zeitungsblatt und erklärte ihm, nachdem so ein gemeiner Artikel gegen uns veröffentlicht sei, habe der Spass für uns aufgehört. „Den haben wir doch aber nicht verfasst.“ — Dass Sie ihn nicht verfasst haben, glaube ich Ihnen gern, dazu ist er viel zu schlecht geschrieben, aber

jedenfalls haben Sie die Veröffentlichung veranlasst und das Material dazu gegeben, und damit haben Sie mir jede Möglichkeit abgeschnitten, nachzugeben. Also bitte ich um die Erklärung, ob Sie gutwillig in Ihre Luftlinie zurückrücken wollen, oder ob Sie mich zur Klage zwingen.

Nun bat er um Zeit, da er erst dem Marineminister Vortrag über die Sache halten müsse, versprach aber, in acht Tagen Antwort zu geben und ging sehr bedrippt weg.

Natürlich verstrichen acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen und ich hörte nichts. Darauf erneuerte Anfrage meinerseits und Androhung sofortiger Klage. Darauf die kurze Antwort, der Marineminister werde die Verzierungen fortnehmen lassen. Aber er tat es nicht, bis mir endlich die Geduld riss und ich ein Ultimatissimum stellte.

Einige Tage darauf ging ich durch die Vossstrasse und sah zu meiner Verwunderung, dass auf unserem Trottoir hohe Gerüste aufgebaut wurden, ohne dass bei uns deshalb angefragt worden war. Ich schrieb also wieder, die Bauten auf unserem Eigentum sollten sofort eingestellt und die Gerüste beseitigt werden, widrigenfalls ich ein gerichtliches Inhibitorium erwirken würde. Am anderen Tage erschien mein Geheimrat wieder, bleich, fassungslos, wirklich dem Weinen nahe, „Ja, was wollen Sie denn eigentlich,“ schrie er. „Erst verlangen Sie, dass die Adler fortgenommen werden und nun wir es tun wollen, hindern Sie uns an der Ausführung?“

Ich wünsche nur, Herr Geheimrat, dass Sie endlich unser Privateigentum respektieren. Wenn Sie mir angezeigt hätten, dass Sie zur Wegnahme Löcher in unser Trottoir hauen wollten, um ein Gerüst aufzurichten, wenn Sie dazu um unsere Erlaubnis gebeten und sich verpflichtet hätten, nachher alles wieder in statum quo ante zu versetzen, so hätte ich Ihnen diese Erlaubnis gerne gewährt. Da Sie dies nicht für nötig gehalten haben, so muss ich auf Wegnahme derselben

bestehen, falls Sie nicht vorziehen, diese Erlaubnis nachträglich, nebst der Verpflichtung der Wiederherstellung, einzuholen. Darauf empfahl er sich, und am nächsten Tage erschien ein Maurermeister, der mir erzählte, das Marineministerium habe ihn mit der Fortnahme beauftragt und ob ich nicht so gut sein wolle, ihm das Aufstellen von Gerüsten zu gestatten. Das bewilligte ich ihm sofort; die Arbeiten hatten nun ihren Fortgang, es wurden Nischen in die Brandmauern eingehauen, in diese die Reliefs versenkt, und der Adler war vor der obskuren Privatgesellschaft zurückgewichen.

Man finde es nicht kleinlich, dass ich in dieser Weise auf unserem Recht, auf der Achtung des Privateigentums bestand. Das war durchaus nötig, und wenn es früher geschehen wäre, wenn X. nicht aus Konvenienz gegen alles, was eine Behörde war, gestattet hätte, dass Rohrpost, Staatstelegraph, Elektrizitätsdrähte, alles denkbare durch die Vossstrasse gezogen, dass die Stadt und der Staat über unser Eigentum ganz souverän disponierten, als wäre es eine öffentliche Strasse, ohne sie als solche übernehmen zu wollen, so wäre die Deutsche Baugesellschaft sie schon längst los gewesen.

Diese Nichtachtung des privaten Eigentums, ein entschieden sozialistischer Zug, der mehr und mehr die Anschauungen der ganzen modernen Gesellschaft durchdringt, hat einen seiner ausgeprägtesten Repräsentanten in dem grossen Post-Stephan, mit dem ich auch mehrere Kämpfe auf diesem Gebiet auszufechten hatte. Ich war froh, dass meine Seeschlacht mit dem Marineadler glücklich beendet war, ehe meine Aufsichtsräte davon Wind bekamen, die mich sonst gehindert hätten, wie sie mich in der Angelegenheit der unentgeltlichen Hergabe der Dächer zu Telephonzwecken hinderten. Diese beanspruchte Stephan als sein gutes Recht, ebenso wie die unentgeltliche Beförderung aller Postsachen durch die Eisenbahnen und die kostenfreie Einrichtung von Postämtern, wovon ich bei Erbauung des Kaiserhofs ein Liedchen zu singen hatte. Der Kaiser-

hof wünschte ein Postamt zu haben, und Stephan schickte uns einen Vertragsentwurf zu; als ich diesen las, standen mir meine paar Haare zu Berge: alle Rechte waren auf Stephans, alle Pflichten auf Seiten des Kaiserhofs. Nicht nur, dass wir das grosse Lokal unentgeltlich hergeben sollten — das hätte sich ja allenfalls hören lassen. Aber wir sollten es heizen, beleuchten, die ganze Einrichtung bis zu den Tintenfässern und Federn, Briefbeuteln und Taschen der Briefträger gratis stellen; Reparaturen waren unsere Sache und über ihre Notwendigkeit entschied ohne Appell Stephan. Der Ersatz für Beschädigungen traf uns, wenn sie nicht erweislich durch Postbeamte geschehen waren. Von diesen Bestimmungen zum Beispiel machte die Post einmal folgenden Gebrauch: die mächtige Spiegelscheibe des Lokals hatte eines Tages einen grossen sternförmigen Sprung, der genau an der Stelle sass, wo ein beweglicher Gasarm, wenn man ihn drehte, die Scheibe berührte. Es lag auf der Hand, dass eine Unvorsichtigkeit des an dieser Lampe schreibenden Beamten den Sprung verschuldet hatte. Die Post lehnte aber ihre Ersatzpflicht ab; da es zwar, wie sie grossmütig zugab, wahrscheinlich, aber nicht erweislich sei, dass ihren Beamten die Schuld treffe, und wir mussten die Scheibe, die viele hundert Mark kostete, ersetzen.

Ich trug dem Aufsichtsrat den Kontraktsentwurf vor und beantragte, von der Einrichtung einer Post im Kaiserhof abzusehen, da mir die Vorteile mit den grossen Kosten nicht im Einklang zu stehen schienen. Indessen, ich wurde überstimmt, und von der Heydt gab mir den Rat, eine Audienz bei dem Postpascha nachzusuchen; er sei äusserst liebenswürdig und zuvorkommend, interessiere sich lebhaft für den Kaiserhof und werde gewiss uns bessere Bedingungen bewilligen. Ich war zwar ein etwas ungläubiger Thomas; indessen, was blieb mir übrig? Die Audienz wurde erbeten und bewilligt, und als ich eine Weile antichambriert und mir die Zeit mit einem

splendiden Postmarkenalbum vertrieben hatte, erschien Stephan, stellte sich vor mich hin und sprach; — eigentlich genau so, wie der Photograph O.: „Sind Sie bereit, Herr Hensel, den Vertrag genau, wie er entworfen ist, anzunehmen, so will ich Ihnen ein Postamt im Kaiserhof geben, sonst nicht.“ Damit entliess mich der „liebenswürdige und zuvorkommende“ Herr, ohne mich auch nur zu Worte kommen zu lassen — und wir unterschrieben den Kontrakt; also hatte er ja auch eigentlich Recht.

Ich komme nun zur letzten Katastrophe der Deutschen Baugenossenschaft.

Die Jahre 1886, 1887 und 1888 verliefen ruhig; Wir zahlten nach Tilgung der scheinbaren Unterbilanz 1886 4 Prozent, 1887 3 $^5/_8$ Prozent, 1888 7 Prozent Dividende, verminderten den Grundbesitz der Gesellschaft um zwanzig Grundstücke, darunter alle die schlechten, die wir nach Z's Tätigkeit hatten zurückerwerben müssen, an zahlungsfähige Käufer und mit beträchtlichem Nutzen, bauten alle Grundstücke, die noch in unserem Besitz blieben, solide aus und sammelten einen Baarfonds von etwa zwei und einer halben Million Mark auf, der zinsbar auf der Deutschen Bank niedergelegt war. Ich bemerke, dass die Dividende von 7 Prozent 1888 eine extraordinär hohe war, durch endgiltigen Gewinn des Taubenstrassenprozesses. Da nun die Aufgaben, die sich die Gesellschaft nach Lage der Sache stellen konnte, in der Hauptsache erledigt waren, wenn man nicht zu neuen Geschäften schreiten wollte, wogegen sich ja die Aktionäre leidenschaftlich ausgesprochen hatten, so schlugen wir der Generalversammlung für das Jahr 1888 vor, die Liquidation der Gesellschaft zu beschliessen. Diese war ja eigentlich schon seit Jahren in der Durchführung begriffen; sie war der Wunsch des grössten Teiles unserer Aktionäre, und die Verhältnisse waren jetzt so geklärt, das kein triftiger Grund vorlag, den formellen Beschluss länger hinauszuschieben. Wäre dieser Beschluss gefasst worden, so konnte die Liquidation in wenigen Jahren

glatt beendet sein, und sie würde wohl mindestens zum Paricourse erfolgt sein. Indessen, es kam anders.

Schon seit einiger Zeit hatten zwei Leute angefangen, sich für die Deutsche Baugesellschaft zu interessieren, die des denkbar schlechtesten Rufes in jeder Beziehung sich erfreuten und schon den Ruin mehrerer Unternehmungen auf ihrem Gewissen hatten. Gänzlich skrupellose Spekulanten, hatten sie es verstanden, wo sie sich in eine Gesellschaft eindrängten, diese bald ganz in ihre Hände zu bekommen, und das um so leichter, da alle anständigen Menschen ihnen bald und gern den Platz räumten, um nichts mit ihnen zu tun zu haben. Die Deutsche Baugesellschaft, wie sie 1889 bestand, war ein gefundenes Fressen für sie. Alle Arbeit war getan, die Bauten fertig, steigende Dividenden, der grosse Prozess gewonnen, ein bedeutender Reservefonds angesammelt, und vor allen Dingen 2½ Millionen baaren Fonds vorhanden — das Gericht war fertig gekocht und L. und Sternberg erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Die Wege, die sie gingen, sind mir natürlich nicht alle klar; öffentlich zankten sie sich; aber faktisch gingen sie Hand in Hand, Sternberg war der Kapitalist, L. der Schlepper. Als es ruchbar wurde, das wir 7 Prozent Dividende geben würden, stiegen natürlich die Kourse unserer Aktien rapide; eine ganze Anzahl unserer Aktionäre benutzte diese Gelegenheit, ihre Aktien mit Vorteil gegen ihren Ankaufspreis loszuschlagen. Sternberg kaufte auf, was auf den Markt kam; dadurch wurde der Preis wieder getrieben; ist eine solche Bewegung erst im Gange, so steigert sie sich fort und fort, vires acquirit eundo. Wahrscheinlich operierte nun Sternberg so, dass er die verkauften Aktien zu immer höheren Coursen seiner Clientel aufhalste, wieder kaufte, wieder mit Gewinn abgab, und so bald einen beträchtlichen Aktienbesitz in den Händen seiner Treuergebenen ansammelte. Der Cours stieg auf Pari, auf 110, 115, 120. Da erschien eines

Tages, von L. unterzeichnet, ein langer Zeitungsartikel in den Börsenblättern, der mit allem Anschein der Gründlichkeit und aktenmässigen Darstellung eine Taxe unserer sämtlichen Grundstücke gab, wonach sie einen ganz exorbitanten Wert hätten, der den schon übertrieben hohen Cours bei weitem übersteigen sollte. Diese vermeintliche Taxe war vollständig fingiert und wimmelte von den tollsten Fehlern, abgesehen von ihrer wissentlichen Übertreibung. Mich wurmte das freche Belügen des Publikums und ich wich von meinem bis dahin streng eingehaltenen Grundsatz, nie etwas in der Presse Veröffentlichtes zu berichtigen, diesmal ab, und übersandte den Zeitungen eine kurze Notiz, von der Direktion der Deutschen Baugesellschaft unterzeichnet, die Taxe beruhe auf irrigen Voraussetsungen, sei geeignet, falsche Begriffe von dem Wert unserer Grundstücke zu verbreiten, und wir seien gern bereit, denen, die sich dafür interessierten, weitere Aufklärungen in den Geschäftsstunden auf unserem Bureau zu geben. — Sollte man es glauben? Nicht ein einziger Mensch kam zu uns, sich authentische Auskunft zu holen; dagegen gingen die Aktien sprungweise in die Höhe bis 139 ½. Fast alle unsere Aktionäre entledigten sich zu diesen Coursen ihres Aktienbesitzes und alles ging in die Hände von L., Sternberg und Konsorten. Mundus vult decipi.

Die Generalversammlung nahte heran; die Anmeldungen zu derselben bestätigten, was wir erwartet hatten. Es waren lauter neue Namen, teils ganz unbekannte, teils nur zu bekannte. Das Schicksal der Deutschen Baugesellschaft war besiegelt. In der der Generalversammlung vorhergehenden Aufsichtsratssitzung beschlossen meine Herren, die erste Abstimmung abzuwarten und wenn diese, was sicher war, gegen uns ausfiele, in corpore ihre Ämter niederzulegen. Und so geschah es: die Liquidation wurde abgelehnt. Delbrück erhob sich und erklärte, da die jetzige Majorität nicht mehr mit den

Ansichten des Aufsichtsrats übereinstimme, gäbe dieser seine Entlassung. Darauf wählten die Aktionäre Sternberg zum Vorsitzenden des neuen Aufsichtsrats, ausserdem lauter Kreaturen von ihm. Die Dynastie Delbrück-Hensel war gestürzt.

Wir schüttelten uns die Hände; siebzehn Jahre hatten wir zusammen gearbeitet; es war eine mühselige und freudlose Arbeit gewesen, aber doch ein starker Kitt für die Menschen, die sie geleistet hatten. Wir waren alle gerührt, als wir zum letzten Male schieden.

Am andern Morgen erschien Sternberg auf dem Bureau. Er machte einige schwächliche Versuche, mich zum Bleiben in der Gesellschaft zu bewegen; es war ihm offenbar unangenehm, dass alles ablehnte, mit ihm zusammen zu wirken. Natürlich lehnte ich Sternbergs Anerbieten auf das Entschiedenste, aber sehr kühl ab, und ich hatte die Genugtuung, dass er fortschlich wie ein geprügelter Hund. Ich nahm sofort Urlaub, dessen ich auch dringend bedurfte, denn die letzte Zeit hatte mich doch furchtbar heruntergebracht, und reichte meine Demission zum 1. Juli ein.

Seitdem ist die Deutsche Baugesellschaft so gut wie tot. Die Aktien gingen, nachdem die Hausse ihren Dienst getan hatte, stetig herunter und stehen seit Jahren ungefähr 75 bis 76. Wahrscheinlich hat Sternberg zu solchen Coursen seinen Opfern die teuer erkauften Aktien grossmütig wieder abgenommen und so erst an den steigenden, dann an den fallenden Coursen erklecklich verdient. Von Bauten ist, ausser einem Hause in der Jägerstrasse, das wir schon zu bauen geplant hatten, nichts ausgeführt. Es wurden einige Verkäufe abgeschlossen mit ganz lächerlich geringem Nutzen; die gezahlten Dividenden sanken bis auf zweieinhalb Prozent herab, vor allem aber bemächtigte sich Sternberg der zweieinhalb Millionen baaren Geldes, nahm sie aus dem Depot der vertrauenswerten und potenten Deutschen Bank und legte sie bei seiner Bank nieder, wo er nach

Belieben damit schaltete, bis er jetzt, steckbrieflich verfolgt wegen gemeiner Verbrechen, nach England flüchten musste.

Für mich aber brach mit dem Austritt aus der Deutschen Baugesellschaft eine neue Morgen- oder vielmehr Abendröte an. Ich rechne die siebzehn Jahre, wo ich diese Kette schleppen musste, zu meinen schwersten Erinnerungen und danke Gott, dass sie vorbei sind.

Eine Oase in der weiten Wüste der Deutschen Baugesellschaft war die Herausgabe der „Familie Mendelssohn". Wie ich dazu kam, das Buch zu schreiben, habe ich schon erzählt. An eine Herausgabe hatte ich nicht entfernt gedacht. Nun wurde ich allmählich von den Freunden, welche das Manuscript gelesen hatten, dazu gedrängt, und es ward mir zum Heil, denn ich bekam die Freuden der Autorschaft in reichem Maasse zu kosten, und ich kann es dankbar bekennen, kein einziges der damit so häufig verknüpften Leiden. Der Erfolg des Buches war wirklich ein ganz ausserordentlicher und ungeahnter, ein solcher, wie ihn ein derartiges Buch vielleicht noch nie gehabt hat. Und er ist ein dauernder. Es sind bis jetzt acht Auflagen*) erschienen, und man kann wohl sagen, dass das Buch in die Reihe der klassischen Werke eingerückt ist, die in keiner Familienbibliothek fehlen. Kein Mensch konnte einen solchen Verlauf voraussehen.

Eine andere Oase waren meine Malereien. Ein nicht ganz unbegabter Dilettant ist eigentlich ein sehr beneidenswertes Wesen. Die Freude am Schaffen hat er genau so, wie der wirkliche Künstler; vielleicht mehr; denn der Künstler ist gewiss nie zufrieden mit dem, was er leistet, und der Dilettant findet alles so sehr hübsch. Und die anderen, sein Publikum, sind auch zufrieden mit dem was er macht, und an Bestellungen fehlt es ihm nie; er behält keins seiner Meisterwerke als Ladenhüter

*) In diesem Jahre erschien die 11. Auflage.

auf dem Halse, die Kritik zerpflückt ihn nicht — lauter vergnügte Gesichter. —

Und eine dritte Oase waren die Vorlesungen über römische Kaisergeschichte, die ich zwei Winter und ein Sommersemester bei Mommsen hörte und die ein grosser, einziger Genuss waren. Ich hatte Mommsen auf einer Gesellschaft bei Delbrücks kennen gelernt, und das Glück wollte, dass ich durch einen Witz Gnade vor seinen Augen fand. Ich stand mit Frau Delbrück plaudernd an einem Kaminsims, auf das eine Menge Weingläser, darunter einige feingeschliffene Römer, gestellt waren. Mommsen trat hinzu und warf durch eine ungeschickte Armbewegung eins dieser Rheinweingläser herunter. Er entschuldigte sich sehr, darauf sagte ich: Herr Professor, wir verdanken Ihnen so viele ganze Römer, dass wir Ihnen auch einen zerbrochenen zu Gute halten können. Delbrück sagte mir nachher, dass Mommsen ihm sogleich diese Bemerkung wiedererzählt habe; sie hatte ihm offenbar gefallen.

Nun hatte ich es immer bedauert, dass Mommsen nicht die römische Kaisergeschichte geschrieben hatte; seine römische Geschichte war stets eines meiner Lieblingsbücher gewesen. Da traf es sich im Wintersemester 1882/83 so glücklich, dass er die Kaisergeschichte, und zwar morgens von acht bis neun las, so dass ich sie vor Beginn meiner Bureaustunden hören konnte; man musste nur etwas früh aufstehen; aber der Genuss dieser Stunden war ein unvergleichlicher. Ich hatte meinen Platz ganz vorn am Katheder, so dass ich vortrefflich hören, und vor allen Dingen auch ihn und sein ausdrucksvolles Gesicht genau sehen konnte. Wenn er dann da oben stand und über einen grossen Kaisersünder Gericht hielt, dann war der Eindruck manchmal ein dämonischer und ganz überwältigender. Manchmal liess er sich auch wohl durch sein Temperament hinreissen, und er sagte mehr und ging weiter, als er gewollt hatte. So einmal, als er sich in eine Rage über Konstantin den Grossen hineinredete,

und den Armen so zerpflückte, dass nicht ein gutes Haar an ihm blieb. Die nächste Stunde kam er dann noch einmal auf ihn zurück und setzte ihm an Stelle des ausgerissenen Schopfes ein dürftiges Perrückchen kärglichen Lobes wieder auf. Immerhin ist mir Mommsens und Treitschkes durch Hass und Liebe mitunter getrübtes Urteil tausendmal lieber, als Rankes kühle farblose sogenannte Unparteilichkeit. Einmal, als Mommsen wieder streng ins Gericht ging mit einem grossen Missetäter auf dem Thron der Welt, war irgend etwas an seiner Halsbinde in Unordnung, was ihn offenbar sehr genierte. Er hatte schon eine ganze Weile ungeduldig daran herumgezerrt, dabei den Strom seiner Rede keinen Augenblick unterbrechend; plötzlich machte er Kehrt, drehte dem Auditorium den Rücken zu und die Halsbinde zurechtknüpfend sagte er, mit dem Gesicht gegen die Wand: „Nun, es wird doch noch erlaubt sein, in der Geschichte von Sittlichkeit zu sprechen.“ — Das Kolleg war höchst interessant. — All die alten dummen hergebrachten Ideen von der Kaiserzeit, die man auf der Schule bekommen hatte, fielen zusammen, und man bekam ebenso zum ersten Mal einen Begriff von der Kaisergeschichte Roms, wie man einen solchen durch Mommsen von dem republikanischen Rom erhalten hatte.

Nur eins war mir auffallend und erschien mir wie eine grosse Lücke: Mommsen erwähnte des Christentums im ganzen Kolleg nicht mit einem Worte. — Als aber der fünfte Band seiner Geschichte im Druck erschien, war ich enttäuscht: für den, der das Kolleg gehört hatte, machte es einen farblosen Eindruck, etwa wie ein Kupferstich gegen das Gemälde gehalten, nach dem er gemacht ist.

Die ersten sieben Jahre, die wir in Berlin verlebten, waren für mich die unglücklichsten meines Lebens. Es kamen mehrere erschwerende Umstände dazu, diese Jahre für mich zu so ganz besonders öden zu machen. Ich hatte meinen Beruf aufgegeben und eine mir ganz fremde, unsympathische Tätigkeit ergreifen müssen: ich hatte sie

ergriffen, weil sie mir einen grossen, praktischen Wirkungskreis zu verheissen schien — die Markthallen. Diese Fata morgana war schnell verschwunden und hatte nur die Aussicht auf eine grosse Wüste zurückgelassen. Zu alledem kam als kaum zu Ertragendes für mich, dass ich zum ersten Male in meinem Leben in einer eigentlichen Stadtwohnung hauste. Leipziger Strasse 3, im Gartenhause, wo ich die ersten siebzehn Jahre meines Lebens gewohnt hatte, war so gut wie ein Landaufenthalt. Dann war ich gleich auf das wirkliche Land gekommen. Das Elend einer Mietswohnung, den Lärm, den Staub, das Zusammenwohnen mit vielen Menschen hatte ich also bisher nicht zu spüren bekommen. Unsere Berliner Wohnung in der Mohrenstrasse wurde mir trotz ihrer schönen Räume von Tag zu Tag unerträglicher. Und endlich Anfang 1880 konnte ich es nicht mehr aushalten. So zogen wir nach Westend und wohnten dort zunächst in einer Mietswohnung. Während des ersten Sommers waren meine Frau und ich öfter Abends die Ahornallee entlang gegangen. An der schönen Werkmeisterschen Villa vorbei kamen wir an ein greuliches, langes, ödes Ziegelsteingebäude, in kahler Umgebung schneeweisser Sanddünen mit einigen krüppeligen Kiefern. Wir waren darin einig, dort möchten wir nicht begraben sein. Da ging ich eines Tages zu Werkmeister und fragte ihn, ob er nicht in Westend ein kleines, bescheidenes Haus wisse, das man ein Jahr zur Probe bewohnen und dann, wenn es einem gefiele, kaufen könne? — „Gewiss, sagte Werkmeister, hier nebenan", — und er zeigte auf das Modell eines Krankenhauses, das unseren Abscheu schon so oft erregt hatte.

Da? Nicht für die Welt! entgegnete ich schaudernd. „Nun, Sie haben es ja noch gar nicht gesehen." — Ist auch gar nicht nötig, das kann mir nicht gefallen. — Halb mit Gewalt schleppte mich Werkmeister hinein. Ich sah behagliche Zimmer, ich sah vor allem den herrlichen Blick aus den Fenstern über das weite Tal, grüne

Bäume, den Tiergarten, im Hintergrunde die Türme Berlins — jetzt ist das alles längst von Charlottenburg aus zugebaut, von mir aus zugewachsen —, im Augenblick stand ein fertiger Plan in meinem Kopfe: den öden Sandfleck daneben zu kaufen, einen grossen Balkon auf der fensterlosen Giebelwand zu bauen, der Nordseite hat, also im Sommer kühl und schattig ist — und als ich das Haus verliess, hatte ich gemietet, mit Vorkaufsrecht, wenn's uns gefiele.

Dies war ein glücklicher Wendepunkt in meinem Leben. Ich hatte wieder ein Heim, in dem ich mich behaglich fühlte; das wohltuende Gefühl, wenn ich Abends aus dem Hexenkessel Berlin in mein stilles Westend zurückkehrte, stumpfte sich nie ab, es erfüllte mich stets mit innigem Behagen. Und ich hatte wieder den Besitz eines Stückchens Erde, auf dem ich meine eigenen Dummheiten machen konnte. Freilich, gegen meine fünftausend Morgen in Barthen ein kleines vorerst. Aber es vergrösserte sich mit der Zeit und gab mir tausend liebe Beschäftigungen. Der Abend meines Lebens gestaltete sich freundlicher, als ich es lange Zeit hatte hoffen dürfen Der grosse Balkon wurde gebaut, das Haus in verschiedener Hinsicht bequemer gemacht; der Garten gedieh. Anfangs war das Haus recht eng; indessen war schon abzusehen, dass die Zeit nahe war, wo die jungen Vögel das Elternnest verlassen würden, und es kam der Moment, wo meine Frau und ich wieder allein am Tisch sassen, wie in den ersten Barthener Jahren. Ich bin am Ende dessen, was ich erzählen wollte.

P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin SW. 11.